This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

161. e. 2

Aus dem Leben einer Verstorbenen.

Zweiter Band:

Verschollene Herzensgeschichten.

Nachgelassene Memoiren

von

Karoline Bauer.

Bearbeitet

von

Arnold Wellmer.

Erster Band.

Berlin.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

1880.

Verschollene Herzensgeschichten.

Nachgelassene Memoiren

von

Karoline Bauer.

Bearbeitet

von

Arnold Wellmer.

Erster Band.

Vita quid est? Somnus, bulla, vitrum, glacies, flos, fabula, foenum, umbra, cinis, punctum, vox, sonus, aura, nihil.
Alte Grabschrift in Frankfurt a. M.

Berlin.
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1880.

161 e 2

Inhalts-Verzeichniß.

Band I.

Seite

Ein Wort zur Verſtändigung I
In meiner Hand zittert die Feder 1

I. Das Paradies der Kindheit.

1. Glückliches Kind 7
2. Stella 10
3. Alte Briefe 31
4. Die beiden Konſtanzen 36
5. Erſte Fäden zum Netz 64
6. Der Mutter Heimat 71
7. Unterwegs 104

II. Vom Baume der Erkenntniß.

1. Auf ſchiefer Ebene 139
2. Erſte Verſuchungen 151
3. Weder Glück noch Stern 174

III. Schlangenringe.

1. Neues Leben 203
2. Des Herzens Dämonen 213
3. Bei Sr. Majeſtät 325
4. Herzog Mephiſto 391
5. Prinz Don Juan 403

Ein Wort zur Verständigung.

„Und dennoch wollen Sie die hinterlassenen Memoiren der Bauer veröffentlichen, obgleich deren Briefe schon so viel böses Blut gemacht haben — und nach Ihren eigenen bitteren Erfahrungen an der Verstorbenen?“

„Und dennoch, Herr Professor!“

Mit ironischem Lächeln: „Aus Pietät?“

„Nein! Vielleicht sogar au contraire! Daß ich für Karoline Bauer keine Pietät mehr fühlen kann, weiß alle Welt, — und Sie, Herr Professor, wissen es noch besser, da ja auch Sie Ihre bösen Erfahrungen an der Doppelzüngigkeit unserer verstorbenen Freundin gemacht haben, die in's Gesicht so niedlich und klüglich mit Sammetpfötchen zu streicheln wußte, daß wir ihre tückischen Krallen erst merkten, als es — zu spät war. Würden Sie z. B. heute noch „aus Pietät“ jenes liebenswürdige Neujahrsgedicht an „des Bergs verehrte Fee“ richten, das erst vor drei Jahren niedergeschrieben ist und heute — meine Autographen-Sammlung ziert? — Schwerlich?

„Ich veröffentliche die Memoiren also nicht aus Pietät, sondern zunächst, um den theuren Hinterbliebenen gegenüber mein von ihnen öffentlich bestrittenes Recht an diesen Memoiren durch ihre Veröffentlichung zu behaupten.“

„Dann gestehe ich Ihnen gern, daß es für mich als Schriftsteller von jeher einen eigenen psychologischen Reiz gehabt hat: — der Menschenseele forschend in ihre Tiefen

und Untiefen zu folgen und das im wirren Taumel des Lebens verblühte und verknöcherte Menschenherz in seine Uratome zu zerlegen und logisch und seelisch herzuleiten aus der reinen sonnigen Frühlingszeit einer unschuldsvollen Jugend . . ."

„Und so ergeht es mir mit dem Leben Karoline Bauers, — obgleich ja von einer persönlichen Freundschaft keine Rede mehr sein kann. Persönlich ist die Verstorbene mir so fern gerückt, als hätte sie vor Jahrhunderten gelebt. Sie könnte eben so gut Frau Potiphar, Aspasia, Messalina, Lucrezia Borgia — oder Adrienne Lecoureur, Ninon de Lenclos, Madame de Montespan heißen und sie würde mich psychologisch nicht weniger interessiren, wenn ich in das Herzens- und Seelenleben dieser verschollenen Schönheiten eben so tiefe vertraute Blicke hätte thun dürfen und wenn ihre Memoiren auf Papyros oder Pergament eben so leserlich vor mir lägen, wie hier bei Karoline Bauer.

„Nur das literarisch-psychologische Interesse ist geblieben: mit der Feder — dem Secirmesser der Seele — einem von Gott groß und schön und glücklich angelegten Menschenleben von seiner ersten Blüte an zu folgen — durch alle Phasen der Entwickelung hindurch — auf sonnige Höhen — in schattendunkle Tiefen — in verschlingende Untiefen . . . bis zu einem grauenhaften Sterben . . .

„Und so will ich denn versuchen, dies mir interessante psychologische Problem — dies wirre Menschenräthsel in der Bearbeitung dieser Memoiren zu lösen.

So viel ist mir heute schon klar: dies reichbegnadete Frauenleben ging trostlos verloren — aus Mangel an einem festen Charakter und sittlichem Halt — in krankhafter

Eitelkeit und Selbstgefälligkeit — und in unsterblicher Lust an Lüge und Intrigue ... Alles gelernt und geübt und großgezogen auf der gefährlich glatten schiefen Ebene einer bretternen Welt ...

„Wie das Alles so nach und nach gekommen und geworden — das will ich in diesem Buche zu entwickeln versuchen. Auch abschreckende Beispiele können heilsam wirken .."

Diese Unterredung — ungefähr — fand bei meiner letzten Anwesenheit in Zürich statt, wohin mich die Verfolgung meines Prozesses gegen den Grafen Ladislaus Plater geführt hatte.

N. B. Dieser Prozeß schwebt noch immer in erster Instanz — seit zwei Jahren. Ich kann hier nur zwei Privat-Urtheile veröffentlichen.

Ein Schweizer Jurist, der sämmtliche Akten geprüft, schreibt mir: „Karoline Bauer war eine geniale Schwindlerin!"

Und Dr. Gottfried Keller, der als literarischer Sachverständiger und amtlich bestellter Schiedsrichter sein Urtheil gleichfalls aus den Gerichts-Akten geschöpft, spricht mir bei Niederlegung dieses Amtes brieflich sein Bedauern aus über „die legatorischen Schwindeleien der Bauer", deren Opfer ich geworden. —

Mit dieser Erfahrung im Herzen, lege ich hier den ersten Band von Karoline Bauers „Nachgelassene Memoiren" vor den Leser — in meiner Bearbeitung. Diese ist eine eben so selbständige, wie bei allen Büchern, die bis jetzt unter dem Autor-Namen Karoline Bauer erschienen sind. Das war bei dem Mangel an jedem literarischen Können der Verstorbenen durchaus nöthig — wenn die Bühnen-Erinnerungen der einst gefeierten Künstlerin überhaupt erscheinen sollten.

Und daß sie dazu berechtigt waren, beweist der große und allgemeine Beifall, mit dem diese Bücher vom Publikum aufgenommen wurden.

Karoline Bauer vermochte mir nur das Material zu liefern: aus einem reichbewegten interessanten Künstler- und Menschenleben. Das gab den Kanevas und die bunten, meist recht wirren Fäden, Wolle und Seide und einzelne Perlen ... Meine Feder war die fleißige Stickerin, welche Ordnung in das Chaos brachte und die Arbeit machte und von Eigenem und Fremden hinzuthat, wo's zur Klarheit und Abrundung des Bildes Noth that oder an stimmungsvollen Farbennuancen fehlte.

Unsere Verstorbene glich hierin jenen gnädigen Frauen, die zu Weihnachten oder zum Geburtstage ihre Lieben mit ganz eigenhändigen kunstvollen Stickereien überraschen — aus dem Tapisseriegeschäft. Nur zog sie es vor, zu sterben, ohne ihre Rechnungen zu bezahlen.

Das mir überlieferte Material zu dem vorliegenden Buche besteht aus: dem eigentlichen Memoiren-Manuskript — aus Hunderten von ergänzenden Briefen und Zetteln — und aus mündlichen Erzählungen der Verstorbenen, die ich sofort in Notizen zu fixiren pflegte. — Was mir jetzt noch zur Abrundung meiner Arbeit zu fehlen schien, habe ich nach eigenem Ermessen aus längst gesammeltem Stoff dazu gethan. So manche Namen und Data, die der Verstorbenen in dem halben Jahrhundert nach jenen Erlebnissen ganz oder halb entfallen waren, wie sogar der Name jener „Madame Kracau", der in ihrem Berliner Leben eine so gefährliche Rolle spielt, aus einer anderen brieflichen Quelle geschöpft werden mußte.

— V —

Ein Räthsel ist mir ungelöst geblieben. Bis zu dem Tode der Bauer haben ich und alle Welt geglaubt: sie sei am 28. Mai 1808 geboren. Jetzt ersehen wir aus dem Taufschein am Anfang der Memoiren: der 29. März 1807 ist das richtige Datum.

Daß eine Frau — noch dazu eine alte Komödiantin — sich in thörichter Eitelkeit häufig um ein oder einige Jahre jünger vor der Welt zu machen sucht, ist ja eine bekannte, wenn auch wenig sinnvolle Thatsache. Der Franzose sagt mit Recht: Man ist so alt, wie man dem fremden Auge oder Gefühl erscheint!

Daß aber eine Frau — wenn auch Komödiantin — gerade um ein Jahr und zwei Monate vor der Welt jünger erscheinen möchte, als der Taufschein erlaubt — das verstehe ich absolut nicht. — Sollte vielleicht der Grund sein: am 28. Mai gibt es mehr schöne Blumen zur Huldigung für ein eitles Menschenkind, als am 29. März? —

Dieser vorliegende erste Band enthält die ersten zwanzig Blütenjahre aus dem Leben der Verstorbenen: die Jugendzeit in Heidelberg und Bruchsal — in der schweizer Pension — in Karlsruhe; die ersten Berührungspunkte mit dem später auf dies Leben so einflußreichen Vetter Christian von Stockmar und der herzoglichen Familie Koburg — den ersten verhängnißvollen Schritt auf die schiefe Ebene der Bühne — und die ersten Versuchungen unter dem Baume der Erkenntniß. Die Gefahren des Theaterlebens — Uebersiedelung nach Berlin und das dortige kunstfröhliche Leben in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, auch am Hofe König Friedrich Wilhelms III. Der Monarch, die Prinzen und Prinzessinnen treten in ganz eigenem Lichte vor uns auf,

besonders Herzog Mephisto (von Mecklenburg) und Prinz Don Juan (August von Preußen).

Der zweite und letzte, unter der Presse befindliche Band „Verschollene Herzensgeschichten" wird noch vor Ostern erscheinen und enthalten: Allerlei Verehrer — Einer von der alten Garde — Graf Samoilow und sein Kammerdiener — Henriette, die schöne Sängerin — Prinz Leopold von Koburg — Wiedersehn in Koburg — Gräfin Montgomery in England — Die griechische Krone — Gräfin Montgomery in Paris — Die belgische Krone — Wieder Karoline Bauer und auf den Brettern — Im heiligen Rußland — In Wien — Fürst Felix Lichnowsky — In Dresden — Frau Landräthin? — Graf Ladislaus Plater — Verdorben und gestorben . . .

Und hiermit lege ich die Feder aus der Hand und trete getrost vor das Gericht der öffentlichen Meinung. Ich hoffe man wird mir das Zeugniß nicht versagen: Non sine ira — — doch auch: Non sine studio!

Arnold Wellmer.

Blankenburg am Harz, Dezember 1879.

Vollmacht!

„Broëlberg, den 26. November 1870.

„Ich Endesunterzeichnete bevollmächtige Herrn Arnold Wellmer über meine **Manuſkripte und Briefe** ganz nach Gefallen zu verfügen ...

Die Vollmacht über meine Schriften kommt mir allein zu.

Wenn nach dem Wunſche des Grafen von Broël-Plater, ich als Karoline Bauer nur figurire, nicht als Gräfin, was mir ganz lieb iſt, deßhalb unterzeichne ich auch

Karoline Bauer".

„Ich ertheile hiermit Herrn Arnold Wellmer, Schriftſteller, zur Zeit in Wien, die Vollmacht: über meine ſämmtlichen Manuſkripte zu verfügen und nach meinem Tode auch über die Memoiren aus dem intimen Leben. Niemand hat das Recht, dagegen Einſprache zu erheben.

Gräfin von Broël-Plater.
Karoline Bauer.

Broëlberg, den 3. Februar 1874".

In meiner Hand zittert die Feder ... denn mir zittert das Herz — — das alte, vieldurchstürmte, schlafensmüde Herz doch gar eigen bei dem Gedanken: — wenn fremde Augen diese Zeilen lesen, hat dies Herz ausgeschlagen — ruht diese Hand starr und kalt unter der Erde! Staub — Asche meines Lebens! Dies arme Menschenherz, das einst so jugendfroh blühte und lachte, wie eine Frühlingsblume im ersten Sonnenschein, den das junge freudehelle Herz so gern für einen ewigen hält — — und das dann so viel geirrt und gefehlt, gelitten und geweint hat.

Und von diesem Herzen und seinen Dämonen und seinen alten verschollenen, längst gestorbenen Geschichten will ich hier erzählen — erzählen aber auch von fremden Herzen und ihren Dämonen und ihren alten verwehten und verschmerzten Geschichten, wie das Leben sie mir entgegenbrachte — — aus denen ich zuerst das Leben kennen lernte, als ich selber noch ein unschuldig dummes Kind war. Natürlich ist mir erst viel später, als ich selber schon vom Baume der Erkenntniß genascht und das Paradies der Unschuld verscherzt hatte, Alles so furchtbar klar geworden, wie ich es hier erzähle; aber die entsetzten Blicke, die das kleine unwissende Mädchen

schon damals in des Herzens Tiefen und — Untiefen that, wirkten doch noch im ganzen späteren Leben nach — — aufklärend und verzehrend. — —

Meine Künstlerlaufbahn liegt in meinen Büchern: „Aus meinem Bühnenleben“ und „Komödiantenfahrten“ offen vor den Augen theilnehmender Leser. Wenn ich hier in Kürze dennoch einige Einzelheiten wiederhole, die in jenen Büchern schon ausführlicher erzählt sind, so geschieht es nur mit Rücksicht auf das bessere Verständniß und auf einen logischen Zusammenhang.

Hier folgt nun mein Frauenleben. Das Leben einer Frau ist aber ihr Herz — und das Leben des Herzens ist die Liebe . . .

Ich bin in meiner Jugend viel geliebt worden. Aber die sonst so beglückende Liebe war mein Unglück. Es war nie die rechte Liebe — nie die wahre, läuternde, erhebende Herzensliebe. Ich habe in meinem ganzen bunten Liebesleben nicht das Glück gehabt, den — Rechten in der Liebe zu finden — den Einen, den Einzigen, den ich so recht von ganzem reinem Herzen hätte wiederlieben können. Dieser Eine, der nie kam, hätte mich nicht nur glücklich — er hätte mich auch gut machen können. Warum war mir dies Glück nicht beschieden? Ueber den Sternen wartet auch auf mich die Antwort. —

Einst — vor vielen, vielen Jahren — in meiner sonnigen schuldlosen Jugend hätte ich dies Glück erwidern — hätte ich wieder glücklich machen können. Aber der Rechte und die rechte Liebe kamen nicht — und so ist dies Herz und

dies Leben, von Gott zum Glück und zum Beglücken geschaffen, im tollen wirren Liebesspiel heißer verzehrender Leidenschaft — oder kühler kluger Berechnung nach und nach verloren gegangen . . .

Davon will ich hier erzählen, ehe der Tod mir die Feder aus der Hand nimmt, — den Lebenden! besonders den weichen und empfänglichen Herzen der Jugend! In der wehmüthigen Hoffnung: mein Leben mit seinen Blüthen und Dornen, seinen Irrthümern und Enttäuschungen, seinem Wollen und Werden könne für diese jungen unverlorenen Herzen eine Lehre werden, ein Spiegel — eine Warnung!

Und wenn diese Bekenntnisse eines verlorenen Lebens nur ein Menschenherz und ein Menschenleben retten, daß es sich nicht verliere in Taumel und Schwäche — so ist das Opfer dieser öffentlichen Beichte einer Sterbenden nicht umsonst gebracht.

Meine Beichte ist aber zugleich meine Buße!

Karoline Bauer.

Villa Broëlberg, 2. September 1874.

I.

Das Paradies der Kindheit.

Glaube und Unſchuld ſind zu finden
Nur bei den Kleinen!

Dante: Das Paradies.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Goethe.

1. Glückliches Kind!

Mögest Du dies nie verstehn,
Dir heil'ger Jugend Irren nie vergehn!
Rahel.

„Im Jahre Christi 1807 den neun und zwanzigsten März wurde in Heidelberg geboren und den zehnten April getauft Karoline Philippine Auguste Bauer.

Eltern: Herr Heinrich Bauer, Lieutenant und Adjutant unter dem Großherzoglich Badischen leichten Dragoner-Regiment, und dessen Ehefrau Christiane, geb. Stockmar von Koburg.

Taufpathen: Herr Amtmann Karl Wagner und dessen Ehefrau Karoline; Herr Oberamtmann August Becker in Braunschweig und Herr Major Bauer in Kassel; und in deren Abwesenheit für sie Charlotte Stockmar, geb. Ramdor aus Koburg."

So lautet mein Taufschein aus dem Kirchenbuche der evangelischen Heiligen Geist-Kirche zu Heidelberg.

Jene abwesenden Taufpathen sind meine Onkel und Tanten. Charlotte Stockmar ist die gute Großmutter, die Mutter meiner Mutter.

An meiner Wiege standen schon drei ältere Geschwister: das fünfjährige Lottchen, der vierjährige Karl und der zweijährige Louis. Aber es waren traurige Tage. Der Vater hatte nicht bei der Geburt und nicht bei der Taufe seines jüngsten Kindes gegenwärtig sein können. Er lagerte

seit Anfang März mit den badischen Truppen unter dem Marschall Lefèbvre vor Danzig, das sich erst am 27. Mai den Franzosen ergab.

Nach der Heimkehr aus diesem Feldzuge wurde der Vater als Oberlieutenant und Adjutant im 2. Dragoner-Regiment Heimrot nach Bruchsal versetzt — aber schon im Frühjahr 1809 mußte er wieder in's Feld hinaus — in den Tod... Bei Aspern wurde ihm, der kurz vorher zum Rittmeister avancirt war, am 22. Mai durch eine österreichische Kanonenkugel ein Bein abgerissen. Am Abend des 28. Mai ist er im Pfarrhause zu Breitenlee gestorben — fern von den Seinigen ... Daß es der entfliehenden Seele in ihrer inbrünstigen Liebe und Sehnsucht vergönnt war, daheim von Weib und Kind Abschied zu nehmen, habe ich in meinem „Bühnenleben" ausführlicher erzählt.

Ich war eine Waise, ohne es in meiner glücklichen Kinderunschuld zu ahnen. Des Lebens erstes Weh ging spurlos an dem fröhlichen Kinde vorüber. Ich hatte die liebevollste beste Mutter, die nur noch eine Lebensfreude hatte: ihre Kinder! Und ich liebte diese gute schöne Mutter, die bei dem Tode des Vaters erst 27 Jahre zählte, über Alles.

Ich wuchs in der wirren Kriegszeit wild und jungenhaft auf, wie die wilden Brüder. Vom Vater, in dessen Adern das heiße Blut der Poniatowski einst so ungestüm und leidenschaftlich gerollt hatte, daß die Mutter trotz der beiderseitigen innigen Liebe manche bange Thräne darüber vergoß, hatte ich das leicht erregte, stürmisch bewegte, heiße, leidenschaftliche Herz geerbt — zu meinem Unglück! Ich mochte vier oder fünf Jahre alt sein, als ich einmal schon auf dem Fensterbrett stand, um mich kopfüber aus dem zweiten Stockwerk auf die Straße hinabzustürzen — weil ich meinen ungezogenen Willen nicht haben sollte. Die Mutter ergriff mich noch, als ich schon halb über der Tiefe schwebte, und

brauchte dann kräftig den Rohrstock. Ich schrie, als steckte ich am Speer — küßte dann zärtlich die betrübte Mutter — und spielte nach wenigen Minuten mit den Brüdern lustig auf der Straße.

Dies leicht erregte — leicht getröstete — leichte, leichte Herz ist mein Unglück geworden, als des Lebens Wirbelwinde erst anfingen, ihr loses Spiel damit zu treiben. Da fehlte mir nur zu sehr ein sturmfester Charakter, standhaft im Wirbel zu bleiben.

Als ich sieben Jahre zählte, faßte mich das erste bewußte tiefe Weh. Meine engelhafte Schwester Lottchen und die gute Großmutter starben bald nach einander im März 1814. Im Herbst desselben Jahres zog die Mutter nach Karlsruhe, um ihren Kindern dort eine bessere Erziehung gewähren zu können. Der leichtlebige flotte Bruder Karl, der dem Vater äußerlich und innerlich am ähnlichsten war, kam in die großherzogliche Junkerschule, um sich zum Offizier auszubilden. Bruder Louis wollte Kaufmann — ich sollte Gouvernante werden. Ich erhielt den besten Unterricht und zeichnete mich auch in der Schule, besonders aber am Klavier aus.

Ja, wenn es nur keine Komödie gegeben hätte! Seit ich die ersten Vorstellungen im Großherzoglichen Hoftheater gesehen, hatte ich keinen andern Taggedanken, keinen andern Traum, als: Komödienspiel! Der Erde höchstes Glück wohnte für mich auf den berauschenden Brettern!

Glückliches Kind, das in seiner Unschuld nicht ahnte, wie gefährlich diese Bretter werden können für das arme eitle thörichte Herz — — und für's ganze verlorene Menschenleben!

2. Stella.

Und ich sterbe allein!
Goethe's Stella.

Ich war noch nicht zehn Jahre alt, als ich schon thränenverschleierte — fragende und anklagende — entsetzte Blicke in des Herzens verborgene Untiefen thun sollte — Untiefen, die über Nacht ein ganzes Menschenglück, des Herzens Ruhe und Frieden verschlingen . . .

So sehr ich auch alle entzückenden und berückenden Kunststerne der Karlsruher Hofbühne liebte — mein kleines enthusiastisches theaterschwärmendes Herz hätte doch sie Alle, Alle mit Freuden für ein junges trauriges Mädchen hingegeben: die erste jugendliche Liebhaberin — Amalie Benda.

Ich sah sie zuerst als Klärchen im „Egmont" — — so sehe ich sie noch heute, nach sechzig Jahren vor mir: die schlanke mädchenhafte Gestalt in dem lichtblauen, mit schwarzem Sammet verbrämten altniederländischen Gewande, dem feingeschnittenen vogelhaften Kopf mit dem natürlich gelockten glänzend schwarzen Haar und dem fast durchsichtig weißen Teint und den großen seelenvollen dunkelblauen Augen — — wie sie mit ihrem liebereichen Herzen durch das Gemach schreitet und singt:

Himmelhoch jauchzend —
Zum Tode betrübt!
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt!

Ich habe dies Lied von den berühmtesten Sängerinnen meiner Zeit gehört — — und doch nie wieder so, wie

Amalie Benda es sang: mit dem kindlichen rührenden Herzenston — — — unglücklicher Liebe.

Und dann, wie Klärchen vor dem geliebten Egmont auf den Knien liegt und liebeselig zu ihm aufschaut und seinen süßen Liebesworten lauscht — und mit thränenverschleierter Stimme aufjubelt: „So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!"

So etwas Wunderschönes, Lieblich-Trauriges hatte ich noch nie gesehen, selbst in meinen Märchenträumen nicht — und dazu diese süße rührende Herzensstimme!

Seit jenem Abende war Amalie Benda mein Idol, das ich mit ganzem vollen liebenden Kinderherzen umschloß. Mein heißester Herzenswunsch: o, wenn Du doch auch eine solche Künstlerin und ein solches Frauenbild werden könntest! — Vielleicht wäre ich ohne Amalie Benda nie Schauspielerin geworden! —

Sah ich ihren Namen auf dem Zettel stehen, so quälte ich die Mutter so lange, bis sie mir die 30 Kreuzer zu einem bescheidenen Kinderbillet gab, und an der Kasse machte ich mich dann so jämmerlich klein, um nicht den Kummer und die Schande zu erleben, als Nicht-Kind von dem Billeteur zurückgewiesen zu werden. Ich hätte ja dann den Abend zu Hause bleiben müssen — ohne meine Benda zu sehen.

Und meine glühende Begeisterung — meine Liebe wuchs von Rolle zu Rolle für mein Idol. Ich sah Amalie Benda als verklärten „Raphael" — „Ariadne in Naxos" — Körner's Hedwig, die „Banditenbraut" — in den „Kreuzfahrern" — in Klingemann's romantischem Ritterstück „Welf von Trudenstein" und als „Mädchen von Marienburg".

Wie gespannt lauschte ich an den Theeabenden, wenn der Mutter Tarock-Kränzchen sich bei uns versammelte, auf jedes Wort, das von den Damen über das Theater und die allgemein beliebte und bewunderte Amalie Benda gesprochen wurde.

Und doch gab sie wenig Unterhaltungsstoff für flinke Damenzünglein. Sie lebte still und eingezogen, wie eine Nonne.

Amalie Benda stammte aus einer echten Künstlerfamilie. Ihr Großvater war der berühmte Kapellmeister Georg Benda zu Gotha, Componist des Duodramas „Ariadne auf Naxos" — in dem ich seine Enkelin in Karlsruhe glänzen sah. — Ihr Vater, Karl Ernst Benda, betrat 1785 zum ersten Mal die Berliner Bühne als Fritz im „Hofmeister". In Berlin wurde Amalie 1793 geboren, als ihr Vater eine Jahres-Gage von 312 Thalern hatte. Iffland bildete die heranblühenden beiden Töchter für die Bühne aus; auf seine Empfehlung gastirten sie in Mannheim und Karlsruhe. Amalie wurde hier engagirt.

Amalie Benda lebte in Karlsruhe in dem Hause und in der Familie des wohlhabenden Weinhändlers Glöckner, geachtet und geliebt wie eine Tochter des Hauses. Sie besuchte keine Bälle, Concerte, Gesellschaften — ja, nicht einmal die ästhetischen Vorlesungen des Professor Aloys Schreiber, des Freundes vom allemannischen Hebel, was doch damals in Karlsruhe zum guten Ton gehörte und als ein nothwendiges Zeugniß der Bildung galt.

Von der ganzen Karlsruher Männerwelt wurde die schöne Schauspielerin angebetet. Aber auch nicht Einer durfte sich der geringsten Gunstbezeugung von ihr rühmen — ja nicht einmal ihrer näheren Bekanntschaft. Jede Huldigung, jeden Liebesbrief, jedes Gedicht, jedes Cadeau, selbst den unschuldigsten Blumenstrauß wies sie höflich, aber bestimmt zurück. — Man erzählte sich, sie sei in Berlin von einem geist- und seelenvollen jungen Musikus bis zum Wahnsinn geliebt worden. Sie nahm seine ernstliche Bewerbung anfangs freundlich und glückverheißend auf, konnte sich aber schließlich doch nicht entschließen, die Seine zu werden,

weil er — häßlich war und ihr junges Herz nach Schönheit dürstete! Schönheit in jeder Form, Schönheit im Leben und in der Kunst! Der Unglückliche nahm sich ihr Abweisen so zu Herzen, daß er sich unter ihrem Fenster erschoß ... Seit der Zeit sei die schöne kaltherzige Benda so still und bleich und traurig geworden und vermeide peinlich, Männer-Bekanntschaften zu machen ...

Mein angebetetes glühendes Klärchen — meine feurige Banditenbraut Hedwig — kaltherzig? — Nein, das wollte mir durchaus nicht in den Sinn.

All' diese räthselvollen Thee-Geschichten und die tiefe Melancholie, welche das schöne marmorblasse Gesicht meines Idols beschattete, entzündeten meine kindliche Begeisterung für die geniale Künstlerin und das edle Frauenbild bis zur Schwärmerei. Ich konnte den Tag über wohl ein Dutzend Mal vor ihrem, stets mit den schönsten Blumen geschmückten Fenster vorübergehen und sehnsüchtig hinauf schauen, wie ein verliebter Fähnrich, bis sie den feinen Kopf von ihrer Handarbeit oder von dem Buche erhob und ein freundlicher Blick ihres dunklen Auges mich traf. Dann ging ich erröthend — glückselig nach Hause. Begegnete ich der Holden auf der Straße oder im Schloßpark, dann blieb ich wie angewurzelt stehn und sah athemlos zu ihr empor — bis sie meinen zierlichsten und ehrerbietigsten Knix durch das ihr eigene graziöse Kopfnicken, ein süßes Lächeln oder wohl gar durch ein gütiges: „Guten Tag, liebe Kleine!" erwidert hatte.

Sie war stets sehr einfach, aber geschmackvoll und mit größter Accurateſſe gekleidet. Wäsche, Handschuhe und Fußbekleidung erschienen besonders fein und zierlich.

Gang und Haltung waren ungezwungen vornehm und jenes eigenartige vogelhafte Neigen des schönen Kopfes unbeschreiblich anmuthig.

Ich gab mir die größte Mühe, ganz wie meine Benda zu gehen und das goldne Lockenköpfchen ebenso zu neigen, und ich ließ mich durch keine Neckereien meiner Schul- und Spielkameradinnen darin stören; ja, es entzückte mich sogar, wenn sie mich „die kleine Benda“ nannten.

Wie beneidete ich meine Mitschülerin Fanny Glöckner darum, daß sie mit meiner Benda zusammen wohnen, essen, spazieren und plaudern durfte! Fanny Glöckner wurde mir dadurch so interessant, daß ich mit ihr Hals über Kopf die intimste Freundschaft schloß. Ich ließ es mir nie nehmen, trotz des weiten Umweges sie in die Schule abzuholen und nach der Schule nach Hause zu begleiten — in der Hoffnung, meine Benda am Fenster zu sehen. Und Alles mußte Fanny mir von ihrer Benda erzählen: wie sie im Hause war, was sie bei Tische sprach, was sie gern aß, was sie am Fenster so fleißig stickte, welche Bücher sie las und warum sie immer so traurig aussah! — Fanny Glöckner war nicht wenig stolz, eine so wichtige kleine Person zu sein, die so viel Interessantes von ihrer Benda erzählen konnte — was sie wußte und was sie nicht wußte. Amalie Benda aß gern Eierkuchen mit Apfelmus . . . o, das war ja auch mein Leibgericht! So hatte ich doch eine Tugend mit der Unvergleichlichen gemein! Und über die Traurigkeit hatte auch Fanny Glöckner etwas von jenem armen unschönen Berliner Musikus munkeln hören, der sich aus unglücklicher Liebe zu unserer Schönheit erschoß! Er hatte noch dazu den romantischen Vornamen „Fedor“. — Ob sich auch unsertwegen wohl noch mal ein unglücklich Liebender unter unserem Fenster ganz todt schießen würde? Hu, entsetzlich — aber doch auch reizend interessant, wie eine gruselich-blutige Raubrittergeschichte.

Welch Entzücken, als Fanny Glöckner mich eines Tags einlud, Nachmittags zur Feier ihres Geburtstags zu kommen. Wir wollten hübsch spielen und natürlich auch kochen —

diesmal aber ganz natürliche Chocolade, die man auch trinken könne. Tante Benda hatte ihr ein reizendes Service von blaugeäderten kleinen Meißner Tassen zum Geburtstage geschenkt und die Mutter dazu eine ganze Tafel Chocolade...

„Wird Tante Benda auch mittrinken?“ fragte ich hochklopfenden kleinen Herzens.

„Sie wird auch mitkochen, Linchen. Sie hat es mir versprochen, und was sie sagt, das hält sie auch.“

So ging ich denn Nachmittags in meinem schönsten weißen Kleidchen mit himmelblauen Schleifen, um die blonden Locken ein blaues Seidenband geschlungen, mit meinen zierlichsten Benda-Schritten zu Glöckners. Als Geschenk brachte ich einen köstlichen Rosenstrauß — meine Benda liebte ja die jungen aufblühenden Rosen vor allen andern Blumen — und ein reizendes Dominospiel, das der Onkel, Oberamtmann Becker aus Stetterburg bei Braunschweig, mir selber zu meinem letzten Geburtstage geschickt hatte.

Wie wird Amalie Benda zu Dir sein? Wird sie Dich wohl ein klein wenig lieb gewinnen? Wird sie Dir erlauben, daß Du sie lieb haben darfst?

Das waren meine bangen und doch beglückenden Gedanken unterwegs.

Mit laut pochendem Herzen trat ich bei Glöckners in die Wohnstube. Mit Jubel wurden ich und meine Geschenke von Fanny und ihrer jüngeren Schwester begrüßt. Die Benda war noch nicht da.

Frau Glöckner war eine gute einfache brave Hausfrau, die ganz für ihre Kinder und ihre große Wirthschaft lebte, schlicht und einfach auch in ihrem Aeußern. Der Vater dagegen ein auffallend schöner Mann, groß und stattlich, frisch und blond und noch jugendlich in seinem ganzen Aeußern und Auftreten. Seine großen blauen Augen hatten ein eigenes electrisches Leuchten, als käme es tief aus dem

Ich gab mir die größte Mühe, ganz wie meine Benda zu gehen und das goldne Lockenköpfchen ebenso zu neigen, und ich ließ mich durch keine Neckereien meiner Schul- und Spielkameradinnen darin stören; ja, es entzückte mich sogar, wenn sie mich „die kleine Benda“ nannten.

Wie beneidete ich meine Mitschülerin Fanny Glöckner darum, daß sie mit meiner Benda zusammen wohnen, essen, spazieren und plaudern durfte! Fanny Glöckner wurde mir dadurch so interessant, daß ich mit ihr Hals über Kopf die intimste Freundschaft schloß. Ich ließ es mir nie nehmen, trotz des weiten Umweges sie in die Schule abzuholen und nach der Schule nach Hause zu begleiten — in der Hoffnung, meine Benda am Fenster zu sehen. Und Alles mußte Fanny mir von ihrer Benda erzählen: wie sie im Hause war, was sie bei Tische sprach, was sie gern aß, was sie am Fenster so fleißig stickte, welche Bücher sie las und warum sie immer so traurig aussah! — Fanny Glöckner war nicht wenig stolz, eine so wichtige kleine Person zu sein, die so viel Interessantes von ihrer Benda erzählen konnte — was sie wußte und was sie nicht wußte. Amalie Benda aß gern Eierkuchen mit Apfelmus . . . o, das war ja auch mein Leibgericht! So hatte ich doch eine Tugend mit der Unvergleichlichen gemein! Und über die Traurigkeit hatte auch Fanny Glöckner etwas von jenem armen unschönen Berliner Musikus munkeln hören, der sich aus unglücklicher Liebe zu unserer Schönheit erschoß! Er hatte noch dazu den romantischen Vornamen „Fedor“. — Ob sich auch unsertwegen wohl noch mal ein unglücklich Liebender unter unserem Fenster ganz todt schießen würde? Hu, entsetzlich — aber doch auch reizend interessant, wie eine gruselich-blutige Raubrittergeschichte.

Welch Entzücken, als Fanny Glöckner mich eines Tags einlud, Nachmittags zur Feier ihres Geburtstags zu kommen. Wir wollten hübsch spielen und natürlich auch kochen —

diesmal aber ganz natürliche Chocolade, die man auch trinken könne. Tante Benda hatte ihr ein reizendes Service von blaugeäderten kleinen Meißner Tassen zum Geburtstage geschenkt und die Mutter dazu eine ganze Tafel Chocolade...

„Wird Tante Benda auch mittrinken?" fragte ich hochklopfenden kleinen Herzens.

„Sie wird auch mitkochen, Linchen. Sie hat es mir versprochen, und was sie sagt, das hält sie auch."

So ging ich denn Nachmittags in meinem schönsten weißen Kleidchen mit himmelblauen Schleifen, um die blonden Locken ein blaues Seidenband geschlungen, mit meinen zierlichsten Benda-Schritten zu Glöckners. Als Geschenk brachte ich einen köstlichen Rosenstrauß — meine Benda liebte ja die jungen aufblühenden Rosen vor allen andern Blumen — und ein reizendes Dominospiel, das der Onkel, Oberamtmann Becker aus Stetterburg bei Braunschweig, mir selber zu meinem letzten Geburtstage geschickt hatte.

Wie wird Amalie Benda zu Dir sein? Wird sie Dich wohl ein klein wenig lieb gewinnen? Wird sie Dir erlauben, daß Du sie lieb haben darfst?

Das waren meine bangen und doch beglückenden Gedanken unterwegs.

Mit laut pochendem Herzen trat ich bei Glöckners in die Wohnstube. Mit Jubel wurden ich und meine Geschenke von Fanny und ihrer jüngeren Schwester begrüßt. Die Benda war noch nicht da.

Frau Glöckner war eine gute einfache brave Hausfrau, die ganz für ihre Kinder und ihre große Wirthschaft lebte, schlicht und einfach auch in ihrem Aeußern. Der Vater dagegen ein auffallend schöner Mann, groß und stattlich, frisch und blond und noch jugendlich in seinem ganzen Aeußern und Auftreten. Seine großen blauen Augen hatten ein eigenes electrisches Leuchten, als käme es tief aus dem

Innern herauf. — Noch heute würde ich glauben, wenn mir diese schönen tiefhimmelblauen Augen zum ersten Mal entgegen leuchteten: dieser Mann hat eine große schöne Seele — ein großes edles Herz!

Und dann trat auch Amalie Benda in's Zimmer. Sie war ganz weiß gekleidet, ohne eine farbige Schleife, ohne glitzernden Schmuck. In die Locken hatte sie eine halb erblühte frische weiße Rose gesteckt, deren Kelch leichtrosig angeglüht war.

Athemlos — mit großen staunenden Augen stand ich ihr gegenüber. Alle schönen Complimente, die ich in der Tanzstunde gelernt, hatte ich in diesem Augenblick total vergessen. Ich fühlte kaum, daß mir die Thränen in's Auge traten . . .

„Was hast Du denn, Linchen, Du bist doch sonst nicht so blöde?" fragte Fanny.

„Wie ist sie so wunder- wunderschön — wie eine Fee — wie ein Engel des Himmels!" sagte ich so recht aus vollem Herzen heraus.

Glöckners lachten über meine Bewunderung laut und lustig. Der Vater sagte scherzend: „Da, Mamsell Malchen, haben Sie schon wieder eine Liebeserklärung in aller Form. Schade, daß Linchen kein junger Herr Bauer ist!" — Und dann lachte er wieder laut und hell und die Mutter und ihre Töchter stimmten lustig ein.

Das Alles that mir weh und die hellen Thränen stürzten mir vor Weh und Scham aus den Augen . . .

Amalie Benda lachte nicht. Bei Herrn Glöckners unzartem Scherz und Gelächter flog eine tiefe Röthe über ihr Gesicht und ein Schatten über ihre Augen. Wollte sie dies verbergen — vor Leuten, die es nicht verstanden? Sie legte ihre schlanken weißen Hände um meinen Kopf und beugte sich tief zu mir nieder und zog mich an sich und küßte mich

auf die goldenen Locken und die reine unschuldige Kinderstirn und sagte weich und liebevoll:

„Kind, wir sind ja schon alte Freunde! Ich habe Dich schon oft hier vom Fenster aus und auf meinen Spaziergängen und im Theater gesehn und wohl bemerkt, daß Du mir gut bist — und ich verstehe solch kleines enthusiastisches, liebevolles Kinderherz sehr gut. Als ganz kleines unschuldiges Mädchen habe ich auch oft, wenn ich in Berlin unter Iffland's Leitung eine Kinderrolle zu spielen hatte, entzückt und beglückt an der Coulisse gestanden und sehnsüchtig in die blauen Augen von Luise Fleck geschaut und ihrer wundersamen Herzensstimme gelauscht — und wenn sie dann im Vorübergehen meine glühenden Wangen und krausen Löckchen streichelte, dann war ich selig . . ."

„O, dürfte ich Sie lieb haben!" rief ich aus überströmendem Herzen und warf mich laut schluchzend an ihre Brust.

Sie zog die Arme fest um mich und küßte mir die Thränen aus den Augen und flüsterte mir in's Ohr — innig — gerührt:

„Ja, Kind, wir wollen uns lieb haben — so recht von Herzen lieb . . . Auch ich habe ein liebevolles — liebebedürftiges Herz . . ."

Die Andern standen wie verlegen dabei, als wüßten sie nicht, was sie zu dieser Scene sagen sollten. Herr Glöckner trat mit einem spottenden Lächeln an's Fenster und trommelte auf den Scheiben den Dessauer Marsch.

Dann brachte Amalie Benda ein Spiel in Gang und spielte mit uns Kindern, wie ein Kind.

Seit diesem Tage war ich viel — zuletzt täglich bei meiner neuen Freundin. In ihrem Stübchen war es so schön, so still und so traulich. Auf dem Fensterbrett blühten und dufteten Rosen und Veilchen, Hyazinthen und Geranium.

Großblättriger Epheu grünte an den Wänden empor und umrankte ein Vogelbauer, in dem Kanarienvögel sangen und nisteten. Amalie Benda saß hinter den Blumen am Fenster und stickte kunstvolle Blumen in den Stramin — und ich saß auf einem Schemel zu ihren Füßen bei einer Handarbeit, die ich von ihr lernte; ich lauschte ihrer süßen traurigen Stimme, wenn sie mir erzählte, mit leiser Stimme kleine Lieder sang oder mich belehrte . . .

Selig war ich, wenn sie laut lesend ein altes Stück memorirte oder ein neues einstudirte . . . Noch seliger, wenn ich ihr die Rollen überhören durfte und sie declamirend im Zimmer auf- und abging und im Feuer des Affects ganze Scenen spielte — nein, lebte, wie Abends auf der Bühne.

Und dann durfte auch ich Schillers Balladen und einzelne Monologe auswendig lernen und vor der großen Künstlerin declamiren — und sie belehrte mich über Inhalt und Form, Ton und Geberde. Wenn sie mich lobte, war ich hochbeglückt.

Als ich ihr mein heißes Sehnen vertraute: auch Schauspielerin zu werden — sah sie mich traurig an und sagte trübe:

„Kind, nur das nicht! Es ist kein Heil und Segen auf diesen schimmernden Brettern. Sie sind trügerisch und glatt und es gehört ein sicherer Fuß und ein fester Charakter und ein selbstloses Herz ohne Eitelkeit dazu, um auf diesem schlüpfrigen Boden nicht auszugleiten und zu fallen — nur zu oft für's ganze Leben . . . Aber ich weiß auch, daß da kein Bitten und kein Warnen hilft. Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen! — sagt der große Menschen- und Herzenkenner Goethe in seinem „Tasso". Niemand entgeht seinem Schicksal — und des Herzens Trieben! Möchte der liebe Gott Dir gnädig sein und Dich schützen und bewahren und Dich glücklicher machen, als Deine arme Amalie". . .

Ich hörte damals diese Worte, ohne sie zu begreifen. Das ist das Paradies der Kindesunschuld! Und später, als

ich sie verstand — da war es zu spät. Das Paradies lag hinter mir und der Engel mit dem feurigen Schwert hielt am Ausgange Wache. Noch Niemand, der es einmal verlassen, durfte dahin zurückkehren. — —

Auch auf Spaziergängen und bei ihren kleinen Einkäufen begleitete ich die angebetete Künstlerin und ich war nicht wenig stolz darauf. In den Läden fiel es mir auf, wie sehr wählerisch sie, die Einfache, Bescheidene, grade beim Anprobiren und Einkaufen von Schuhen und Handschuhen war. Da mußte Alles zierlich gearbeitet sein und knapp sitzen. Als sie meine staunende Verwunderung bemerkte, sagte sie mit ihrem wehmüthigen Lächeln: „Das war der einzige Luxus, den meine liebe selige Mutter sich trotz aller Armuth für sich und ihre Töchter gestattete. Und so ist er mir zur Gewohnheit geworden — ja zum Bedürfniß — Werde ich mir diesen Luxus bis an mein Ende gönnen dürfen?“ —

Meine Mutter war der allgemein geachteten und geliebten Schauspielerin, auf deren Ruf auch nicht das leichteste Stäubchen haftete, von Herzen dankbar, daß sie ihr flatterhaftes Linchen um sich duldete, denn ich verlor durch diesen bildenden Umgang in meinem Wesen das Uebermüthige, Jungenhafte, Eckige, das mir aus dem beständigen Verkehr mit den wilden Brüdern noch anklebte; ich wurde sanfter und mädchenhafter, ordentlicher in meiner Toilette, fleißiger in der Schule und am Klavier — und ich sprach gebildeter, als es sonst bei der Karlsruher Jugend Sitte war. Entfuhren mir doch zuweilen im Eifer des Erzählens einige echt schwäbische Sch-Laute — oder stieß mich sonst der kindische Bock, so brauchte die Mutter nur zu sagen: „Lina, wenn Amalie Benda Dich so sähe — hörte!“ — und ich schämte und besserte mich.

* * *

Und dann kam die erschütternde Katastrophe, die mir fast das Herz brach, — das arme kleine unschuldige Herz, das jetzt zum ersten Mal unter dem Baume der Erkenntniß erwachen sollte.

Es war im Anfange des Winters 1816—1817. Der Schnee lag auf den Straßen und Bäumen und das Theater füllte angenehm die langen Abende der Karlsruher aus. Ich ging am Sonnabend Nachmittag, wie gewöhnlich zu Amalie Benda, da Abends nicht gespielt wurde. Ich fand sie ungewöhnlich aufgeregt mit einem Buch in der Hand. Sie sagte mir sogleich:

„Linchen, ich habe eine neue interessante Rolle bekommen — Goethe's „Stella". Ich habe das Stück lange nicht gelesen und auch seit Berlin nicht aufführen sehen. Wir wollen es jetzt mit einander lesen."

Und sie las das ganze Stück — wie es ihre Gewohnheit war, laut und mit vollem künstlerischen Ausdruck — ehe sie an die geistige Durcharbeitung und seelische Zergliederung ihrer Rolle ging ... Sie las mit immer steigender Erregung — immer seelenvoller — glühender ...

Ihr ganzes Herz lag in den Worten:

„Und warum soll ich nicht lieben? Ich brauche viel, viel, um dies Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonst, da er Dich noch liebte, noch in Deinem Schooße lag, füllte sein Blick Deine ganze Seele; und — o Gott im Himmel! Dein Rathschluß ist unerforschlich. Wenn ich von seinen Küssen meine Augen zu Dir hinaufwendete, mein Herz an dem seinen glühte und ich mit bebenden Lippen seine große Seele in mich trank und ich dann mit Wonnethränen zu Dir hinaufsah und aus vollem Herzen zu Dir sprach: Laß uns glücklich, Vater! Du hast uns so glücklich gemacht! Es war Dein Wille nicht! ..."

Meine Benda kaltherzig? — Nein, im Gegentheil. Ihr

Herz war ganz flammende Glut — ganz „Gefühl der jüngsten reinsten Menschheit!“

Und dann die Scene zwischen Stella, der Geliebten — und Cäcilie, der rechtmäßigen Gattin:

„Ein Jahrtausend von Thränen und Schmerzen vermöchte die Seligkeit nicht aufzuwiegen der ersten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergessenseins selbst — den ersten flüchtigen feurigen Kuß, und die erste ruhig athmende Umarmung ... Männer! Männer! ... Sie machen uns glücklich und elend! Mit welchen Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! Welche neuen unbekannten Gefühle und Hoffnungen schwellen unsre Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jeder unsrer Nerven mittheilt! Wie oft hat Alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die Leiden einer Welt an meinem Busen hinströmte! Ich bat ihn um Gotteswillen, sich zu schonen! — mich! — Vergebens! — bis in's innerste Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädchen vom Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl ...“

Das waren nicht nur Worte — das waren in Amalie Benda's Munde Blutstropfen des Herzens!

Und im Schluchzen erstickte fast Stella's Monolog, die erfahren, daß ihr geliebter Fernando schon Weib und Kind hat, und die nun fliehen will vor ihm — vor ihrem eigenen unseligen — schuldvoll liebenden Herzen ...

„Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? ach, wohin? Verbannt aus Deiner Schöpfung? von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle seligen Erinnerungen aufbewahrt sind? ... Verbannt sein! — Du bist stumpf! Gott sei Dank! Dein Gehirn ist verwüstet; Du kannst ihn nicht fassen, den Gedanken: Verbannt sein! Du würdest wahnsinnig werden! — — Nun! — O mir ist schwindlig!

— Leb' wohl! — Lebt wohl? — Nimmer wiederſehen? — Es iſt ein dumpfer Todtenblick in dem Gefühl: Nicht wiederſehen! — Fort! Stella! . . . O, daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißenden Thränen mein Leben hingäbe! Das iſt und wird ſein — Du biſt elend! — Ha! Fernando! da Du zu mir tratſt und mein Herz Dir entgegenſprang, fühlteſt Du nicht das Vertrauen auf Deine Treue, Deine Güte? — Fühlteſt Du nicht, welch Heiligthum ſich Dir öffnete, als ſich mein Herz gegen Dich aufſchloß? — Und Du bebteſt nicht vor mir zurück? Verſankſt nicht? Entflohſt nicht? — Du konnteſt meine Unſchuld, mein Glück, mein Leben ſo zum Zeitvertreib pflücken und — zerpflücken und am Wege gedankenlos hinſtreuen? . . . Meine Jugend! — Meine goldnen Tage! . . . Der Blick war's, der mich in's Verderben riß! — — Ich haſſe Dich! . . . Liebſter! Liebſter! — Vergebens! Vergebens! —"

Und es war ein trauriges Hinſterben der Stimme — des ganzen vernichteten Seins — als es matt — müde — faſt tonlos über Amaliens Lippen tropfte:

„Am Ziele denn! So gehe Du hin zu dem, dem Du angehörſt. Nimm ſeinen letzten Seufzer, ſein letztes Röcheln auf! Er iſt Dein Gatte . . . Fort! fort! laß mich ruhen! Die Flügel der Liebe ſind gelähmt, ſie tragen mich nicht zu ihm hin . . . Und ich ſterbe allein . . ."

Wie erſtorben ſaß ſie da, ſtarr und regungslos. Kein Seufzer hob die Bruſt; ſelbſt die Thräne auf ihrer Wange war erſtarrt.

Wie lange ſie ſo daſaß, die Hände ſchlaff im Schooße ruhend, das weit offene Auge ſtarr und leer?

Ich weiß es nicht. Ich war ſelber gedanken- und willenlos vor Angſt und Weh. Ich war an dem Epheuſtänder in die Knie geſunken, die Hände wie im Gebet

krampfhaft in einander geschlungen, das Auge bange — entsetzt auf die Unglückliche gerichtet. Ich hätte laut aufweinen mögen, aber kein Ton wollte über meine Lippen ...

Endlich rang sich ein schriller Seufzer aus ihrer Brust herauf, als wäre drinnen etwas gesprungen. Und wie von einer fremden Stimme klangen die leisen Worte:

„Fedor, Du bist gerächt! Ich habe Dein treues Herz, Deinen reichen Geist, Deine große Seele von mir gestoßen — in den Tod: — weil Dein armer Leib meinem schönheitschwelgenden Auge nicht schön genug war ... Und jetzt ist es mein Fluch, mit verzehrender Leidenschaft einen schönen Leib zu lieben — einen Körper ohne Geist — ohne Seele — ohne Herz ... und — den Mann einer andern Frau! ... An welchem furchtbaren Abgrunde ich stehe — rettungslos — das hast Du, Stella, mir mit grausiger Wahrheit enthüllt! — Nein, für mich ist keine Rettung — keine! Aber Stella hat mir den Weg gezeigt, daß ich nicht dies Haus, das sich mir vertrauensvoll geöffnet, in mein Verderben — in den Alles verschlingenden Abgrund der Schuld mit hinabreiße ... Wie sagt Stella? — „Ich muß! Ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin?... Fort! Stella! ... Für mich ist kein Bleibens! ... Ich bin am Ende! ... Und ich sterbe allein!"

Da war der Bann der Starrheit von mir genommen. Laut weinend sprang ich auf und hing mit leidenschaftlicher Inbrunst an dem Halse meiner unglücklichen Freundin. Denn konnte ich auch ihr ganzes Leid — und auch ihre Schuld? — mit meinem kleinen sonnigen unschuldigen Kinderherzen damals noch nicht ganz fassen, so sah und fühlte ich doch, daß Amalie unglücklich war — daß sie unsäglich litt ...

„Kind, Du noch hier? Ich hatte Dich ganz vergessen. Und Du hast Dinge gehört, die für Deine Jugend und

Unschuld nicht taugen. Möchtest Du sie nie verstehen lernen. Vergieb mir und — vergiß."

„Nein, Du sollst nicht allein sterben — ich sterbe mit Dir!" rief ich leidenschaftlich aus.

„Und Deine Mutter — und Deine Brüder? — Doch das Alles war ja gar nicht mein Ernst — es ist ja nur meine Rolle, die ich hier schon im Geiste durchlebte und spielte. Nicht ich sterbe allein — sondern Goethe's Stella. O, wenn ich die erst auf der Bühne spiele! Es soll meine beste Rolle werden ... Und nun geh' hinunter zu Fanny und spielt hübsch und vergnügt mit einander ... Aber, Linchen, Du wirst Niemandem erzählen, was Du hier soeben gesehn und gehört hast? Nicht, so lange ich lebe! — Gut! Ich weiß, daß Du mein liebes herziges Kind bist ... Doch nun laß mich allein — mit meiner neuen Rolle, daß Du sie mir bald überhören kannst ... Aber weine nicht mehr. Hauche in Dein Taschentuch und drücke es an die Augen, daß Niemand sieht, Du hast geweint ... Morgen Nachmittag wollen wir auf's Eis gehn und heißen Punsch trinken und Pfannkuchen essen und — o! sehr vergnügt sein ... Und nun gieb mir einen Kuß und Alles ist wieder gut ..."

Das Alles sagte sie, die sonst so Stille, Sanfte, mit fieberhafter Hast und hängte mir mein Mäntelchen um und schob mich fast aus dem Zimmer. Und beim Kuß waren ihre Lippen eisig kalt.

Ich ging nicht hinunter zu Fanny Glöckner zum Spielen. Ich lief in den Schloßpark, wo es einsam war und ich mich ausweinen konnte — mein dunkles banges Weh! Und Abends weinte ich mich in Schlaf!

Aber Kinderthränen trocknen schnell. Unter dem Kuß der Frühlingssonne schwinden die Regentropfen leicht von den Blumen. Und Amalie Benda bemühte sich, mit mir stets heiter zu sein. Aber die Rolle der Stella durfte ich

ihr nicht überhören, auch nie mit ihr darüber sprechen. Sie sagte: das ist nichts für Kinder! — Und sie war noch viel bleicher als sonst und ein trockener Husten quälte sie.

Es kam der Stella-Abend. Mit dämonischer Macht zog es mich in's Theater. Ich glaube, ich wäre gestorben, hätte die Mutter mich zurückhalten wollen.

So hatte Amalie Benda noch nie gespielt! Sie hauchte als Stella förmlich ihr Herzblut auf der Bühne aus. Das ganze Haus erzitterte im Schluchzen ... „Und ich sterbe allein!" — War das trügerisches — täuschendstes Komödienspiel? — Nein, das war grausige Wirklichkeit ... Ein Herzkrampf hatte sie befallen. Wie todt mußte sie von der Bühne getragen werden. Lange lag sie krank, daß selbst ich sie nicht sehen durfte.

Frau Glöckner pflegte sie, wie eine Schwester. Die Augen der guten Frau schwammen immer in Thränen, wenn sie von unserem kranken Engel sprach. Es gab im Hause nur trübe, traurige Gesichter. Selbst der sonst so behäbige, im materiellen Wohlleben verwöhnte Hausherr ging still und nachdenklich umher. Sprach sein Gewissen um so lauter?

Bald hieß es: Amalie Benda habe aus Gesundheitsrücksichten ihren Abschied von der Hofbühne gefordert und erhalten. Sie hat diese Bretter, auf denen sie ihre höchsten künstlerischen Erfolge erzielte, nie wieder betreten. Ich habe die vollendetste Stella, die mir in meinem ganzen Bühnenleben begegnete, nie wieder spielen sehen. Als ich später selber die Rolle gab, fühlte ich nur zu gut, wie viel mir bis zu dieser Stella fehlte.

Bald nach Weihnachten hing ich zum letzten Mal weinend an dem Halse meines angebeteten Idols. Ich glaubte, ich müßte vergehen vor Weh, als der Postschlitten fortfuhr und das liebe süße traurige Gesicht mir zum Abschiede so bleich

und wehmüthig zunickte ... Und dann war Alles im Schneewirbel um die nächste Ecke verschwunden — — für immer! — —

Daß man in Karlsruhe nicht ahnte, warum Amalie Benda, der gefeierte Liebling der Bühne, fortging, habe ich nach Jahren in Rahel's Briefwechsel gelesen. Am 7. Januar 1817 schreibt Rahel, die damals mit Varnhagen als Minister-Residentin in Karlsruhe lebte, an ihre „sehr brave Freundin" Karoline von Woltmann nach Prag:

„Mlle. Benda, die als Schauspielerin nach Prag kommt, aus Kabale hier weggekommen ist, wünsche ich Ihnen zu empfehlen. Sie ist unsere (Berliner) Landsmännin. Seit ich auf der Flucht und fremd war, empfehl' und empfang' ich gerne jeden Fremden. Sie verdient es: sie ist wohlerzogen, brav. Seien Sie freundlich gegen sie, rathen Sie ihr in Allem — Kleinem — es wird ihr unendlich wohlthun! Sie war hier eingelebt und sehr beliebt — sieht nur jetzt etwas schlimm aus. Ihr Talent wird sich bald durch ihr Spiel darthun ..."

* * *

In Karlsruhe sprach man in der ersten Zeit noch oft von der schönen liebenswürdigen Künstlerin Amalie Benda und die Nachfolgerinnen in ihren Rollen, Mlle. Demmer und Md. Neumann hatten beim Publikum anfangs einen schweren Stand. Aber das Wort der Franzosen: „Les absents ont tort!" sollte auch hier in Erfüllung gehen. Vor den lebensprühenden Kunstgebilden der neuen schönen und talentvollen Liebhaberinnen erblich das traurige bleiche Bild der unglücklichen Amalie Benda mehr und mehr.

Nur in meinem Herzen lebte es fort und fort — in alter Lieblichkeit und Liebe, Reinheit und strahlender Kunstgröße — bis auf diesen Tag. Und doch erhielt auch ich von der Theuren nur zwei kleine zärtliche Briefchen

aus Prag. Dann kamen meine Briefe als „unbestellbar“ zurück.

Nach Jahren, als ich — folgend meinem Verhängniß, trotz der Warnungen jener unglücklichen Jugendfreundin — selber schon die gefährlichen Bretter betreten hatte, las ich in einer Theaterzeitung: daß Mlle. Benda ihr in München eingegangenes Gastspiel wegen Erkrankung nicht ausführen könne! — Mein Versuch, diese Spur zu verfolgen, blieb resultatlos.

Und wieder vergingen Jahre, in denen ich nichts von Amalie Benda hörte. So oft ich auch wandernde Kunstkollegen oder auf meinen Gastreisen die Directoren nach der Künstlerin fragte — Niemand wußte etwas von ihr. Sie war verschollen ... Lebte sie überhaupt noch?

Erst als ich im Sommer 1826 als Berliner Hofschauspielerin Karlsruhe wiedersah und auch Frau Glöckner besuchte, erfuhr ich das trostlose — Ende meiner armen Stella.

Sie hatte auf keiner Bühne mehr Ruhe gefunden — mit der unseligen Leidenschaft in ihrem Herzen. Und dann war ihre Kraft erschöpft. Noch einige Jahre hatte sie bald bei dieser, bald bei jener Wandertruppe ihr armes freudloses Leben elend hingeschleppt ... In Salzburg war sie todtkrank zusammen gebrochen — ohne Freunde, ohne Mittel. Das Spital St. Sebastian hatte die heimatlose Komödiantin aufgenommen. Dort war sie gestorben und begraben ...

„Sie hat mich auf dem Sterbebett in einem Abschiedsbrief um Verzeihung gebeten“ — schloß Frau Glöckner ihre einfache Erzählung schlicht und mit Thränen in den Augen. — „Ich hatte ihr nichts zu verzeihen. Sie ist rein und schuldlos gestorben, wie ein Engel. Ich habe ihr zu danken für das Opfer, das sie mir und meinen Kindern — der Ruhe und dem Frieden meines Hauses gebracht hat. Sie hätte mich sehr unglücklich machen können, wenn sie kein

großes entsagendes Herz gehabt hätte. So opferte sie sich und ging in den Tod . . .“

„Stella's Scheidewort erfüllend:“ — rief ich tief erschüttert aus — „Und ich sterbe allein!“ —

Dann sah ich auch den Mann, um den meine arme Stella so traurig gestorben war: — fett, rosig, strahlend im behäbigen Lebensgenuß, zufrieden mit sich und der Welt . . .

Ich mußte an das Wort in „Stella“ denken: „Männer! Männer! Sie machen uns glücklich und elend! Mit welchen Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! Welche neuen, unbekannten Gefühle und Hoffnungen schwellen unsre Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jeder unsrer Nerven mittheilt . . .“

Aber dann auch: O armes schwaches räthselvolles Frauenherz — — mit seinen Tiefen und Untiefen!

* * *

Wie sehnte ich mich, das Grab meiner armen Stella besuchen zu dürfen und von ihrem letzten Leiden zu hören! Das war mir erst im Sommer 1834 vergönnt, bei meiner großen Gastspieltour nach dem Petersburger Engagement. Ich hatte in Wien, in Graz, in Linz gastirt. Jenes alte, vielleicht längst schon verschollene Grab zog mich nach Salzburg.

Kaum in der schönen alten Stadt mit den vielen Klöstern angekommen, eilte ich nach dem Spital St. Sebastian. Es liegt an der Straße nach dem Kapuzinerberge. In der Spitalkirche war Gottesdienst. Ich kniete unter all den alten verfallenen armen Männern und Frauen — — und vor meinem Auge stand in wunderbarer Jugendschöne das Bild meiner unglücklichen Stella, die hier auch einst gekniet hatte. Als die Messe vorüber, fragte ich in tiefer Wehmuth unter den alten Frauen nach: ob mir nicht Eine Auskunft geben könne über meine Freundin Amalie Benda, die vor neun Jahren hier gestorben und begraben . . .

Sie schüttelten stumpf und gleichgiltig die verwitterten Köpfe. Eine meinte mit blödsinnig-verschmitztem Lächeln: Wie eine so feine geputzte Dame dazu käme, hier — im Spital — eine Freundin zu suchen?

Endlich fand sich ein altes Mütterchen, das sich erinnerte: „O, das sei gewiß die schöne Komödiantin mit den langen schwarzen Locken und den großen dunklen Augen, die in ihrem schweren Leiden so still und geduldig gewesen und so selig und gern gestorben: Ihr Bett habe dicht neben dem der Fremden gestanden, da die Andern nicht neben einer — gottverlassenen Komödiantin hatten ruhen wollen. Und doch hätten sie von dieser Komödiantin Gottesfurcht und Demuth lernen können. Sie habe ihr auch die Augen zugedrückt . . ."

Ich bat die Alte, mich an das Grab meiner Freundin zu führen. Die Andern meinten: wer das unter den hundert gleichen Gräbern und Kreuzen noch finden solle? — Aber mein Mütterchen wußte es. „Denn ich weihe der Seele der armen Komödiantin, die auf Erden weiter Niemanden hatte, als mich, am Allerseelentage stets auf ihrem Grabe ein gesegnetes Wachslichtlein und Kränzlein und spreche drei Pater Noster und Ave Maria dazu. Das kann jede arme Seele wohl gebrauchen . . ."

In der Vorhalle der Kirche zeigte Mütterchen mir mit Stolz das Grabdenkmal des berühmten Doctors Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim — und an der Umfassungsmauer des Leichenhofes stolze Erbbegräbnisse, in denen Schädel auf Schädel — die Namen, die sie im Leben geführt, auf die blanke kahle Stirn geschrieben — in flittergoldigen Kästen aufgehäuft standen . . . Ein grausiges: Memento mori! — Diese Grabstätten des Reichthums und Prunkes ließen wir hinter uns und betraten das Todtenquartier der Armen, der Elenden. Da zogen sich in langen

Reihen schmale niedrige Grabhügel hin mit winzigen schwarzen Kreuzlein — wie Kindergräber. Der Armuth ist selbst das letzte Erdenplätzlein knapp zugemessen. Vor einem solchen schmucklosen verfallenen kleinen Grabhügel, auf dem nicht mal eine blühende Rose, ein Lebensbaum Platz hat, blieb die Alte stehn und sagte: „Hier liegt die arme Komödiantin! Den Kranz habe ich ihr letzte Allerseelen gebracht. Wind und Regen und Schnee haben nicht mehr viel übrig gelassen. Wenn ich nächste Allerseelen noch lebe und drei Kreuzer in der Tasche habe, bekommt sie einen neuen Kranz . . ."

Ich gab der Alten ein Goldstück, daß sie Allerseelen auch von mir ein Kränzlein und Lichtlein bringen möge — und bat sie, mich allein zu lassen.

So kniete ich denn an dem Hügel, unter dem meine arme Stella ausruhte von ihrer unseligen Erdenliebe und ihrem Erdenleide, das sie so groß und still getragen. Auf das Kreuzlein mit dem kahlen Tonnenreif, an dem nur noch einige gelbe verwitterte Buchsbaumzweiglein in der Sonne melancholisch zitterten, hängte ich einen vollen Lorbeerkranz, den ich in Graz als — Stella erhalten hatte — mit Stella's letztem Wort: „Und ich sterbe allein!"

Meine Gedanken weilten bei den Todten — in jenen längst gestorbenen Tagen meiner sonnigen unschuldsvollen Kinderzeit . . . Lange! Lange! Meine Thränen flossen nicht nur um Stella's einsam Sterben — — sie flossen noch reicher um das, was ich seit jenen Kindertagen erlebt und verloren hatte . . . Ich hätte Stella beneiden mögen um ihr einsam — — schuldlos Sterben . . .

Wer wird an meinem Grabe einst so knien?

Niemand!

3. Alte Briefe.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmale, die der einzelne Mensch hinterlassen kann.

Goethe.

Vor mir liegen viele alte vergilbte Briefe — von der längst verdorrten Hand der guten Mutter an ihre geliebteste Kousine Luise Becker in Stetterburg bei Braunschweig geschrieben. Ich lasse hier einige Stellen folgen — zur Charakteristik der Mutter und der Verhältnisse.

„Karlsruhe, 24. Juni 1817 . . . O beste Luise! Wie beneide ich Dich oft, daß Du in der Mitte der Deinigen lebst, daß Du noch liebevolle Eltern und gute Geschwister hast und von Allen geliebt wirst! Wie viel entbehrt hier Deine arme Kousine! Könntest Du Gute doch in diesem Augenblick in mein Herz sehen, wie es wieder so schmerzlich blutet: so verwais't und allein in der Welt zu stehen! Ganz unter Fremden und von den einzigen lieben Verwandten so weit entfernt! Die Kinder sind noch so jung und ich habe viele Sorgen um ihre Erziehung und Zukunft! . . . Du fragst nach dem „Murgthal" und seiner Bewerbung um mich? Es ist mir gleichgiltig, wie immer. Und da ich von dieser Heirath keinen Vortheil für meine Kinder sehe, ja dadurch noch meine Badische Wittwen-Pension von 600 fl. verlieren würde, so will ich mich hüten, mich ohne Liebe zu binden. Zwar habe ich das erste Mal aus Liebe geheirathet — und bin doch durch Bauer's Leichtsinn und Hitze und Leidenschaften und frühen Tod sehr unglücklich geworden. Was würde mir erst ohne Liebe bevorstehn? Das Murgthal wohnt jetzt in

Heidelberg und hat im Frühjahr seine Mutter beerbt, da wird es auch wohl noch eine andere Frau finden . . . Nein, liebe Luise, lieber allein, als schlecht begleitet durch's Leben gehen! Jeder Mann hat seine Fehler, die sich nur mit Liebe ertragen lassen. Wenn ich Dir erzählen könnte: wie viel ich oft durch Bauer's heißes leidenschaftliches Blut gelitten habe, wie viel Schrecken und Angst mir sein Ungestüm bereitet haben — — und doch war sein Herz gut und ich habe ihn geliebt, wie nie einen andern Mann!

Daß Dein Bruder Wilhelm nicht in Stetterburg ist, betrübt mich sehr, liebe Luise. Ich hoffte, er würde dem guten Vater in der großen Wirthschaft eine liebevolle Stütze sein und sich glücklich schätzen, es sein zu können. Könnte ich ihn nur sprechen und ihm sagen: wie ich jetzt noch die kleinste Versäumniß gegen meine gute selige Mutter so schmerzlich bereue und wie ich mir bittere Vorwürfe mache, daß ich ihr manche Sorge unnöthig bereitet habe. Und jetzt ist es zu spät, es wieder gut zu machen! Und doch war ich eine gute Tochter und hatte sie sehr lieb. Aber heute fühle ich es nur zu schmerzlich, daß ich ihr noch mehr hätte sein können! Das Alles, beste Luise, stelle Deinem Bruder recht herzlich vor. So wie ich ihn kenne, ist es der einzige Weg, ihn zu leiten . . .

Das schöne Buch, das Du gelesen: „Der Tod eines Engels" habe ich vom Bücherverleiher noch nicht erhalten können, aber er erwartet es bald und ich freue mich sehr darauf. Ich lese viel, aber wenige Bücher befriedigen mich. Das eine ist zu traurig, das andere zu überspannt oder zu fade. Mit vielem Vergnügen habe ich gelesen: Leontine, von Kotzebue, und Amalie Mansfield, auch Julie von Lindau wird Dir gefallen. — Unser Theater ist sehr gut und wird noch immer verbessert. — Viele Sorge macht uns die Krankheit unseres Großherzogs; er ist jetzt in Baden-Baden. Nicht

nur sein Körper ist krank, noch mehr sein Geist und seine Seele. Man flüstert sich zu, er habe ein schleichendes feines Gift bekommen, wie ja auch der räthselhafte Tod seiner jungen Söhne die Gemüther noch immer aufregt. Andere sagen: es rächen sich an ihm die Sünden seiner wilden Jugend und ungezügelten Leidenschaften. Er hatte Bauer gern und der hat Manches mit ihm erlebt, als er vor Danzig sein Adjutant und Zeltkamerad war. So muß immer etwas sein, was die Menschen beunruhigt" . . .

Später: „Meine Jungens machen mir oft den Kopf warm, denn es gibt der Bedürfnisse für sie so viel, doch sind sie fleißig und brav. Linchen wird recht groß, aber es ist noch viel kindisches Wesen in ihr. Wie war mein Lottchen in ihrem zehnten Jahre schon so verständig! Sonst aber würdest Du, liebe Luise, Linchen sehr zu ihrem Vortheil verändert finden, seit sie vor zwei Jahren mit mir bei Euch in Stetterburg war. Sie hält sich und ihre Kleider jetzt immer hübsch sauber und in der Schule und am Klavier ist sie sehr fleißig. Ich muß ihr oft erzählen: wie unartig sie damals noch in Stetterburg war und wie sie ihre Kleider immer im Spiel mit den geliebten Hunden und anderen Thieren beschmutzte. Da wird sie feuerroth vor Scham und sagt: „Ach, wie schäme ich mich, daß ich so unartig sein konnte! Was müssen der gute Onkel und die Kousine von mir denken!" Und doch denkt sie noch mit aller Zärtlichkeit an ihre alten Spielkameraden zurück: den großen Bollo und die kleinen Schäfchen! . . . Die Freude, welche Lina über Deines gütigen Vaters Geschenk gehabt hat, kann ich Dir nicht beschreiben. Die schöne Wolle für mich und der blanke Dukaten für Lina kamen gerade an, als die Messe anfing und ich ihr versichert hatte: sie bekäme dies Mal gar nichts vom Jahrmarkt, weil ich für die Jungens so viel nöthige Ausgaben hätte! Aber es hatte ihr am Sonntag Abend am

Licht eine feurige Rose gebrannt und sie behauptete wohlgemuth: das bedeute ein Geschenk! Und richtig, schon am Montag waren Eure Gaben der Liebe da. Mit welchem Jubel das Kind da in der Stube umher sprang! Die Wolle will sie mir über Winter spinnen und stricken helfen, von dem Dukaten aber sollen ich — die Brüder — Marianne — alle Welt ihre Meßgeschenke abbekommen. Sie hat überhaupt ein liebes kleines Herz zum Schenken und Freudemachen. Nun aber soll ich ihr durchaus sagen: ob wohl der gute Onkel geahnt hätte, daß sie sich wegen der Brüder so Manches versagen müsse? Ich sagte: es sei wohl blos Liebe und Güte von dem guten Onkel — allein sie bleibt dabei: der Onkel hätte es geahnt!

Doch wünschte ich, die Kinder wären erst älter. Sie sind noch nicht das, was sie sein müßten, um mein Herz zu befriedigen. Ich fühle mich deßwegen oft einsam und unglücklich. Ich habe zwar manche Freundin hier, aber keine einzige, die ich so recht innig lieben könnte. Man lebt hier überhaupt nicht so herzlich und vertraulich, wie im Norden . . ."

„Karlsruhe, 20. November 1817. Wie oft muß ich in meinen Sorgen um die Kinder und ihre Zukunft an die Wahrheit des schönen Verses von Seume denken:

„Um den Werth des Lebens zu erhöhen,
Schärft oft Leiden die Empfänglichkeit;
Heller lernen wir das Gute sehen,
Wenn das Herz sich nach dem Kummer freut!"

Wenn ich mein Loos nicht mit Muth und Ergebung tragen wollte — wie viel unglücklicher wäre ich noch! Fremd, ohne eine einzige Stütze stehe ich mit meinen drei unversorgten Kindern unter Fremden da. Das schöne Vermögen, das ich von der Mutter hatte, ist in der schlimmen Kriegszeit und durch Bauer's leichten Sinn fast ganz drauf-

gegangen und ich bin nun auf meine bescheidene Pension angewiesen. Meine Lieben, meine Theuersten sind mir entrissen; bald sind es neun Jahre, daß Bauer im Kriege blieb — bald vier Jahre, daß die gute Mutter und mein Lottchen starben. In meinen Kindern habe ich noch keine stützenden Freunde. Ihre Jugend ist noch zu zart, um ihnen mein oft so banges, schweres Herz ausschütten zu können. Unter vielen Bekannten finde ich wohl Einzelne, die ich schätze und liebe — aber es sind und bleiben mir Fremde, denn sie bieten wir nicht, was mein Herz verlangt. Je älter man wird, um so weniger leicht schließt man neue Freundschaften. Ich bin hier mit Vielen gut und freundlich, aber mit Niemandem vertraut ... Wie sehr sehne ich mich oft in Eure Mitte und wie gern wollte ich immer unglücklich spielen, wenn ich nur an Eurer abendlichen Whistpartie zuweilen theilnehmen könnte. Aber wie viel muß noch geschehen, bis ich Euch wiedersehen darf! Mein Louis muß in einer Handlung und mein Karl Offizier sein, bis ich mich hier loslösen kann! Du glaubst nicht, wie viel Fleiß und Kosten heute die Erziehung von Söhnen erfordert! Man verlangt jetzt so viel für ihre Ausbildung, und das Beste, was ich ihnen für's Leben mitgeben kann, ist doch auch guter Unterricht. Louis hat Stunden im Griechischen, Englischen, Französischen, Tanzen u. s. w. und er sollte noch mehr Unterricht haben, wenn es sein könnte. Sowie er confirmirt ist, soll er in eine Handlung nach Frankreich. Linchen küßt Dich und bittet, sie lieb zu behalten ... Hilft der liebe Himmel mir nur noch fünf Jahre so väterlich weiter, dann hoffe ich mit den Kindern aus allen Sorgen zu sein: Karl ist dann Offizier, Louis Kommis und Lina Gouvernante ..."

4. Die beiden Constanzen.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt;
Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Gretchen im Faust.

Jugendzeit — o wie weit, o wie weit! Und doch geht der alten Frau im Silberhaar das Herz auf, wie eine Blume im Lenz — wenn sie an die ferne blühende Jugendzeit unter fröhlichen Gespielinnen zurückdenkt ... Dort draußen in der Töchterpension am schönen Neuchâteller See! Aber das Auge weint, wenn vor ihm drei wunderschöne holde Mädchenbilder aufsteigen, die das Herz damals vor Allen geliebt hat und die .... Doch fangen wir am Anfange an.

Ich war jetzt dreizehn Jahr und hatte bis dahin bei der besten aller Mütter in dem schönen stillen Karlsruhe gelebt. Mein Bruder Louis bildete sich seit einem Jahre in dem Institut Droz zu Neuchâtel besonders in den neueren Sprachen zum Kaufmann aus. Ich — sollte Gouvernante werden. So war es im Familienrathe beschlossen, ohne daß ich viel gefragt wäre. Das war die beste Versorgung für das arme verwaiste Offizierstöchterle. Und meine goldenen Träume von Glück und Glanz auf den geliebten Komödienbrettern?

Alles vorbei — vorbei! In den Osterferien 1820 kam Bruder Louis aus Neuchâtel zum Besuch nach Karlsruhe

und nahm mich mit in die Schweiz, damit die künftige Gouvernante perfect französisch parliren lerne.

Es war eine traurige Fahrt in der stuckernden Mallepost durch das schöne badische Land in der ersten knospenden Frühlingspracht.

War es doch die erste Trennung von der Heimat — von dem liebevollsten Mutterherzen. Erst in Basel konnte ich wieder so recht herzlich kindisch lachen — über den närrischen „Lallekönig" — jenen abscheulich häßlichen, pausbackigen Kopf unter der alten Uhr des Rheinbrückenkopfs. Der Lallekönig stand mit dem Uhrwerk in Verbindung und streckte jede Minute seine lange rothe Zunge vor und machte dazu runde vorquellende bewegliche Froschaugen. Und ich vergaß, daß ich eine ehrsame alte Gouvernante werden sollte und ahmte den possirlichen Lallekönig auf's Beste nach — und wenn das Heimweh mit seinen Thränen wieder über mich kommen wollte, so brauchte Bruder Louis nur zu sagen: „Lina, wie macht der Lallekönig?" — und wir lachten miteinander — wie glückliche kindische Kinder.

Und dann sah ich die ersten schneeblinkenden Alpen aus der sonnigen blauen Frühlingsluft mir entgegenleuchten und winken und diese Pracht sollte ich nun bald täglich vor Augen haben. Und näher und strahlender und gigantischer, wie den Himmel stürmend, thürmten sich im rosigen Abendglühen hinter einer weiten blinkenden Wasserfläche die stolzen, kühngezackten Alpen auf, von den Berner Schneebergen an bis zum Montblanc und Monte Rosa — eine schimmernde Reihe ewiger Gletscher. Wir waren in der neuen Heimat — am Neuchâteler See angelangt.

Bruder Louis erklärte mir Alles: „Dort im grünen Seewinkel liegt St. Blaise mit dem grauen Kirchlein . . ." Ach, wenn mir damals Jemand gesagt hätte, daß ich nach Jahren — im Schatten dieses friedenbringenden Kirchleins —

die schmerzlichsten Thränen meines Lebens weinen würde!... Arme holde Virginie!

„Dort leuchten die Thürme und das Schloß von Neuchâtel herüber — das weiße Haus mit dem hochgegiebelten spitzen Dach ist meine Pension Droz ... und hier, Linchen, ist Dein Haute-Rive ... Kutscher, an dem grauen Hause haltet an — das ist das Institut Guyot ..."

Wir hielten vor einem großen düsteren Hause mit mächtigen Steinwänden und vergitterten Fenstern und drohenden kolossalen rauchgeschwärzten Schornsteinen, von hohen Mauern umschlossen. Es war früher ein Kloster gewesen. Wie unheimlich laut die Thorglocke unter Bruder Louis Hand gellte! Wir traten auf einen weiten Hof mit grünendem Rasen und einem mächtigen alten Wallnußbaume, dessen junge Blättchen lenzfrisch dufteten. Das war der Spielplatz, und jetzt an dem schönen Frühlingsabende und in der Freistunde war die ganze Pension hier versammelt.

Madame Guyot, eine würdige alte Dame in braunseidenem Kleide, mit freundlichen hellen Augen unter einer großen weißen Tollenhaube mich anlächelnd, schloß mich so recht mütterlich lieb in die Arme, trocknete mir die wieder hervorbrechenden Thränen von den Wangen und sagte auf Französisch: „Wenn Du gut, brav und fleißig bist, werden wir Dich sehr lieb haben, meine kleine Lina!" — Ach, aber nur auf Französisch sollte ich von jetzt an geliebt werden! Wie klang doch die deutsche Liebe meines fernen Mütterleins so ganz anders — so viel — viel herzlicher in meinem armen kleinen bangen Herzen nach!

Zwei erwachsene Töchter standen neben der Mutter: die wunderschöne schwarzlockige Constanze und die sanfte Elise. Sie küßten mich liebevoll. Im Hintergrunde lauschten achtzehn junge Mädchengesichter von 10—16 Jahren der neuen Kameradin neugierig entgegen. Auch der schmucke

Bruder Louis bekam seinen Theil von diesen Blicken ab. Er erhielt von Mère Guyot die Erlaubniß, mich Sonntags zuweilen besuchen zu dürfen. — Dann fuhr er weiter nach Neuchâtel. Ich war in der Pension — allein — ganz allein! —

Constanze Guyot nahm mich an die Hand und führte mich den Mitschülerinnen zu. Unter ihnen fiel mir sogleich ein liebliches Mädchen in meinem Alter auf, mit einem rosigen Engelsgesicht, lichtbraunem, natürlich gelockten Haar, sanften großen Rehaugen und einem süßen frischen Mündchen. Meine bald so zärtlich geliebte Virginie! — Während einige blasse Engländerinnen mit matten Fischaugen vornehm meine Toilette musterten und mein ungeübtes Französisch kritisirten und eine große schwerfällige Bernerin, die schon über 16 Jahre zählte und bei Madame Guyot noch „Manieren" lernen sollte, mich mit geschwätziger Neugierde über meine Mutter, meinen Bruder Louis, meine Kleider, mein Taschengeld und hundert andere Dinge ausfragte, — legte Virginie zärtlich ihren Arm um mich und sagte sanft: „Komm, Lina, ich will Dir unsere Spielplätze zeigen, die Hühner und Tauben, mein Gärtchen, in dem schon die Crocos und Leberblumen blühn und die Veilchen große Knospen haben — Du darfst Dir auch täglich einige pflücken und in einem Epheublatt vor die Brust stecken, wie ich es von Mademoiselle Constanze gelernt habe — nachher helfe ich Dir Deine Sachen in die Commode räumen — und am Sonntage bitte ich Madame, daß Du mit mir zu meiner lieben Mutter gehen darfst, die dort unten in St. Blaise wohnt und auch schon lange eine Wittwe ist, wie Deine arme Mutter — und wir wollen Dich recht lieb haben, Lina . . ."

So war ich denn „in Pension"! Dank meinem leichten Herzen und meiner jugendlichen Fröhlichkeit und Mobilität hatte ich mich bald eingelebt in das neue bunte Leben im Institut Guyot.

Madame Guyot leitete ihr Institut vortrefflich, mit herzlicher Liebe und Umsicht. Für Ausbildung des Geistes und Herzens, eines gesunden Körpers und gesellschaftlicher Anmuth war gleich mütterlich gesorgt. Die beiden Töchter standen der Mutter treu zur Seite. Die sanfte Elise war unser gutes, geliebtes Hausmütterchen. Sie lehrte uns Handarbeiten, überwachte unsere Schränke und Toilette und besorgte mit der Mutter die große Wirthschaft. Die schöne kluge Constanze war die Seele der Schule und des geselligen Lebens. Im Unterricht standen ihr einige Professoren aus Neuchâtel zur Seite, aber in der elegantesten französischen Conversation, im Deklamiren, gesellschaftlicher Tournüre, Tanz- und Anstandsstunde war sie Meisterin. Man konnte nichts Graziöseres und zugleich Stolzeres, Imposanteres sehen, als Constanze Guyot mit den glänzenden schwarzen Locken, dunklen strahlenden Augen, klassischen Zügen und dem warmen bräunlichen Teint! — Sie war fast so schön, wie meine geliebte — verschollene Amalie Benda!

Täglich, bei jedem Wetter, machten wir unter der Führung von Constanze weite Spaziergänge am See entlang — oder in die rauhen Berge hinauf und besuchten zu unserer Belehrung die Werkstätten der Uhrmacher und die Stübchen der armen bleichen Klöpplerinnen. Unter den hundertjährigen Linden der hochragenden Schloßterrasse zu Neuchâtel, das damals noch preußisch war, ruhten wir gern aus und sahen auf den langgestreckten blanken See hinab und mit noch größerem Vergnügen, daß die preußischen Uniformen unsere schöne Constanze anstaunten und auch für uns Backfischlein einige freundlich musternde Blicke übrig hatten. Behaglicher — gleichsam erwachsener und mehr in unserem Element fühlten wir uns aber doch, wenn uns die Pension Droz und andere Knabeninstitute auf Spaziergängen begegneten und verschämt aufflammten. Bald hatte Jede ihren Verehrer —

par distance! Sogar die unschöne plumpe Bernerin mit ihrer wunderlichen Knopfnase — wir nannten sie wegen ihrer täppischen Manieren nur l'ourse (Bärin) — also l'ourse vertraute mir eines Abends beim Schlafengehen an: der baumlange Tschudi — ein College von Louis und wohl der spätere Verfasser so vieler Schweizerführer — lächle sie immer so ganz besonders an und sie habe ihn furchtbar lieb. — Ich hatte zum Ueberfluß zwei Verehrer: ein blondes Zwillingspaar. Bruder Louis Anwesenheit bei dieser jugendlichen Verehrung gab meinem kleinen Herzen eine gewisse Sicherheit. Da er Mademoiselle Constanze und ihre Küchlein grüßte, so standen wir auch mit den übrigen jungen Herren auf dem Gruß- und — was uns noch mehr beglückte — bei besonderen festlichen Gelegenheiten auf dem zierlichsten Tanzfuße.

Das hätte einst — fast — Blut gekostet! Zwei der ältesten Zöglinge der Pension Droz standen sich in ihrer Anbetung Virginiens so sehr im Wege, daß sie sich in allem Ernst duellirten. Aber einige Hautschrammen heilten sie von ihrer Wuth. Welches Aufsehen machte das in unserm Hause! Und wie wurde Virginie vor uns allen um so glühende Anbeter beneidet!

Die täglichen Spaziergänge und im Sommer die frischen Seebäder brachten uns blühende Wangen, fröhliche Herzen — aber auch den gesundesten Appetit. Und bei aller Herzensgüte kochte Mademoiselle Elise doch nur sehr knappe Portionen für uns. Mademoiselle Constanze behauptete: das viele Essen sei unfein und verdürbe Teint und Taille und Grazie! Ach, wie beneideten wir die Pension Droz, in der es — wie wir durch Louis wußten — du pain à discretion gab. Wir bekamen unser Finzelchen Brod zugeschnitten und die Kartoffeln zugezählt. Da wurden denn oft in den Spielstunden kleine Raubzüge in die Küche unternommen, ob nicht eine Hand voll kalter Kartoffeln zu erwischen sei. Als dann

im Herbst die Wallnüsse reif wurden, gab es einen förmlichen Wetteifer im Frühaufstehen — der köstlichen Nuß zur Liebe, die über Nacht — vielleicht herabgefallen sein könnte.

Bruder Louis hat mir aber redlich über manchen bellenden Hunger hinweggeholfen. Jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag wanderte ich mit meiner Notenmappe nach Neuchâtel hinein, um bei Professor Kilchenstein Klavierstunde zu nehmen. Da hatten Louis und ich dann jedes Mal unser Rendezvous unter den Linden der Schloßterrasse und nie kam der Gute mit leeren Taschen. Aus dankgerührtem Herzen schrieb ich damals nach Hause: „Ach, liebe Mutter, wie würde es mir hier ergehen, wenn Louis mir nicht so treulich mit Brodknüsten, Stiefelwichse und geschnittenen Federn aus der Noth hülfe!“ — Ja, auch die Schuhe mußten wir uns selber putzen. — Ich aber theilte die Brodknüste, die Stiefelwichse und die Gänsefedern treulich mit meiner theuren Virginie, die im Schlafsaal meine Bettnachbarin war. Wenn die Andern Abends eingeschlafen waren, knusperten wir wie die Mäuschen an unseren harten Knüsten und spannen mit einander goldene Zukunftsträume: Virginie sollte Bruder Louis heirathen und ich wollte als alte Jungfer bis an mein seliges Ende bei ihnen leben und wir wollten mit einander am Neuchâteler See das „Institut Bauer“ gründen und du pain à discretion geben und wenigstens zwölf Mal im Jahr Comödie spielen, während wir bei Madame Guyot nur ein lumpiges Mal spielen durften und . . .

„Ne babillez donc pas toujours!“ — rief plötzlich Miß Encore an meiner andern Seite und Mademoiselle Elise mahnte: Taisez vous! Silence, Mesdames, couchez! couchez!“

Miß Encore! Wie steht sie plötzlich so lang aufgeschossen und mager und eckig wieder vor mir, die kleine Engländerin mit den langen Händen und Füßen und dem langen blassen Gesicht und den aschblonden Zöpfen und den unverfrornen

waſſerblauen Augen — wie ſie zum erſten Mal in unſerer Mitte bei Tiſch erſchien. Ihre Mutter hatte Urſine am Morgen in die Penſion gebracht, um auf Jahre allein nach Indien zu gehen, wo der Vater Offizier war, und beim Abſchied hatten Beide ſo ſehr geweint, daß ich gedachte: die arme Kleine wird vor lauter Herzweh gewiß gar nicht zu Mittag eſſen können und wir haben heute grade einen ſo köſtlichen Kalbsbraten, wie lange nicht ... Aber im Umſehen hatte Urſine ihren Teller leer und sans façon hielt ſie ihn Madame Guyot hin und ſagte ruhig, als ob ſich das von ſelbſt verſtände: „Encore!“ — ohne auch nur das uns Anderen doch ſo ſicher eingetrichterte: „S'il vous plaît, Madame!“ hinzuzufügen.

Wir machten keine kleinen, verwunderten Augen über dieſe Kühnheit und warfen einander gewiſſe rebelliſche Blicke zu, als Madame dem Neuling wirklich noch ein Finzelchen Braten auf den Teller legte ...

Aber nach zwei Minuten erhob ſich der leere Teller ſchon wieder und zum zweiten Mal ertönte das monotone „Encore!“

So etwas war noch nicht dageweſen, ſo lange es ein Inſtitut Guyot und eine Tradition unter den Penſionärinnen gab. Meſſer und Gabeln entſanken unſeren Händen und entſetzt ſtarrten wir bald die „unverſchämte“ Urſine, bald das lange Geſicht von Madame, bald unſer gegenſeitiges Entſetzen an ... Und was wird Madame thun? Wird ſie die Engländerin vom Tiſch und in die Strafkammer mit vierundzwanzig abzuſchreibenden Irréguliers weiſen? Wird ſie ...

O Wunder! Das Inſtitut Guyot ſteht nicht lange mehr! Madame legte mit finſterer Miene und aufgeregter Tranchirgabel zum dritten Mal ein Finzelchen Braten auf Urſine's Teller. Der war jetzt das Ziel aller Augen — — und nach zwei Biſſen ſchon wieder leer — und zum vierten Mal — — daß die Decke nicht über ſolchem Frevel zuſammenſtürzte! — —

erhob Urſine mit dem größten Gleichmuth Teller und Stimme zum unbefangenſten: Encore!

Da hielten wir uns nicht mehr. War es Neid — Brodneid? War es Hunger? War es die ſittlichſte Entrüſtung über dieſe Verſündigung an dem uraltheiligen Eine-Portion-Syſtem im Inſtitut Guyot? Wie auf Commando erhoben wir unſere ſchneidigſten Stimmen und Stimmlein und riefen aus einem Munde: „Assez, Madame, assez — s'il vous plaît!“

Und es gefiel Madame. Mit zerſchmetternder Würde ſchob ſie Urſine's Teller zurück und ſagte eiskalt: „Assez mon enfant! Surabondamment!“

Welch' ein Geſicht Urſine dazu machte! Das allerengliſchſte, als ſchwebte ihr das unvermeidliche Shocking! ſchon auf den blaſſen ſchmalen Lippen. Sie weinte nicht, auch trotzte ſie nicht. Ihr ganzes langes Geſichtchen war eitel Erſtaunen!

Natürlich hieß Urſine von Stund an bei ihren Kameradinnen und bald auch in dem Inſtitut Droz nur noch „Miss Encore!“ Ebenſo natürlich war es für mich die dankbarſte Aufgabe: Miss Encore vom erſten erhobenen — bis zum vierten zurückgeſtoßenen Teller in allen Encore-Schattirungen zu copiren. Und das machte bald mehr Glück, als mein Baſeler Lallekönig. Ja, die Komödiantin ſpukte doch noch immer in der ehrſamen kleinen Gouvernante.

Und dann die fünf Hauptfeſte der Penſion! Gleich ſtrahlenden Sternen leuchteten ſie das ganze Jahr über an unſerem Himmel, bald vor, bald zurückſtrahlend. Die Vorfreude bleibt aber doch die hellſte, beglückendſte.

Dieſe Hauptfeſte waren: Zu Pfingſten ein ländlicher Ball — um Johannis eine Waſſerfahrt auf dem Bieler See nach der Petersinſel Rouſſeau's — im Herbſt eine Wagenpartie nach Locle zu den berühmten unterirdiſchen Mühlen

— Sylveſter ein glänzender Maskenball — und Faſtnacht die Darſtellung einer franzöſiſchen Komödie.

Leider ging dieſen beſeligenden Sternen auch ein böſer, lange gefürchteter Unſtern voraus: der 1. April. An dieſem Tage gab es kein Frühſtück. Dafür aber gingen Madame Guyot und ihre Töchter Morgens, wenn der Tag kaum graute, mit mächtigen Töpfen, voll eines gräulichen Kräutergebräus, angeblich mit Honig verſüßt, von Bett zu Bett und Jede von uns mußte — da gab's kein Erbarmen — Taſſe auf Taſſe des widerlichen Tränkleins hinabſchlucken. Und den Tag über gab es gekochte Backpflaumen — à discretion. Das war die berüchtigte blutreinigende Frühlingskur der Anſtalt. So verlangte es uralte Sitte.

Zu dem ländlichen Balle, dem Maskenballe und der Theatervorſtellung wurden Honoratioren von Haut-Rive, St. Blaiſe und Neuchâtel eingeladen, darunter auch die Penſion Droz. Woher hätten wir ſonſt Tänzer nehmen ſollen? Da war ich denn mit den blonden Zwillingen trefflich verſorgt. Sie wechſelten in ihrer Verehrung hübſch brüderlich ab. Trat der Eine athemlos mit mir vom Tanz zurück, ſo ſtand ſchon der Andere vor mir und forderte mich mit ſeinem ſchönſten Compliment zum Tanz auf. Ich aber habe nie gelernt, ſie von einander zu unterſcheiden. So ähnlich ſahen ſie ſich und ſo wenig gefährlich waren ſie meinem kleinen Herzen. Unvergeßlich ſind mir aber die wunderlichen Bockſprünge, die ein anderer junger Tänzer machte — bis er plötzlich bitterlich an zu weinen fing. Der arme Junge hatte neue, zu enge Stiefel an und litt beim Tanzen die furchtbarſten Qualen. Ich traf ihn nach Jahren als Informator in einem fürſtlichen Hauſe in Petersburg auf einem Balle wieder. Da haben wir herzlich mit einander über ſeine Tanz-Schmerzen am Neuchâteler See gelacht.

Leider bestanden die Honoratioren von Haute-Rive fast nur aus alten Jungfern mit fuchsigen Perrücken, spitzen Nasen, noch spitzeren frommen Zungen, prunkendem Silberzeug und dem schäbigsten Geiz. Die fuchsigste, spitzigste, tugendstolzeste und filzigste war eine Mlle. Beuter, die sich für die glänzenden Feste unserer Pension nur alljährlich mit einem mageren goûter von dünnstem Milchkaffee, uraltem Zwieback, saurer Brodtorte und delikaten Honigbirnen revanchirte.

Wie liebenswürdig war dagegen die Familie des Baron von Cofran, die ein freundliches Häuschen am See bewohnte, — und wie liebreizend die siebenzehnjährige Tochter Constanze! Man nannte sie und Constanze Guyot nur stets: les belles Constances — la belle Blonde et la belle Brune! Welche von Beiden den Preis der Schönheit verdiente, darüber waren die Urtheile so verschieden, wie ihre Schönheiten.

La belle Brune habe ich schon zu zeichnen versucht. Constanze von Cofran hatte dagegen eine Fülle goldener Locken, tiefblaue Augen und das holdseligste Rosengesicht. Sie war von unbeschreiblicher Anmuth und Lieblichkeit, daß ich sie schon beim ersten Sehen auf unserem kleinen Balle mit leuchtenden Augen verfolgte. Bald hatte sie meine stumme Anbetung bemerkt. Sie lächelte, zog mich in ihre Arme und küßte mich zärtlich — da hatte sie mein kleines leidenschaftliches Herz im Sturm gefangen genommen — für immer.

Ich erhielt Erlaubniß, la belle Blonde und ihre Eltern Sonntags zuweilen in dem freundlichen Häuschen am See zu besuchen. Wir musicirten und lasen mit einander. In der Pension war nur eine Unterhaltungs-Lectüre erlaubt: Paul et Virginie! Die wußten wir längst auswendig. Häufig kam auch Constanze's Bruder, der in Neuchâtel als Offizier stand, mit Bruder Louis heraus und dann machten

wir weite fröhliche Spaziergänge, kleine Wasserfahrten auf dem See und Abends nach den altmodischen Ländlern der Baronin ein Tänzchen.

Von meiner Mutter hatte ich zu einer weichen wehmüthigen Melodie ein altes Volkslied singen gelernt, ohne es noch recht zu verstehn. Das war auch Constanze's Lieblingslied geworden und ich mußte es ihr oft singen:

Ich hört' ein Sichelein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn,
Ich hört' eine feine Magd klagen:
Sie hätt' ihren Schatz verlor'n!

„Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
Ich acht' nit, wie es geh';
Hab' mir einen Bulen erworben
In Veiel und grünem Klee!"

„Hast Du einen Bulen erworben
In Veiel und grünem Klee,
So steh ich hie alleine,
Thut meinem Herzen weh."

Laß rauschen das Sichelein, rauschen,
Und klingen durch das Korn!
Ich weiß ein Maidlein trauren,
Hat ihren Bulen verlor'n.

Dann hatte Constanze gerade so liebe traurige Augen, wie meine theure Stella.

Warum aber blickte la belle Blonde immer so kalt, so stolz, ja hochmüthig — warum klang ihre Stimme so laut und scharf, wenn sie der belle Brune gegenüberstand? Und warum suchte diese, die kalten, stolzen, scharfen Blicke und Augen erwidernd, sie womöglich noch an Kälte und Schärfe zu überbieten? Diese beiden wunderholden Mädchenbilder!

Die fuchsigen Perrücken und spitzen alten Jungfernzungen am See wußten darauf die flinksten und niederschmetterndsten Antworten zu geben: „Die beiden Constanzen sind eifersüchtig

auf einander. Jede will die schönste, die gefeiertste sein und den reichsten und vornehmsten Mann erobern ... Beide sind arm. Und es gibt hier so selten einen Goldfisch zu angeln ... Doch Hochmuth kommt vor dem Fall und Schönheit bringt Unglück!"

Diese nichtswürdigen frömmelnden Klatschzungen! Und wie hatte ihnen die köstliche Fliedermilch mit Eierschnee auf unserem Balle geschmeckt! Wenn aber — dachte ich boshaft weiter — nach Eurer Schönheitslehre, Ihr alten Fuchsperrücken, umgekehrt Häßlichkeit Glück bringt — da müßt Ihr die glücklichsten Menschenkinder von der Welt sein!

Am Johannistage machten wir dann unsere großartige Wasserpartie auf dem Bieler See nach der Petersinsel. Auch die blonde Constanze nahm Theil. Obgleich wir von Jean Jaques Rousseau spottwenig wußten, so wurde doch das Häuschen, in dem der „Verfasser des Emile", von religiösem Fanatismus aus seiner Vaterstadt Genf vertrieben, 3 Monate lang ein freundliches Asyl gefunden — und die ganze Insel, unter deren Bäumen er gedichtet, componirt und botanisirt hatte, mit ehrfurchtsvoller Scheu in Augenschein genommen.

Die Petersinsel besteht nur aus einem einzigen Berge, mit Wein und Maulbeeren bepflanzt. In der Nähe ist die kleinere „Kaninchen-Insel". — Die Stube, in der Jean Jaques gehaust, sah recht armselig aus und wurde 1820 von einer — Magd bewohnt. Die schwärzlich grauen Wände waren mit unzähligen Inschriften bekritzelt und beschmiert. Unter dem Fenster stand ein uralter Maulbeerbaum am Spalier.

Noch mehr aber beschäftigte unsere jugendliche Phantasie ein einsames Grab, das ein spleeniger englischer Lord aus purer Bewunderung für Jean Jaques Rousseau sich durch ein Vermächtniß von 2000 Pfund auf der Petersinsel erworben hatte. — Wie stolz war Miß Encore auf diesen Landsmann.

Dann wanden wir uns aus denselben leuchtenden Blumen, die der berühmte Todte einst zwischen Löschpapier getrocknet und klassifizirt und beschrieben hatte, Kränze fröhlichen Lebens, schmückten uns damit die Locken und spielten und tanzten und sangen.

Als wir aber gegen Abend singend die Heimfahrt angetreten hatten, überfiel uns mitten auf dem See une bourrasque — jener plötzliche heftige Wirbelwind, der den Bieler und Neuchâteler Seen eigenthümlich ist und schon so viel Menschenleben gekostet hat. Unser Schiff schwankte und wirbelte hin und her. Schäumende Wellen schlugen über Bord und hatten unsere leichten weißen Kleider schnell durchnäßt. Alles schrie und weinte durcheinander: „Nous faisons naufrage! — Je me meurs! — Nous sont perdu! — O ma mère! — Prions Dieu! — Dites une prière à la Sainte Vierge! — Sancta Virgo ora pro nobis! . . .“

Auf das strenge Geheiß der Schiffer mußten wir auf dem Schiffsboden niederkauern und durften uns nicht rühren. Ich schlang meine Arme um die blonde Constanze und weinte bitterlich: „O meine arme Mutter, was soll aus ihr werden, wenn ich jetzt sterben muß?“ Und dann betete ich all' meine deutschen Kindergebete leise vor mich hin, die ich einst von der Mutter und Großmutter gelernt hatte — vom „Abba, lieber Vater“ an, bis zu dem längsten Gesangbuchliede.

Constanze aber saß da so marmorblaß, mit weit offenen starren Augen und zuckenden bläulichen Lippen, die kleinen Hände im Schooße geballt.

„Dieu nous protégera! Prions ensemble, ma chère Constance!“ bat ich.

Ueber ihr schönes Gesicht aber flog es wie eisiger Hohn und sie sagte: „Ich kann nicht beten, kann nicht weinen. Möge der See mich verschlingen. Dann ist's doch auf ein Mal aus — dies armselige freudlose Leben . . .“

„Arm und freudlos? Du so schön und geliebt von Deinen Eltern, Deinem Bruder, mir . . .“

„Und bei all' dieser Schönheit und Liebe würde ich eine alte, häßliche, lächerliche Jungfer werden, wie Mademoiselle Beuter und die andern armen einsamen Wesen hier am See — weil ich arm bin! O, wäre ich reich! Da möchte ich leben — draußen in der vornehmen, glänzenden Welt — umhuldigt — glücklich! Dann wollte ich beten und danken! Wozu jetzt? Hast Du wohl gesehen, wie der wallachische Fürst auf der Petersinsel der belle Brune so schön that und wie sie mit ihm kokettirte? Für mich hatte er kein Auge . . .“

Ich bekam förmlich Furcht vor dieser schönen, lästernden Constanze. Ich zog meinen umschlingenden Arm zurück und sagte: „Das ist gottlos, Constanze! Dafür muß der liebe Gott Dich strafen. Meine Mutter ist noch viel ärmer, als Du, und hat drei Kinder zu erziehen und ist doch immer gottergeben. Ich aber will für Dich mitbeten, Constanze, daß der liebe Gott uns nicht ertrinken läßt. Das wäre doch sehr traurig, so jung schon sterben zu müssen!“ — und ich fing mein Abba wieder inbrünstig von vorn an. Und nach und nach lösten sich die schönen starren Marmorzüge in Thränen und Schluchzen auf. Constanze schloß mich leidenschaftlich in ihre Arme und mischte ihre französischen Gebete in meine deutschen . . .

Bald hörte die bourrasque eben so plötzlich auf, wie sie gekommen war. Naß wie gebadete Kätzchen langten wir zu Hause an und mußten sogleich in's Bett kriechen und unendlichen Fliederthee trinken.

An unsere herbstliche Fahrt nach Locle kann ich nicht ohne Thränen denken, obgleich wir damals so vergnügt waren. Meine liebe holde fröhliche Virginie und ich! Sie hatte schon oft diese unterirdischen schauerlichen Mühlen

besucht. Es machte ihr so große Freude, mich jetzt führen und überraschen zu können. An ihrer Hand trat ich, während Constanze Guyot mit den übrigen Pensionärinnen noch in der trefflichen Erziehungsanstalt der Demoiselle Calame für arme Mädchen weilte, in die wild zerklüfteten Felsen und stieg aus dem Mühlenhause schauernd die schlüpfrigen Stufen der schmalen Treppe hinab. Wie dunkel Alles rings umher! Nur wenige Laternen leuchteten aus der Tiefe herauf. Wie das rauscht und braust und tost! Ein feiner Staubregen hüllt uns ein. Jetzt erst erkennt das Auge ein riesiges Mühlrad, über das schäumendes Wasser niederstürzt. Das ist die Bieds, ein wilder Bergstrom, der das lange enge Locléthal durchbraust und durch die von beiden Seiten niederrieselnden Felsenquellen zum reißenden Gewässer anwächst. Wie oft hat die Bieds das romantische Thal verwüstet, bis Menschenkunst und Menschenkraft ihr durch die Felsen einen 800 Fuß langen unterirdischen Abflußkanal schufen ... Und hier stürzt das so eingedämmte wilde Wasser mit furchtbarer Gewalt in eine finstergähnende, unergründliche Tiefe hinab ... Aber Menschengeist und Menschenhand hatten noch kein Genüge daran, den verheerenden Bergstrom bezwungen und unschädlich gemacht zu haben. Er sollte ihnen auch noch dienstbar werden und arbeiten — erwerben helfen. So bauten sie mit unheimlicher Kunst in diesen Schlund hinab vier unterirdische Mühlen — senkrecht unter einander, wozu die Mühlräume in die Felsen gesprengt werden mußten. Mehr als 200 Stufen, durch ein niedriges Geländer geschützt, führen von Mühle zu Mühle in die Tiefe hinab ... Ganz unten rauscht das unerschöpfliche Wasser über zwei riesige Mühlräder ...

Anfangs zitternd, dann immer muthiger folgte ich Virginie hinunter. Sie war ein echtes frisches Kind der Schweizer Berge und wußte nichts von Angst und Schwindel. Sie

lachte so hell in das Brausen hinein und zündete große Papierblätter an und ließ sie auf dem vom Wasserſturz erzeugten ſchnellen Luftzuge hinabfliegen, daß die Waſſerſtäubchen in dem rothen Licht erglühten . . .

„Wie Rubinen!“ ſagte ich.

„Wie Blutstropfen!“ ſagte Virginie. — „Der Menſch, der hier hinabſtürzt, wird von den Mühlrädern zerſchmettert — und unten verſchlingt ihn das ziſchende Waſſer und führt ihn in unterirdiſche Felſenklüfte mit ſich fort und Niemand ſieht und hört wieder etwas von ihm . . .“

Das Wort durchſchauerte mich, daß ich angſtvoll aufſchrie. Ich mußte mich auf die naſſen Treppenſtufen ſetzen und mit beiden Armen an die Brüſtung klammern, ſonſt wäre ich wohl aus lauter Furcht vor dem Hinunterſtürzen, vom Schwindel erfaßt, hinabgeglitten. Virginie umarmte und küßte mich und ſagte: „Lina, ich bin ja bei Dir! Wie könnte Dir Etwas geſchehen!

„Aber Dir ſelber, Virginie! Komm, laß uns wieder hinaufgehen!“

„Mir?“ lachte ſie ſo übermüthig. „Komm jetzt bis auf die letzte Stufe hinab. Dort, auf einem Vorſprunge, iſt es reizend ſchaurig, wenn die ganze Waſſermaſſe auf uns niederſtürzt.“

Mich hätte aber kein Ueberreden, kein Bitten tiefer hinabgelockt. Und ſo ſtieg auch die gute Virginie wieder mit mir an's Tageslicht hinauf. Wie athmete ich ſo leicht und froh der goldenen Sonne entgegen!

Bald kam auch Mademoiſelle Conſtanze mit der anderen Heerde an und da gab's derbe Schelte für uns, daß wir vorausgelaufen. Die Anderen durften kaum über das Geländer hinabgucken, während Mademoiſelle ſie noch dazu hinten am Rock feſthielt.

„Siehſt Du, Linchen, das wußte ich ja!“ kicherte Virginie. — „Wie gut wir es gehabt haben!“

Dann kletterten wir den 700 Fuß hohen Cul des Roches hinauf und schauten von dort oben wie durch ein Felsenthor in die weite sonnige Ferne hinaus — weit nach Frankreich hinein.

Zum Schluß wurde natürlich auf dem ersten besten freien Platze ein lustiges Tänzchen gemacht. Ohne das keine rechte Landparthie für junge Pensionsschülerinnen!

Wie würden wir aber erst gejubelt haben, wenn uns damals ein Gott vorhergesagt hätte: „Virginie und Lina, nach 10 Jahren werdet Ihr mit einander wieder zu den Mühlen von Locle gehn!"

Aber er hätte nicht hinzufügen dürfen: „Verzweiflung und Tod im Herzen!" Wir würden ihm nicht geglaubt haben. — Arme holde Virginie! —

Die Götter beweisen uns armen Sterblichen ihre größte Liebe, indem sie uns freundlich das Morgen verhüllen.

* * *

Der Sylvester-Maskenball im Institut Guyot! Ist das ein Glanz und eine Pracht und Lust! Das ehemalige Refektorium des alten Klosters ist mit Guirlanden von Tannengrün und leuchtenden Papierblumen geschmückt. Kleine mit Lichten besteckte Tannenbäumchen hängen als Kronleuchter von der Decke nieder. Unser sommerliches Orchester — der einsame blinde Geiger — ist um eine Harfe und eine Flöte vermehrt. Imposant! Alle unsere Sparbüchsen sind dazu ausgeschüttet worden.

Und welche brillante Bewirthung gab es an diesem Glanzabende der Pension Guyot! Wir präsentirten den Damen Kuchen und Mandelmilch und den Herren Punsch. Leider aber hatten wir den strengsten Befehl, selber nicht das Geringste von diesem Nektar und dieser Ambrosia zu versuchen! Denn welch eine Blamage für das ganze Institut Guyot, wenn Speise und Trank für die geladenen Gäste

nicht reichte! Alles, was übrig bliebe, sollte uns nach dem Fest entschädigen! Als ob die glückliche Pension Droz je das Geringste übrig ließe! Und wie appetitlich stachen uns Kuchen und Mandelmilch in die Augen und wie köstlich duftete der Punsch unsere Näschen an! — Zur Erfrischung in den Tanzpausen gab es für uns Pensionärinnen — steinharte saure Aepfel.

Dazu der Glanz der Costüme! Die blonde Constanze sah als Sultanin märchenhaft schön aus, wie eine Heldin aus Tausend und Einer Nacht. Weißseidene bauschige Pantalons, blaues goldgesticktes Röckchen, über der blendenden Chemise ein purpurrothes ärmelloses und vorn offenes Jäckchen, die herrlichen blonden Zöpfe mit Perlen durchflochten, der blauweißrothe Turban von farbigen Steinen blitzend, die zierlichen Füße in blauatlassenen, mit Goldflittern besetzten Stiefelchen — ich hatte nie etwas Schöneres, Prächtigeres gesehen. Und doch, wenn man la belle Brune in dem farbenleuchtenden, kleidsamen Costüm einer Albanerin sah, auf den schwarzen Flechten das von silbernen Haarnadeln gehaltene weiße flache Tuch, unter dem ihr echt römisches Profil sich so scharf abhob und die dunklen Augen noch feuriger als sonst hervorglühten — so konnte man zweifelhaft werden, ob ihr nicht der Parisapfel gebühre. — Virginie war der reizendste Winter, das weiße Kleid mit Schwanen und Silberflittern besetzt, — Miß Encore eine langweilige Schottin, — die Bernerin die ungraziöseste, geschwätzigste Zigeunerin. Natürlich fehlte es nicht an Gärtnerinnen, Schäferinnen und Bäuerinnen. Sogar die fuchsigen alten Perrücken hatten sich glänzend herausgeputzt und mit mächtigen Florbrillen garnirt. Sie erinnerten lebhaft an Uhus.

Bruder Louis und ich erschienen auch als Türken und hatten mit la belle Blonde ein wundersames Pas de trois eingeübt, das wir kühnlich Pas d'Harem nannten. Der Tanz

fiel brillant aus und mußte zu meinem Entzücken sogar auf allgemeines da capo wiederholt werden. Aber mein armseliges Costüm! Das Taschengeld hatte kaum dazu reichen wollen, daß ich mir die Prunkstücke vom Maskenverleiher in Neuchâtel borgen konnte. Und wie mußten die von der Pracht meiner Sultanin abstechen! Zum Ueberfluß bestand meine vorn offene Jacke — oder Weste, wie man's nennen will — aus jenem nichtswürdigen schillernden und rasselnden Silberstoff, der vornehm peau de serpent heißt, oder wie Balzac seinen Roman nennt: peau de chagrin, und der mir in der Masken-Leih-Anstalt ganz besonders verführerisch in die Augen gestochen hatte. Jetzt aber, bei der Hitze und beim Tanz, zeigte die Schlangenhaut ihre Nücken und Tücken: sie schnurrte nach hinten zu bis auf ein winziges spitzes Schwänzlein zusammen. Mochte ich sie auch noch so oft rasselnd wieder nach vorn zerren — kaum wirbelte ich mit meinen blonden Droz'schen Zwillingen, die als englische Matrosen allerliebst und einander noch mehr zum Verwechseln ähnlich aussahen, im geflügelten Schottisch dahin ... schwirr! und das Schwänzlein saß wieder hinten. — Die übrigen jungen Herren von Monsieur Droz stellten ein glänzendes Tänzer-Contingent an Banditen, Spaniern, Schornsteinfegern, Müllern, Mohren, Kartenkönigen und anderen Maskenball-Sternen.

Wer aber war jener prächtige stolze Maltheserritter? Das schwarze Sammetcostüm mit der goldenen Kette und dem weißen Stern stand seiner schlanken Figur zu dem dunklen Haar und Schnurrbärtchen und den blitzenden schwarzen Augen so elegant und vornehm.

Unsere Berner Zigeunerin, die im Spioniren stets ein seltenes Talent und einen noch größeren Eifer entwickelte, wußte bald die große Neuigkeit zu erzählen: „Es ist der Marquis de Bivière aus Paris, furchtbar reich, und von

dem Lieutenant de Cofran, dem Bruder der blonden Conſtanze, eingeführt und vielleicht ein Freier. Seht nur, wie ſchön er mit la belle Blonde thut und wie ſie mit ihm kokettirt — und wie unſere braune Conſtanze ſchier vor Neid platzen möchte . . ."

Aber ſchon den nächſten Tanz walzte der Maltheſer mit la belle Brune und flüſterte ihr feurig in die kleinen Ohren, daß ihr Geſicht glühte und ſtrahlte und ihr Auge triumphirende Blitze zu der armen blonden Conſtanze hinüberſchoß. Die ſaß ſo blaß und finſter da und kaute an der Unterlippe und gab dem kleinen Kartenkönige, ihrem Tänzer, die biſſigſten Antworten — und wenn ihr Blick die braune Conſtanze hätte durchbohren können, er hätte es ſicher gethan.

So ging das gefährliche Spiel der Coquetterie, des Triumphes, der Eiferſucht, des Neides den ganzen Abend zwiſchen den beiden Conſtanzen hinüber und herüber, denn der Marquis vertheilte ſein Courmachen ziemlich gleichmäßig zwiſchen ihnen. Für uns junge Backfiſchlein hatte er keinen Tanz, kein Wort. Das rührte uns wenig, da wir ja heut Abend andere Tänzer in Hülle und Fülle hatten.

Welche Conſtanze wird aber den Sieg — den Bräutigam davon tragen? Das beſchäftigte uns noch lange. Monsieur le Marquis machte in den Häuſern der beiden Conſtanzen Viſite und beiden fortgeſetzt die Cour. Wir hörten auch, daß er beabſichtige, ſich ganz am See niederzulaſſen — und ſpekulirten ſchon auf eine baldige glänzende Hochzeit.

Zunächſt aber hatte uns — und mich beſonders — ein anderes Intereſſe ganz gefangen genommen: unſer Komödienſpiel um Faſtnacht. Mit verdoppeltem Eifer übte ich mich im Franzöſiſchen, um nicht wegen ſchlechten Accents am Ende vom Mitſpielen ausgeſchloſſen zu werden . . .

Und ich wurde reichlich belohnt. Ich durfte in dem kleinen einaktigen Stück: „Les cerises" einen Bauernburſchen

in weißen Höschen und schwarzer Sammetjacke mit silbernen Knöpfen — und in dem dreiaktigen Moralstück der Gräfin Genlis: „La rosière“ den alten siebenzigjährigen Pfarrer in schneeweißer Zopfperrücke spielen, weil keine von den anderen Pensionärinnen so alt erscheinen wollte.

Meine theure Virginie war das holdeste, rosigste Rosenmädchen! Ich sehe sie in ihrem weißen Kleidchen mit rosa Schleifen, in den dunklen Locken ein Rosenkränzlein, noch heute — nach mehr als einem halben Jahrhundert — so lebhaft vor mir, als hätten wir erst gestern mit einander „La rosière“ gespielt — und mein altes Herz zittert und blutet . . .

An jenem glücklichen Abende zu Haute-Rive am Neuchâteler See betrat ich zum ersten Mal die Bretter, welche schon nach drei Jahren für mich die weltbedeutenden werden sollten.

Wer aber war an jenem Fastnachtabende 1820 die strahlendste unter unseren Zuschauerinnen?

Constanze v. Cofran, die bald einen reichen französischen Marquis heirathen wird . . .

Ja, la belle Blonde hatte la belle Brune vollständig aus dem Felde geschlagen. Sie war die wunderschöne, siegstrahlende Braut des Marquis de Bivière, der noch oft nach Haute-Rive zurückgekehrt war und lange zwischen beiden Constanzen gewählt und endlich doch der schönen Baronesse den Vorzug gegeben hatte . . . Bleich und finster wie ein Schatten ging unsere Constanze Guyot durch die alten Klosterräume.

Aber ich sollte nicht die Freude haben, meine blonde Constanze noch im Brautschmuck zu sehen. Die Hochzeit war auf nächste Ostern festgesetzt und schon im Herbst kehrte ich mit der Mutter nach Karlsruhe zurück, um dort zu meiner weiteren Ausbildung als Gouvernante noch Privatstunden

und Konfirmandenunterricht zu erhalten. So sehr ich mich auch freute, jetzt wieder ganz mit der lieben Mutter zu leben, so flossen doch beim Abschied von meiner zärtlich geliebten Virginie und ihrer Mutter, von den beiden Constanzen, mère Guyot, der sanften Elise, von allen Schulfreundinnen und Spielplätzen und so vielen, vielen frohen Jugendstunden reiche Thränen . . .

Constanze von Cofran schrieb mir noch einen glückjubelnden Brief: „Bald, ma Line, wirst Du Deine Briefe an mich „Madame la Marquise de Bivière à Paris“ adressiren. Von dem Glanz und der Eleganz meiner Salons soll ganz Paris reden. Dann lade ich Dich ein und Paris und mein Salon werden Dir den letzten Schliff der feinsten Erziehung geben. Wie mich la belle Brune dauert, obgleich ihre lächerliche Eitelkeit diese Demüthigung wohl verdient hat . . .“

Dann blieben die Antworten auf meine Briefe aus. Nur Virginie schrieb mir: „Denke Dir, Lina, der elegante Marquis de Bivière und der Bräutigam von Constanze von Cofran war ein gemeiner Schwindler, Kassier in einem großen Pariser Bankhause und mit der Kasse durchgebrannt. Er wurde plötzlich in Neuchâtel verhaftet und wird auf die Galeere kommen. La belle Blonde ist wie wahnsinnig und läßt sich vor Niemandem sehen. Ihr Bruder will sich als Offizier nach Berlin versetzen lassen und Constanze mitnehmen. Welch ein Glück, daß die Hochzeit noch nicht war. La belle Brune dankt ihrem Schöpfer, daß er sie vor diesem Unglück und dieser Schmach bewahrt hat. Sie ist viel milder und demüthiger geworden . . .“

Dann hörte ich lange nichts mehr von der armen schönen blonden Constanze . . .

* * *

Als ich 1824 in Berlin als erste Liebhaberin am Königstädter Theater und dann an der Hofbühne engagirt war,

besuchte ich gern das liebenswürdige Haus der Doctorin Rintel, der Tochter des alten Zelter. Eines Tags hörte ich hier zufällig den Namen: Hauptmann von Cofran nennen. Ich fragte näher. Es war richtig der Bruder meiner Constanze, der sich in Berlin verheirathet hatte. Und Dr. Rintel war Constanze's — hoffnungsloser Arzt. Er erzählte mir: „Wahnsinn darf ich ihre Krankheit nicht nennen. Es ist mehr ein Leiden der Seele und des Herzens, als des Geistes. Darum haben unsere berühmtesten Irrenärzte ihre Behandlung, ihre Sturzbäder, ihre Nervenreizungen und magnetischen Erschütterungen auch bald mit Achselzucken eingestellt. Constanze hat weder Anfälle von Tobsucht, noch fixe Ideen. Irrereden kann sie schon deßwegen nicht, weil sie seit Jahren kein Wort spricht. Es ist, als ob das ganze innere Leben in ihr erfroren — oder erstorben sei. Kein Augenblitz, kein Zucken, kein Lächeln, keine Thräne verräth ein Seelenleben. Der Leib ist zum Automaten geworden, der mechanisch aufsteht und schlafen geht — ißt und trinkt, wenn ihre Umgebung sie dazu nöthigt. Wie viel möchte ich geben um eine einzige kleine Thräne aus diesen schönen Augen! Sie wäre ein Thautropfen auf dies erstarrte Herz und — wir dürften hoffen. Ein heißer, tief aus dem Herzen herauf quellender Thränenstrom — — und Constanze wäre gerettet . . ."

Ich war tief erschüttert. „Darf ich meine unglückliche Jugendfreundin sehen?" fragte ich weinend.

„Gewiß! Ihr Kommen — Ihre Erscheinung wird leider gar keinen Eindruck auf sie machen. Sie wird durch kein Augenzucken verrathen, daß Sie von ihr erkannt sind!"

„Und sie hat mich doch einst so lieb gehabt! Wenn ich sie aber anrede und an die alten glücklichen Zeiten erinnere, ehe jener Elende kam — an hundert fröhliche Einzelheiten . . ."

„So wird's grade so viel sein, als ob Sie diese Wand hier anreden. Natürlich haben wir das Alles schon versucht. Ohne den geringsten Erfolg!"

„Und wie gern hat sie mit mir einst musicirt und gesungen . . ."

„Halt!" rief der Doctor plötzlich wie elektrisirt. „Musicirt! Gesungen! Das müssen Sie mir genauer erzählen . . . Musicirt! Gesungen! Hm! Hm! Daran hat noch Niemand gedacht. Es käme ja auf einen Versuch an . . ."

Und ich erzählte den ganzen Abend von jenen fröhlichen Tagen am Neuchâteler See . . . Der Doctor unterbrach mich oft mit Fragen. Selbst der kleinste Zug, der in Verbindung mit Constanze stand, hatte Interesse für den Arzt. Als ich geendet hatte, saß er lange nachdenklich in seinem Lederstuhl da, die Augen mit der Hand beschattet . . . Plötzlich zuckte er auf: „Bitte, singen Sie mir Constanze's Lieblingslied!"

Ich sang unter quellenden Thränen:

„Ich hört' ein Sichelein rauschen . . ."

„Gut — sehr gut!" Und des alten Doctors Auge schimmerte feucht. „Ich danke Ihnen. Das geht zu Herzen. Für heute gute Nacht! Ich habe noch in meiner Studirstube zu thun — zu lesen — nachzudenken. Morgen nach der Probe komme ich zu Ihnen und hole Sie ab zu Constanze. Aber, bitte, kleiden Sie sich dann möglichst genau so, wie damals am Neuchâteler See bei Ihren ländlichen Festen. Besondere Sorgfalt wenden Sie auf Ihr Haar, daß Sie jenem Linchen vor drei Jahren ja recht ähnlich sehen. Und dann: mit Gott!"

Das Herz bebte und blutete mir, als ich in des Doctors Wagen mit ihm am andern Mittag nach der Wohnung des Hauptmanns von Cofran draußen vor dem Potsdamer Thor fuhr. Ich trug ein einfaches weißes Mousselinkleid mit

grünem Gürtel, wie ich es für meine „Schwäbin in Berlin“ auf der Bühne gebrauchte, einen runden Strohhut und das Haar in kunſtloſen Locken gerade ſo geordnet, wie einſt am Neuchâteler See.

Das kleine Haus lag ſo ſtill in einem Garten da, faſt verſteckt unter alten Bäumen. Herzlich, aber voll tiefer Trauer in dem einſt ſo ſonnigen Geſicht, begrüßte der Baron ſeine kleine Tänzerin aus fröhlichen Tagen, und führte mich zu ſeiner jungen Frau, einer ſanften, ſchönen Dame. Ja, wer hätte damals ſolch Wiederſehn geahnt!

Der Doctor mahnte an meine Miſſion. Zitternd, faſt athemlos, mit ſtockendem Herzſchlag folgte ich ihm vor ein nach hinten hinausgelegenes Gemach mit einer gepolſterten Doppelthür, wie man ſie zum Dämpfen jedes Geräuſches in Kranken- und Irrenanſtalten findet. „Muth! Muth! es gilt edler Menſchen Glück!“ — und der Doctor ſchob mich durch die leiſe geöffneten Thüren in ein dämmriges Gemach. Die faſt an die Fenſter rauſchenden Linden ließen nur ein mildes träumeriſches Licht einſtrömen. Auf ihrem Bett ſaß eine hagere Geſtalt in weißem faltigen Nachtgewande, die wachsbleichen abgezehrten Hände müde im Schooße ruhend, die einſt ſo ſtrahlend ſchönen blauen Augen ſtarr, wie erſtorben auf mich gerichtet. Die früher ſo üppigen goldenen Locken waren abgeſchnitten und ringelten ſich nur kurz und dünn um die alabaſterne Stirn und die eingeſunkenen Schläfen. Die farbloſen Wangen ſo welk, um den verblaßten Mund ein harter, böſer Zug. So fand ich la belle Blonde wieder. Kein Blick, kein Lächeln deutete an, daß Conſtanze mich erkenne.

„Conſtanze — meine geliebte Conſtanze!“ — ſagte ich auf Franzöſiſch, mit zitternder, thränenerſtickter Stimme — „kennſt Du denn Deine kleine Lina nicht mehr? Und doch waren wir einſt ſo fröhlich miteinander an Deinem ſchönen

Neuchâteler See und haben mit einander geſcherzt und geſungen, getanzt und Komödie geſpielt — und wie oft haſt Du mich zärtlich geküßt und mir geſagt, daß Du mich lieb hätteſt — — und heute gar nicht mehr?“

Keine Wimper zuckte — keine Lippe, keine Hand bewegte ſich. Die Knie wollten mir brechen. Mich packte unſägliches Grauen vor dieſer ſchönen — athmenden Leiche und drohte mich in die Flucht zu treiben. Aber nie geahntes Mitleid hielt mich feſt.

„Conſtanze, muß ich Dich denn an unſere Waſſerfahrt nach der Inſel St. Pierre erinnern und wie der ſtürmende See uns faſt verſchlungen hätte und wie ich weinend in Deinen Armen lag und wir mit einander beteten und ich Dir meine deutſchen Kindergebete lehrte? Bete ſie noch ein Mal mit mir, liebe Conſtanze, damit ich ſehe, daß Du ſie nicht vergeſſen haſt!“

Und ich kniete vor ihr nieder und nahm ihre naßkalten willenloſen Hände in meine gefalteten fieberheißen und betete ſo recht inbrünſtig:

„Abba! lieber Vater erbarme Dich über mich kleines Kind — Amen!“

War's da nicht, als bewegten ſich leiſe, wie innerlich nachſprechend, die herben Lippen und ihre Hände zitterten in den meinen und die Starrheit im Auge, im Geſicht, in allen Gliedern löſte ſich ſacht?

Aber kein Wort glitt über dieſe Lippen. Nur mein Weinen klang durch das Gemach.

„Und meine deutſchen Volkslieder, liebe Conſtanze — wie oft habe ich ſie Dir ſingen müſſen und wie liebteſt Du ſie! Die haſt Du gewiß lange nicht mehr gehört. Soll ich Dir Dein Lieblingslied ſingen?“

War das nicht ein leiſes Nicken ihres Kopfes?

Und ich ſang — erſt leiſe, undeutlich, mit von Schluchzen

erſtickter Stimme — dann immer heller, inniger — mit ſtrömender Leidenſchaft:

„Ich hört ein Sichelein rauſchen,
Wohl rauſchen durch das Korn,
Ich hört' eine feine Magd klagen,
Sie hätt' ihren Schatz verlorn . . ."

Da — ja, da lief ein Zittern durch alle ihre Glieder und ein leiſes Aechzen, Stöhnen rang ſich aus ihrer Bruſt empor. Die Lippen ſchluchzten und aus den ſtarren Augen dämmerte es feucht und weich herauf . . .

Als ich den Schlußvers ſang:

„Laß rauſchen das Sichelein rauſchen,
Und klingen durch das Korn!
Ich weiß ein Maidlein trauren,
Hat ihren Bulen verlorn!"

— da rannen zwei große Thränen blitzend die zitternden Wangen nieder . . .

Länger hielt ich mich nicht. Leidenſchaftlich, ſchluchzend, jubelnd ſprang ich auf und warf mich an Conſtanze's Bruſt, ſie glühend umſchlingend. Mit welcher Wonne fühlte ich ihre Thränen auf meine Wangen niedertropfen, immer heißer, immer reicher — — und dann umſchlangen auch mich ihre Arme und ich hörte ihre alte ſüße Stimme wieder: „Ma Line — chère petite amie — ma bien aimée — Dieu est juste! Dieu est clément — miséricordieux!"

. . . Conſtanze war aus ihrem ſtarren, eiſigen Weh erwacht — gerettet.

Im nächſten Frühjahr kehrte ſie zu den alten Eltern an den Neuchâteler See zurück, ſich ganz deren liebevoller Pflege widmend.

Nach Jahren werden auch wir, lieber Leſer, uns dort wieder begegnen — — und der armen holden Virginie.

5. Erste Fäden zum Netz.

Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen
Jahrlang in's Ungewisse hinab.

Hölderlin.

Doch meine Feder ist dem Leben vorausgeeilt. Ich muß zurückkehren in die Tage der Kindheit.

Im Frühjahr 1821 war meine Mutter an den Neuchâteler See gekommen, um in der Nähe ihrer Kinder zu leben. Sie wohnte bei Virginiens Mutter, der guten Pfarrerswittwe zu St. Blaise. Von hier aus schrieb sie an die Kousine Luise Becker, die inzwischen den Kaufmann Leopold in Hamburg geheirathet hatte:

„Könnte ich Dir, liebe Luise, doch mündlich erzählen, wie mich das Wiedersehen meiner Kinder beglückt hat! Nun sind sie groß und beinahe erzogen. Wie viel Wonne und Beruhigung gibt dieser Gedanke dem Mutterherzen! Ich kann Gott nicht genug danken, daß sie — seit 12 Jahren vaterlos — doch gut und brav geworden sind und mir alle Freude machen. Wie manchen Schmerz hat mein Herz in diesen Jahren empfunden, wie manche Sorge meinen Geist niedergedrückt, und wie dankbar darf ich jetzt der Vorsehung sein, daß sie mich durch meine guten Kinder so reich belohnt. Louis ist in diesem Jahre, seit ich ihn nicht sah, so gewachsen und ein so gebildeter und geschickter Mensch geworden, daß ich ganz erstaunt vor ihm stand. Auch Lina ist groß und

ſtark und von blühender Geſundheit. Ihre Naſe, die ihr in der Kindheit den Beinamen „Großnaſe“ nicht mit Unrecht eintrug, iſt zum Glück im Wachsthum zurückgeblieben, ſo daß ſelbſt die Mutter Linchen ein recht hübſches, angenehmes Mädchen nennen darf. Sie hat dies Jahr ſehr gut angewendet, ſpricht fließend und wohlklingend Franzöſiſch, iſt in der Muſik die beſte in der Penſion und auch ſonſt ſichtbar fortgeſchritten. Dabei iſt ſie noch immer dieſelbe lebensfrohe vergnügte Seele und die natürliche gute Lina mit dem reinſten kindlichen Sinn, wie früher; nichts Gezwungenes und Affektirtes iſt in ihr und an ihr. Die Noten, die Du mir für ſie mitgegeben haſt, haben ihr unendliche Freude gemacht. Sie ſpielte ſie gleich vom Blatt. Die herrliche Polonaiſe und der Hamburger Walzer ſind die Lieblinge der jungen Tanzluſtigen geworden. Ich bin hier an dem wunderſchönen See mit großer Liebe aufgenommen und die guten zuvorkommenden Schweizer geben ſich alle Mühe, mir den Aufenthalt recht angenehm zu machen. Ich bin faſt jeden Abend in der beſten Geſellſchaft. Bei gutem Wetter in den ſchönſten Gärten mit der entzückenden Ausſicht auf den See und die Alpen; da wird dann geſungen und Guitarre geſpielt und die Jugend treibt allerlei Kurzweil. Oder es wird bei ungünſtiger Witterung im Zimmer Whiſt geſpielt und nach dem Klavier getanzt. Jede Woche habe ich die Freude, Louis und Lina zwei Mal bei mir zu ſehen.

Als ich mit Lina über ihre Zukunft als Gouvernante ſprach und ihr ſanft und ernſt alle Gründe wiederholte, die Du, geliebte Luiſe, und ich ſo oft dafür erwogen haben, — da brach wohl noch ein Thränlein hervor, weil ſie ihrer vergötterten Bühne entſagen muß — aber ſie ſchluckte die Thränen ſchnell hinab und umarmte und küßte mich zärtlich und verſprach, die letzten Monate hier mit doppeltem Fleiße zu lernen, um in der Welt recht nützlich werden zu können.

Sie möchte recht viel leisten, um mir und den Brüdern nur Freude zu machen und dereinst hülfreich zu sein. Ich freue mich innig, daß dies vierzehnjährige Mädchen einen so ernsten guten Willen und den Muth und die Kraft der Entsagung zeigt. Denn wie schwer es ihr wird, auf die Bühne zu verzichten, merke ich aus vielen kleinen Zügen. So bat sie mich verschämt, mir doch von Constanze von Cofran und Guyot's und von meiner guten Pfarrerin erzählen zu lassen: ob sie bei der letzten Komödie „La Rosière" von Md. de Genlis den weißhaarigen Kuré nicht brav gespielt habe! — Und merkwürdig: Alle stimmen darin überein, daß der alte französische Pfarrer eine ganz wunderbare Charakterleistung für ein so junges Mädchen gewesen sei . . ."

Und so steuerte ich denn mit Ernst und Eifer auf die gelehrte Gouvernante los. Als ich im Herbst mit der Mutter nach Karlsruhe zurückgekehrt war, nahm ich meine Klavierstunden bei Musikdirektor Marx wieder auf und schon im nächsten Winter spielte ich Mozarts D-moll-Konzert mit Orchester in der Karlsruher Museums-Gesellschaft — so erfolgreich, daß die Mutter von aller Welt bestürmt wurde, mich zur Klavier-Virtuosin ausbilden zu lassen. Aber woher die Mittel nehmen? Die arme Mutter war damals von neuen Sorgen tief niedergebeugt. Ihre ältere Stiefschwester in Eisenach hatte einen Prozeß gegen sie angestrengt: die Mutter sollte ihr vom väterlichen Vermögen 12,000 Thaler herauszahlen, welche wir von der Großmutter geerbt hatten! — Verlor die Mutter diesen Prozeß, so waren wir Bettler, denn vielleicht durfte die Stiefschwester auch noch Beschlag auf die Wittwen-Pension der Mutter legen. Was dann?

Ich dachte allen Ernstes daran: es würde mir nichts Anderes übrig bleiben, als mit der Mutter dichtumschlungen in den Rhein zu gehn.

Unsere traurige Lage schildert am deutlichsten ein Brief der Mutter. Sie schreibt am 8. Mai 1822 an die Kousine Luise Leopold nach Hamburg:

„Mein Herz allein kann mich freisprechen, daß ich so viele Wochen vergehen lassen konnte, ohne Dir zu schreiben. Wenn Du wüßtest, wie verzweiflungsvoll ich diese Zeit verlebte, so müßtest Du mir danken, daß ich Dir nicht in solcher Stimmung schrieb. Ich hätte Dein Leben ja nur trüben können. Endlich scheint auch mir die Sonne wieder freundlich zu leuchten! Gestern habe ich vom Hofgericht in aller Form Rechtens die Entscheidung erhalten: daß ich auch in zweiter Instanz meinen Prozeß gewonnen habe. Schwerlich wird die Stiefschwester an die dritte Instanz gehen.

Ich habe inzwischen auch die Zusicherung bekommen, daß ich drei Jahre hindurch meine Pension außer Landes verzehren darf, und nun erwarte ich von Dir, liebe Luise, und von Deinem guten Leopold Nachricht: ob es Euch nicht gereut, mich und Lina nach Hamburg einzuladen? Werden wir Euch keine Sorgen und Lasten machen? Prüfe Dich, gute Luise, berechne Alles mit Deinem Leopold und schreibe mir aufrichtig: wie viel Logis, Holz und Kost für Lina und mich ausmachen! Dann kann ich hier mit frohem Muth Alles ordnen und im Herbst mit Lina zu Dir eilen.

Mein Louis ist jetzt auch hier und ich bin sehr mit ihm zufrieden. Aber alle Mühe, die ich mir gebe, ihn zu bestimmen, daß er dem Kaufmannsstande entsage und hier eine Staats-Anstellung suche, ist vergeblich. Sollte nun in Hamburg für ihn keine Aussicht als Kaufmann sein, so will ich an meinen Neveu Christian Stockmar nach London schreiben und ihn bitten, dort für Louis einen guten Platz zu suchen. Mein Neveu ist nicht mehr der Leibarzt des Prinzen Leopold von Koburg, sondern dessen Geschäftsträger und Freund und von dem Könige von Sachsen in den Freiherrnstand erhoben.

Wenn Louis nicht so fest am Kaufmannsstande hinge, wie leicht wäre es da meinem Neveu, ihn zu seinem Sekretair zu machen oder ihm zu einer andern Anstellung zu verhelfen. Aber lieber wäre es mir doch, Louis bliebe zunächst auch in Hamburg. Es würde mir schmerzlich sein, ihn so jung nach London zu schicken. Ich kenne auch meinen Neveu zu wenig und bin nicht sicher, ob er sich als väterlicher Freund gegen Louis zeigen wird. Louis ist jetzt 17 Jahre, sehr groß und stattlich und es ist die höchste Zeit, daß er sich bald selber sein Brod erwirbt. Er hat so viel gekostet und sein lebhafter Geist muß bald und viel Beschäftigung haben, wenn er glücklich werden soll . . .

Lina ist Ostern konfirmirt. Obgleich ich wegen meines unglücklichen Prozesses tausend Sorgen mit in die Kirche nahm, so war es doch einer der feierlichsten Tage meines Lebens. Lina wurde vom ersten Prediger aus 108 Mädchen, meistens aus den ersten Familien, ausgewählt, ein Gebet vor dem Abendmahl zu sprechen. Sie sagte es schön und rührend, mit tiefem Gefühl und klarster, herzbewegender kindlicher Stimme. Ueberhaupt ist es ein ungewöhnliches Mädchen. Ihr allein danke ich, daß ich nicht vor Gram gestorben bin, ihrem fröhlichen Gottvertrauen und Troste. Als Geist und Körper am Unterliegen waren, hat sie allein mich aufrecht erhalten. Möchte der Himmel sie glücklich machen. Viele trübe Stunden und Tage sind ihr schon verflossen und immer noch hat sie die Heiterkeit und den Frohsinn, wie die glücklichste Tochter. Bei allen Sorgen und Kümmernissen lernt sie fleißig fort und macht bedeutende Fortschritte. Du wirst sie in Hamburg recht lieb gewinnen. Sie wird aber nicht lange bei uns bleiben. Sie freut sich darauf, bald nützlich werden zu können und in Hamburg eine Gouvernantenstelle zu finden. Jedermann ist ihr hier gewogen. Sie konnte jetzt schon als Erzieherin zu der zehn-

jährigen Tochter des bairischen Gesandten kommen, aber sie möchte nicht allein hier bleiben, wenn ich nach Hamburg gehe. Da in Hamburg die Musik so beliebt ist, wird ihr auch dies Talent dort förderlich sein. Sie hat jetzt bei Professor Aloys Schreiber noch Unterricht, gut und schön vorzulesen. Du kennst ihre alte Neigung für die Bühne. Als nun der Prozeß mir so viel Sorgen um unsere Zukunft machte, bestürmte sie mich wieder, sie Schauspielerin werden zu lassen. Aber ihr Onkel und Pathe General Bauer in Kassel wollte es nicht zugeben. Er schrieb zurück: Eine Bauer auf der Bühne? Eher Viehmagd! Ihr Talent im Vorlesen und Deklamiren wird ihr auch in jeder andern Lage des Lebens, besonders als Gouvernante oder Musiklehrerin von Nutzen sein. Traurig wäre es, wenn dies gute Geschöpf mit dem reinen edlen Willen, ihrer Familie zu helfen, nicht glücklich würde. Doch auch auf eine mühevolle Stellung ist sie gefaßt; das Leben sei für uns ja nur eine Prüfungsstation und deßhalb würde sie auch in der schwersten Lage zufrieden bleiben und ihren heitern Sinn behalten. —

Ich war schon fest entschlossen, meine Pension für 8000 fl. an den Staat zu verkaufen, um aus allen Labyrinthen zu kommen, aber mein treuer Beistand, Hofgerichtsadvokat Bayer gab es nicht zu, und jetzt sehe ich ein, er hat Recht. Doch habe ich auf drei Jahre die Erlaubniß erhalten, meine Pension außer Landes zu verzehren . . ."

Am 2. Juni 1822 heißt's in einem Briefe der Mutter an die Kousine Luise Leopold:

„Unbeschreiblich hat mich Dein liebes Schreiben erfreut; wie gut seid Ihr Beide, daß Ihr Eure Einladung an mich und Lina nach Hamburg so liebevoll wiederholt! Ich bin überzeugt: bei Euch werde ich erst wieder ganz glücklich und zufrieden, wenn auch meine Kinder versorgt sind. Nach

nichts Anderem sehnt sich mein Herz. Die Welt hat sonst für mich keine Freuden mehr. Die vielen und so herben Schmerzen seit Bauer's Tode haben mich um 30 Jahre älter gemacht . . .

Gestern erhielt ich einen Brief von meinem Bruder Johann, Justizamtmann in Rodach bei Koburg. Dessen ältester Sohn Christian . . . vom Könige von Sachsen in den Freiherrnstand erhoben, ist seit vergangenem August mit seiner Kousine Fanny Sommer, einer einzigen Tochter und reichen Erbin verheirathet, die nach dem Tode der Eltern 80—100,000 Thaler erbt. Er hat kürzlich mit dem Prinzen Leopold, der ihn wie einen Bruder liebt, eine Reise durch Italien gemacht und wird jetzt in Koburg zum Besuche erwartet. Dahin und nach Rodach hat mein Bruder auch mich und meine Kinder eingeladen. So werde ich denn meine liebe schöne Heimat nach Jahren wiedersehen. Von besonderem Werth aber ist es mir, mit meinem Neffen Christian über die Zukunft von Louis und Lina zu sprechen. Er kann ihnen, wenn er will, in seiner vielvermögenden Stellung sehr nützlich sein . . ."

Und so fuhren wir denn im September 1822 zu den Verwandten nach Koburg. Diese Reise sollte für mein ganzes Leben entscheidend werden. In Koburg spannen sich die ersten leichten goldenen Fäden an, die sich im Wechsel der Jahre unmerklich zum verhängnißvollen Netze verschlangen — verhängnißvoll für das arme lenzfröhliche, unschuldsvolle Vögelein . . .

6. Der Mutter Heimat.

Wohl oft fand ich, was Aug' und Herz ergötzte,
Doch nie, was meine Heimat mir ersetzte.

Bodenstedt.

Bis an's Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in der kleinen freundlichen Residenzstadt Koburg der wohlhabende Fabrikant und Kaufmann Ernst Friedrich Stockmar. Da er für den Hof oft Geldgeschäfte besorgte, erhielt er den Titel: Landkammerrath. Der Hof war in perennirender Geldnoth, obgleich der Herzog Franz Josias von dem Fürsten Heinrich von Schwarzburg-Sondershausen, der 1758 ohne Erben gestorben war, eine reiche Erbschaft in blanken Gold- und Silberstücken gemacht hatte. Aber das viele Geld gereichte dem Koburger Hofe geradezu zum Unsegen. Man lebte gar zu flott darauf los, gewöhnte sich an allerlei Ueppigkeiten — — und dann war eines bösen Tages die ganze goldene Erbschaft in Nichts zerronnen — — und um das bisherige lustige Leben fortsetzen zu können, machten der Herzog, die Herzogin, die Prinzen und Prinzessinnen lustig Schulden auf Schulden. Davon wußte der Landkammerrath Stockmar ein kläglich Lied zu singen; besonders unter Franz Josias' Nachfolger, dem Herzoge Ernst Friedrich und der Herzogin Sophie Antoinette, einer braunschweigischen Prinzessin. Da waren die Geldnoth und die Schuldenlast so groß, daß auf den Nothschrei des zu Grunde gehenden Ländchens der Kaiser eine Kommission zur Verwaltung des Herzogthums und zur Abbezahlung der Schulden in Koburg einsetzte. Der kleine Staat hatte eine jährliche Gesammteinnahme von 86,000 Thalern —

und der Herzog über eine Million Schulden. Und jetzt sollte der Herzog mit seiner ganzen Familie und seinem Hofstaate mit jährlich 12,000 Thalern auskommen! Da wurde denn Schmalhans Küchen- und Keller-, Garderoben- und Stallmeister in einer Person. Johannes von Müller schreibt darüber 1780: „Ernst Friedrich lebte so frugal, daß er nicht mehr als drei Gerichte aß, selten viel Tafelgenossen hatte und auch in der Kleidung simpel war.“ Aber die 12,000 Thaler wollten dennoch nicht ausreichen und so wurde denn auf's Neue wieder geborgt, auf Pfand und auf Ehrenwort. Der gute loyale Landkammerrath Ernst Friedrich Stockmar erschrak schon, wenn er nur den Hoffourier auf sein schönes behagliches Haus am Markt zu Koburg oder auf seine reizende Sommerwohnung, den „Glockenberg“ vor der Stadt, lossteuern sah, in der Hand oder unter dem Arme etwas Eingewickeltes tragend. Wußte er dann doch, daß der Herzog oder die Herzogin, die Prinzen oder Prinzessinnen mal wieder in höchster Geldnoth waren und bei ihm „auf Pfand“ etwas borgen wollten.

Der getreue Unterthan aber nahm niemals ein Pfand an — das war ihm zu despectirlich für die hohen Herrschaften. Er borgte und borgte immer treulich weiter, sogar ohne herzoglichen Schuldschein, sich ganz auf das herzogliche Wort und Gerechtigkeitsgefühl verlassend. Aber er erhielt niemals einen Pfennig Zinsen, noch sein sauer erworbenes Geld zurück. Diese Erfahrung — diese ewige Angst vor neuen herzoglichen Geldforderungen machten den alten Landkammerrath in den letzten Jahren seines Lebens zum menschenscheuen Hypochonder. Ja, er litt von Zeit zu Zeit an wirklicher Geistesstörung. Er schloß sich auf dem Glockenberge fast ganz von der Welt ab — nur nicht von den herzoglichen Hoffourieren mit ihren silbernen Schüsseln und goldenen Schmucksachen und spärlichen Diamanten, die immer und

immer wieder den Weg zu dem armen Landkammerrath Stockmar fanden.

Aus erster Ehe hatte Ernst Friedrich Stockmar einen Sohn: Johann Ernst Gotthelf, geb. 1760, und zwei Töchter. Früh verwittwet, bewarb der Landkammerrath sich um das schöne Gesellschaftsfräulein der Prinzessin Karoline von Koburg, Charlotte Ramdor, Tochter des berühmten Chirurgen in Braunschweig, der sogar einst von der Kaiserin Katharina II. zu einer Operation nach Petersburg berufen wurde und von der Kaiserin einen Brillantschmuck zum Geschenk für seine Frau erhielt. Dieser Schmuck ging auf meine Mutter über — in der bösen Franzosenzeit aber auch den Weg alles Silbers und Goldes und Edelgesteins.

Die Prinzessin Karoline von Koburg, geb. 1755, war die Tochter des Herzogs Ernst Friedrich, und durch ihre braunschweigische Mutter die reiche und hochangesehene Aebtissin des Damenstifts Gandersheim geworden, im 10. Jahrhundert berühmt durch die poetische Nonne Roswitha, die sich selber bescheiden „die helltönende Stimme von Gandersheim“ nennt. Die protestantischen Aebtissinnen hatten Sitz und Stimme auf der rheinischen Prälatenbank, einen bedeutenden Hofstaat mit eigenen Erbämtern und einen großen Lehnshof, an welchen selbst die Könige von Preußen und die Kurfürsten von Hannover wegen der Herrschaft Dernburg und des Amts Elbingerode gewiesen waren.

Die bildschöne Charlotte Ramdor, hochgebildet, heiter, witzig, liebenswürdig, war der Liebling der Prinzessin-Aebtissin und ihrer Umgebung. Mit der Prinzessin kam sie an den Hof nach Koburg. — War es nun Dankbarkeit gegen den uneigennützigen Helfer aus so vielen Geldnöthen? Genug, die Prinzessin Karoline und der koburgische Hof unterstützten die Bewerbungen des zwar bedeutend älteren, aber stattlichen und allgemein geachteten vierzigjährigen Landkammerraths

Stockmar — und so führte dieser das reizende, aber blutarme Hoffräulein heim. Charlotte Ramdor wurde eine treue Haus- und Ehefrau und gute Stiefmutter. Der Sohn machte ihr Freude; die beiden Töchter aber wurden ihr zu echten Sorgenkindern. Die älteste hatte vom Vater den verdüsterten Geist geerbt. Sie starb im Irrenhause und ihr unglücklicher Sohn, ein schöner reich begabter Jüngling von 25 Jahren, erhängte sich in einem Anfall tiefster Schwermuth. Die jüngste Stieftochter, ein äußerlich und innerlich häßliches Geschöpf, bereitete der Mutter durch allerlei Rücken und Tücken vielen Kummer. Sie wurde die „böse Tante“ in Eisenach, die meiner armen Mutter und uns Kindern durch ihren ungerechten Erbschaftsprozeß so viel Thränen erpreßte.

Erst nach siebzehnjähriger Ehe durfte die Landkammerräthin Charlotte Stockmar ein eigenes Kind an's zärtliche Herz drücken — ihr liebliches, fröhliches Christelchen, das wie ein Sonnenstrahl die umdüsterte Seele ihres misanthropischen Vaters zu erhellen wußte . . .

Der alte Landkammerrath Stockmar starb 1793, als sein Christelchen erst 10 Jahre alt war. Auf dem Bilde imponirte er mir, der Enkelin, durch seine würdevolle Schönheit und klugen Augen. Ich dachte mir immer, der selige Großvater würde einen prächtigen Präsidenten in einem Iffland'schen Schauspiel abgegeben haben. Er hatte in Leipzig zugleich mit Gellert studirt und war dessen herziger Du-Bruder geworden.

Bei dem Tode des alten Landkammerraths fand sich, daß er der herzoglichen Familie nach und nach 17,000 Thaler geborgt und dafür nie Zinsen erhalten hatte . . . Die Großmutter und ihre Kinder haben von dieser Summe nie einen Pfennig wieder gesehen. Der Herzog und der Hof blieben ihnen aber stets in Gnaden gewogen . . .

Christelchen Stockmar wurde die Gespielin der jungen Prinzen Ernst, Ferdinand und Leopold und den Prinzessinnen Sophie, Antoinette, Juliane und Victoria, der Söhne und Töchter des Erbprinzen Franz, die oft auf den Glockenberg zu Musikaufführungen kamen und im Garten mit dem munteren Christelchen Jäger und Hase spielten. Dabei zerriß Prinzessin Antoinette einst an einem Stachelbeerstrauch ihr Sonntagskleid und war untröstlich in ihrer Angst vor der gestrengen Mutter, einer bigotten Prinzessin von Reuß-Ebersdorf. Jede Prinzessin hatte nur ein einziges Sonntagskleid anzuziehen. Christelchen Stockmar wußte aber Rath. Sie holte geschwind ihr Nähzeug herbei und flickte der Prinzessin so geschickt den Riß wieder zu, daß die Frau Erbprinzessin-Mutter von dem großen Unglück nie etwas erfuhr. Am liebsten hatte Christelchen die Prinzessin Victoria wegen ihrer Liebenswürdigkeit und vielen Talente ... Nach vielen Jahren sollten sich die Jugendgespielinnen in England wieder gegenüberstehen. Prinzessin Victoria war Herzogin von Kent und Mutter der kleinen Prinzessin Victoria, jetzigen Königin von England, geworden — — und Christelchen Stockmar verwittwete Frau Rittmeisterin Bauer und Mutter der Gräfin Karoline Montgomery, welche Prinz Leopold von Koburg seine Gemalin nannte — — aber ja recht heimlich, daß England und das Parlament nichts davon erfuhren.

Von den Prinzen gefiel Christelchen Stockmar am besten der älteste, Prinz Ernst. Er war leichtherzig und allerdings auch oft recht leichtsinnig, aber fröhlich und unbefangen, während der jüngste Bruder, Prinz Leopold, zurückhaltend, kühl berechnend war und fast immer wie in tiefen Gedanken erschien.

Im September 1795 reiste die Frau Erbprinzessin mit ihren wunderschönen drei ältesten Töchtern nach Petersburg — auf die Brautschau. Die alte Kaiserin Katharina, die

vorher schon drei Prinzessinnen von Württemberg nach Berlin und drei Prinzessinnen von Darmstadt und zwei von Baden nach Petersburg citirt hatte, damit ihr Sohn Paul und ihr Enkel Alexander sich aus ihnen Gemalinnen aussuchten, hatte nun die Prinzessinnen von Koburg befohlen — zur Auswahl für ihren fast noch knabenhaften und stets bubenhaften Enkel Constantin. Obgleich es bekannt war, welch ein trauriges Schicksal schon so manche deutsche Prinzessin in Rußland gefunden — so die unglückliche Sophie von Braunschweig als Gemalin des armen Alexis — die in Elend und in Schmerzen hingeopferte Regentin Anna, des gemordeten Kaiser Iwan Mutter — die im Wochenbett hingeschlachtete Prinzessin von Darmstadt, Pauls erste Gemalin, und deren durch Rohheit und Grausamkeit Jahre lang gemartete Nachfolgerin, die Kaiserin Maria, eine Prinzessin von Württemberg — — so vermochten doch auch die bitterarmen Prinzessinnen von Koburg dem goldnen Winken der allmächtigen Zarin nicht zu widerstehen. Und welche Demüthigungen erwarteten sie in Petersburg! Katharina und der ganze Hof machten sich über ihre bescheidene Toilette und ihr schüchternes Auftreten lustig. Die Kaiserin sandte ihre Schneider und Putzmacherinnen, die deutschen Prinzessinnen hoffähig zu machen. Und wie behandelte Constantin die Aermsten! Fast so schlecht, wie die ihm zum Spielzeug gegebenen Rekruten, denen er beim Exerciren gelegentlich ein Auge einschlug oder ein Ohr abriß. Er wollte keine von den zur Schau und Auswahl gestellten Prinzessinnen heirathen. Sie waren ihm zu zimperlich-jungfräulich — zu tugendhaft-schüchtern.

Da traf seine Großmutter Katharina für ihn in origineller Weise die Brautwahl. Sie stand am Fenster und sah die Prinzessinnen aus dem Wagen steigen. Die erste verwickelte sich in der ungewohnten Hofschleppe und fiel auf die Erde.

Die zweite nahm sich ein warnendes Beispiel daran und kletterte auf allen Vieren heraus. Die dritte und jüngste, die kleine zierliche Juliane, kaum vierzehnjährig, nahm ihre Schleppe mit beiden Händen auf und sprang graziös auf die Erde. — „Die wird's! Die paßt für den wilden Constantin!" sagte Katharina.

„Nun ja, wenn's nicht anders sein kann, so will ich das Aeffchen heirathen. Es tanzt sehr hübsch!" meinte Constantin leichthin.

Am letzten Dezember langte die Erbprinzessin mit ihren — verschmähten beiden Töchtern wieder in Koburg an — „unter großem Freudengeschrei und Erleuchtung eines Theils der Stadt" — wie es in einem alten Tagebuche heißt. — Die Vermälung der Prinzessin Juliane in Petersburg, die bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche den Namen Anna Feodorowna annehmen mußte, wurde am 24. Februar 1796 in Koburg bei Hofe in großer Gala, mit Diner, Cour und Souper gefeiert. Und doch war es der unglücklichste Tag im Leben des armen Schlachtopfers. Der brutale Constantin behandelte seine Gemalin — wie eine Sklavin. Er vergaß alle Sitte und Anstand so weit, daß er in Gegenwart seiner rohen Offiziere als ihr Besitzer Ansprüche machte, die — kaum anzudeuten sind. Dies Leben konnte die Unglückliche unmöglich lange ertragen. Auf's Tiefste als Weib erniedrigt, kehrte sie bald nach dem Tode der Kaiserin Katharina nach Koburg zurück. Von 1802 an lebte sie von ihrem Gemal ganz getrennt. Erst 1820, als Constantin die polnische Gräfin Grudzinska, zur Fürstin Lowicz erhoben, zur linken Hand heirathete, erfolgte durch den Kaiser Alexander seine förmliche Scheidung von Juliane von Koburg. —

Die Vermälung der Prinzessin Antoinette sollte für ihre Gespielin Christiane Stockmar verhängnißvoll werden. Am

Abend des 5. Mai 1798 langte der k. k. Generalmajor Prinz Alexander von Württemberg in Koburg an — auf der Brautschau. In seiner Begleitung befand sich sein Stallmeister Heinrich Bauer; ein toller bildhübscher Junge von 18 Jahren.

Die Familie Bauer stammt aus Polen und hieß ursprünglich Poniatowski — ein bescheidener Zweig des berühmten Fürstengeschlechts. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wanderte ein Poniatowski seines evangelischen Glaubens wegen aus und kaufte sich in der Nähe von Kassel ein kleines Gut. Sein Land selber bebauend, nannte er sich jetzt einfach: Bauer. Landgraf Friedrich VIII. gab der Familie Bauer ein neues Wappen: Ein Bauer, der die Peitsche schwingt! Der Sohn wurde Intendant des Landgrafen Friedrich II. und Vater von drei Söhnen. Der älteste ward Militär und später General — derselbe, der seine Nichte Lina Bauer lieber als Viehmagd, denn auf der Bühne sehen wollte. Ein Sohn von ihm ist wieder General und nach dem französischen Kriege Kommandant von Straßburg geworden. Als solcher hat er die Kousine Lina auf dem Broëlberge bei Zürich besucht.

Des alten landgräflich hessischen Intendanten zweiter Sohn, Georg, wurde Kriegsrath und — Sonderling. In einer düsteren misanthropischen Laune verbrannte er alle polnischen Familienpapiere.

Der dritte und jüngste Sohn war der wilde Heinrich. In ihm schäumte und sprühte das unruhige Polenblut am unbändigsten. Er war schön, kraftvoll, siegesmuthig, wie der Kriegsgott — stolz und kühn, wie ein junger Löwe — übermüthig wie ein wildes Füllen — großmüthig wie ein Poniatowski — leichtsinnig wie ein Fähnrich: — ein verzogener Liebling der Götter und der Frauen!

Nur der alte garstige Landgraf Wilhelm IX., wegen

seines mächtigen Gewächses am Halse „der Schwammhannes“ genannt, konnte den hübschen Sausewind nicht leiden, der es nicht selten wagte, gegen die despotischen Launen seines Gebieters zu rebelliren. Umsonst beschwor der alte Intendant seinen Sohn, sich dem Landgrafen zu beugen — umsonst schickte dieser den kecken „Poniatowski“, wie er den jungen Brausekopf spöttisch nannte, ein Mal über das andere in Arrest — — das erbitterte den Heinrich nur noch mehr. Um Schlimmeres zu verhüten, sandte der Vater seinen unbändigen Heinrich mit 16 Jahren nach Braunschweig und ließ ihn von dem seiner Zeit berühmten Reitkünstler Hünersdorf zum Stallmeister ausbilden. Als solcher kam der Achtzehnjährige in die Dienste des Herzogs Alexander von Württemberg und bald darauf mit diesem auf die Brautschau nach Koburg. Es sollte auch für ihn eine Brautschau werden. Auf einem Balle sah er das fünfzehnjährige Christelchen Stockmar — und verliebte sich Hals über Kopf in das liebliche, fröhliche Kind! Noch an demselben Abend machte der junge Stallmeister seiner liebreizenden Tänzerin bei einer graziösen Menuette die stürmischste Liebeserklärung — und nahm sie im Sturm gefangen. Am andern Morgen stand er vor der verwittweten Frau Landkammerräthin und bat sie um die Hand ihres Töchterchens . . . Es kostete viele Kämpfe und viele Thränen des verliebten Christelchens, bis die Mutter ihr Jawort gab. Natürlich aber konnte von der Hochzeit solcher „Kinder“ noch nicht die Rede sein. Da hieß es: einige Jährchen warten!

Im Herbst kam der Stallmeister Bauer aus Wien wieder nach Koburg, der Prinzessin Antoinette vom Prinzen Alexander die Brautjuwelen zu überbringen. Bald folgte Prinz Alexander. Am 15. November wurden bei einem Familiendiner zwischen den Brautleuten die Ringe gewechselt. In dem erwähnten alten Tagebuche heißt es vom 17. November:

„Mittags 3/4 1 Uhr versammelte sich der ganze Hof, doch ohne Fremde, worauf die Verbindung des Prinzen Alexander von Württemberg mit der zweiten Tochter des Herrn Erbprinzen, Antoinette, durch priesterliche Einsegnung ganz in der Stille vollzogen wurde, worauf Mittags bloß Hofkavaliers zur Tafel gezogen wurden und Abends Spiel und Souper war."

18. November. „Früh 9 Uhr versammelten sich sämmtliche einheimische und fremde Kavaliers bei Hofe, um ihre Glückwunsch-Komplimente abzustatten, worauf das Dankfest in der Schloßkirche unter Trompeten- und Paukenschall, auch Abfeuerung der Kanonen gehalten wurde. Mittags erschienen auch sämmtliche verheirathete Damen bei Hof, wo im Riesensaal an drei Tafeln gespeist wurde. Bei den Gesundheiten wurden abermals die Kanonen gelöst. Abends war große Cour und Spiel, dann wieder Souper im Saal an drei Tafeln, wie zu Mittag . . ."

Aber in unserem alten Tagebuche steht nichts von dem entsetzten todttraurigen Gesichte, welches die engelhaft schöne junge Frau neben ihrem Gemal machte. Prinz Alexander war abschreckend häßlich. Seine Stirn entstellte eine mächtige Beule und sein Gesichtsausdruck hatte etwas Thierisches. Dabei litt der Aermste an der — — Freßsucht. Als die junge Neuvermälte am Morgen nach der Hochzeit erwachte, sah sie voll Entsetzen, wie ihr Gemal neben ihr mit thierischer Gefräßigkeit an einem gewaltigen gebackenen Schinkenknochen nagte — ein Anblick, den die Unglückliche nie wieder vergessen konnte.

Noch an einer anderen, nicht weniger häßlichen Krankheit litt Prinz Alexander — am niedrigsten Geiz. Sein Stallmeister Heinrich Bauer hatte dem Prinzen einst das Leben gerettet, indem er den auf einer Jagd bis an den Hals im Sumpfe Versunkenen mit eigener Lebensgefahr herauszog,

dabei aber seine goldene Uhr mit den schönen Petschaften verloren. Der Prinz versprach im ersten Gefühl der Dankbarkeit, diesen Verlust zu ersetzen — vergaß es aber immer, obgleich sein Stallmeister ihn oft in kecker unvergeßlicher Weise dran erinnerte. Wenn der Prinz fragte: „Bauer, wie viel Uhr ist es?" — so griff dieser schnell an die Uhrtasche — und sagte dann, wie plötzlich sich besinnend: „Ach, ich vergaß, Durchlaucht, daß meine Uhr noch im Sumpfe steckt und noch nicht..."

„Schon gut. Ich weiß, Bauer, ich werde daran denken und nächstens für eine andere Uhr sorgen!"

Dabei ist es aber geblieben. Der Herzog hat nie seine Schuld der Dankbarkeit an seinem Stallmeister Bauer oder dessen Familie abgetragen.

Fast dreißig Jahre nach jener traurigen Hochzeit in Koburg sollte ich dem Herzog Alexander gegenüberstehen. Es war im Jahre 1828 bei meinem Petersburger Gastspiel als Königl. Preußische Hofschauspielerin. Herzog Alexander war als Bruder der Kaiserin-Mutter Maria nach Petersburg übergesiedelt und Kaiserl. Russischer General en chef, Generaldirektor der Land- und Wasser-Kommunikationen des russischen Reiches geworden. Die arme Prinzessin Antoinette hatte der Tod längst von diesem Ungethüm befreit. Se. Durchlaucht wünschten, die Wittwe und Tochter seines ehemaligen Stallmeisters Heinrich Bauer zu sehen. Es durchschauerte mich gar eigen, als ich mit der Mutter das unheimlich düstere, von hohen Bäumen umgebene todtenstille Palais des Prinzen Alexander betrat.

Welch eine unsympathische Persönlichkeit stand uns gegenüber! Ein dicker aufgeschwemmter Leib auf dünnen Beinen in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, das breite häßliche Gesicht nichtssagend und stark geröthet, auf der kahlen flachen Stirn die mächtige glänzende Beule, das

Auge gläsern und blutunterlaufen. In den zitternden Händen eine goldene Tabatière drehend, vermochten Durchlaucht kaum die üblichen konventionellen Fragen an uns zu stellen. Nur ein einziges Wort an die Mutter klang nicht hohl:

„Ich war der unbewußte Stifter Ihrer Ehe mit Heinrich Bauer, als ich ihn mit nach Koburg brachte und später mit dem Brautschmuck dahin sandte. Bauer war ein schöner ritterlicher Bewerber um die reizende Christiane Stockmar ...“

Ich konnte es nicht unterlassen, Durchlaucht bei erster passender Gelegenheit an das kleine, mit seinem Stallmeister gemeinsam erlebte Abenteuer im Sumpfe zu erinnern und an die dabei verloren gegangene Uhr ...

Durchlaucht hatten gar kein Gedächtniß mehr für dies kleine Abenteuer ... Prinz Alexander ließ nicht einmal an meinem Benefiz-Abende eine Loge für sich reserviren.

Entrüstet sagte ich zur Mutter: „Wie gut that der Vater, daß er diesen Geizkragen aufgab und als Stallmeister in die Dienste des edlen Erzherzogs Ludwig in Wien trat!“ —

Erst am 2. Februar 1799 verließ der Prinz Alexander mit seiner Gemalin und seinem Stallmeister Heinrich Bauer Koburg: „um seinen Rückweg zur k. k. Armee zu nehmen, wobei der Abschied sehr traurig war. Die jungen Herrschaften begleiteten Solche bis Lichtenfels ...“ Auch Christelchen Stockmar trauerte ihrem geliebten, heimlich Verlobten Heinrich Bauer nach — ohne aber allen Freuden ihrer jungen Mädchenjahre zu entsagen. So war sie ein fleißiges und beliebtes Mitglied der Koburger Liebhaber-Gesellschaft. Vor mir liegen zwei alte Theaterzettel aus jener Zeit. Da heißt es:

„Mit gnädigster Erlaubniß wird Mittwochs den 6. November 1799 von einer Liebhabergesellschaft auf dem Herzoglichen Hoftheater aufgeführt: Die Schachmaschine, oder

Genieſtreich über Genieſtreich. Ein Luſtſpiel in 4 Aufzügen nach dem Engliſchen.“ Es gibt „Demoiſelle Stockmar — Julie von Wangen“ — die Liebhaberin.

Im Auguſt 1800 trat der Prinz Alexander von Württemberg in ruſſiſche Dienſte und ging als Kommandant zunächſt nach Riga. Da die Landkammerräthin Stockmar ihr einziges geliebtes Töchterlein nie in das ferne eiſige Rußland von ſich gelaſſen hätte, blieb Heinrich Bauer als Stallmeiſter des Erzherzogs Ludwig vorläufig in Wien.

Am 8. September ſtarb der regierende Herzog Ernſt Friedrich. Bei der Leichenöffnung fand man in ſeinem Leibe zwei große Steine. Der Herzog Franz Friedrich Anton trat die Regierung an. Seine Söhne waren der Erbprinz Ernſt nnd die Prinzen Ferdinand und Leopold.

Es iſt vielleicht nicht unintereſſant, zu leſen, wie damals ein alter Koburgiſcher Herzog begraben wurde. In dem mir vorliegenden alten Tagebuche des tapferen k. k. Feldmarſchalls Prinzen Friedrich Joſias von Koburg, das in den Beſitz des Prinzen Leopold überging und auf deſſen Koſten als Manuſkript gedruckt wurde, heißt es:

„Gegen Abend wurde der Körper meines verſtorbenen Bruders in dem ſchwarz tapezirten Tafelzimmer auf das Paradebett geſetzt und von 6—8 Uhr zur Schau aufgeſtellt, wobei der Obermarſchall von Wangenheim, Hofmarſchall von Bocksberg, zwei Kammerjunker, zwei Offiziere, zwei Kammerdiener und ſechs Bediente zu beiden Seiten ſtanden. Vor acht Uhr mußten ſich der ganze Hof, ſämmtliche Räthe, alle Fremde, Offiziere, der Stadtrath, die Geiſtlichkeit, die Profeſſors und Studenten, wie die älteſten Bürger bei Hof in vorgeſchriebener Trauer verſammeln; die jungen Herrſchaften begaben ſich zu der verwittweten Frau Herzogin, um Solcher beizuſtehen. — Von dem Schloß an bis in die Schloß- und Herrengaſſe, dem Markt und einem Theil der Steingaſſe bis an die

Stadtkirche wurde von den 3 Kompagnien des Landregiments zu beiden Seiten Spalier gemacht, wo zwischen zwei Soldaten immer zwei Bürger mit Fackeln eingetheilt waren. — Um 8 Uhr fing das Trauergeläute mit allen Glocken an und dauerte bis nach Beendigung der ganzen Ceremonie. Um 1/49 Uhr wurde die Leiche von Werkmeistern durch die Schloßkirche auf den sechsspännigen Leichenwagen gebracht, zu dessen beiden Seiten sich die Landstände und neben solchen Hofbediente mit Fackeln befanden. — Hierauf fing sich der Zug nach vorgeschriebener Ordnung an bis in die Stadtkirche zu begeben, wo die Leiche vom Wagen gehoben und durch die Landstände bis in die fürstliche Gruft getragen wurde, wohin blos die beiden Herren Hofmarschälle folgten; nach Beendigung dessen der Zug in nämlicher Ordnung bis an das fürstliche Schloß zurückkehrte, wo um 1/210 Uhr Alles aus einander ging . . ."

Im Januar 1801 war Heinrich Bauer wieder in Koburg, um die Frau Schwiegermama zur Hochzeit zu drängen. Da gab's allerlei Feste.

„Am 19. Januar, als am Geburtstage der regierenden Frau Herzogin versammelte sich die ganze junge Familie nebst einigen Damen und Kavaliers vom Hof als Bauern und Bäuerinnen gekleidet, bei Herrn Obermarschall von Wangenheim, von wo sie mit Musik in das Quartier der Frau Herzogin zogen und sich als die Dorfgemeinde von Ketschendorf ansagen ließen, um ihren Glückwunsch abzustatten, welches als eine Surprise auch sehr gut von Statten ging. Mittags war Galla und große Tafel von 41 Personen. Abends kleine Cour bei der Frau Prinzessin von Württemberg."

Auch spielten die Brautleute fleißig mit Komödie. Auf dem andern alten, von der Mutter als Reliquie aufbewahrten Theaterzettel heißt es:

„Mit höchster Erlaubniß wird Mittwoch den 28. Januar 1801 von einigen Liebhabern des Schauspiels aufgeführt: Das Schreibpult, oder: die Gefahren der Jugend. Ein Schauspiel in vier Akten von Kotzebue. Personen: Diethelm, ein junger Kaufmann — Herr Regierungsrath von Wangenheim. Hermann, sein erster Kommis — Herr Hofadvokat Wirth. Flink, sein Bedienter — Herr Stallmeister Bauer . . ." Die übrigen Mitspieler waren: Chirurgus Stephani, Frl. von Heldritt, Lieutenant von Thümmel, Frl. Hofdame von Thümmel, (Sohn und Tochter des Dichters der „Wilhelmine") Demoiselle Bürner, Rittmeister von Mörner, Bauverwalter Pertsch, Frau Geh.-Räthin von Porzig, Frl. von Seefried, Lieutenant von Mezradt, Reisestallmeister von Speßhardt, Herr Kreuzwend . . . Alle, Alle, Alle längst Staub und Asche! . .

„Preise der Plätze: Erstes Parterre 48 kr. Zweites Parterre 30 kr. Gallerie 15 kr. — Der Schauplatz ist auf dem Herzoglichen Hoftheater und der Anfang um 5 Uhr".

Bald darauf führte der glückliche Stallmeister Heinrich Bauer sein junges reizendes Weib Christiane nach Wien . . . und jetzt nach 21 Jahren kehrte seine Wittwe mit ihren Kindern in die Heimat zurück.

Dort hatte sich inzwischen Vieles geändert. Die Prinzessin Juliane, Großfürstin Anna Feodorowna hatte ihren tyrannischen Gemal Konstantin verlassen und war nach Koburg zurückgekehrt. Die Prinzessin Victoria hatte den Erbprinzen Emich Karl von Leiningen und als dessen Wittwe 1818 den Herzog Eduard von Kent geheirathet, der aber bereits 1820 wieder gestorben war, mit Hinterlassung eines zarten Töchterchens Victoria — „weiß und rund wie ein gefülltes Täubchen." Die Prinzessin Sophie hatte den österreichischen Rittmeister Grafen Emanuel Mensdorf zum General erwählt.

Der Herzog Franz war bald nach der Schlacht von Jena gestorben, während der Erbprinz Ernst am geflohenen Königs-

hofe in Königsberg weilte und am Nervenfieber krank lag. Die Franzosen hielten Koburg besetzt und verwalteten das Land. Erst am 28. Juli 1807 hielt der dreiundzwanzigjährige regierende Herzog Ernst seinen Einzug in Koburg, unter Läuten der Glocken und Abfeuern der Kanonen und Blasen der Postillons. „Der Herr Fürst von Leiningen und Prinz Leopold setzten sich zu Pferde und ritten vor dem herzoglichen Wagen . . . worauf die Frau Herzogin mit der Fürstin von Leiningen folgten. Der Zug ging nach dem Anger, wo der Herzog ausstieg und von einer Gruppe junger Mädchen, etliche Sechzig an der Zahl, alle weiß gekleidet und auf den Köpfen mit Eichenblättern und Kornblumen geschmückt und so ein v. v. E., nämlich: Vivat Ernst! formirend, empfangen wurde. Zwei der ersten davon überreichten auf weißseidenem Kissen einen Blumenkranz und ein Gedicht, zwei kleinere legten aus ihren Füllhörnern Blumensträuße zu Füßen. Hier entschloß sich der Herzog, seinen Einzug zu Fuß fortzusetzen, während die jungen Mädchen in der Ordnung folgten . . ."

An dem neuen Hofe des jungen lebe- und liebelustigen Herzog Ernst reihten sich nun trotz der schweren Kriegszeit Feste auf Feste, eins immer phantastischer als das andere. So heißt es in unserem Tagebuche vom 29. August 1809: „Abends gab der Herzog zu Ehren des gestrigen Geburtstages der Herzogin von Württemberg eine sehr schöne Fête, wobei der ganze Hofgarten erleuchtet und mit allerlei Musik besetzt war, auch waren verschiedene Abtheilungen besonders verwendet, als: erstlich in einem chinesischen Hause eine Gesellschaft versammelt war, welche Musik machte und ein Gedicht übergab, — zweitens ein erleuchtetes Dorf mit der versammelten Gemeinde, so einen Gesang anstimmte und mit Musik einen Aufzug machte, drittens eine Grotte, worin eine Wassernymphe eine Arie sang und ein Gedicht über-

reichte, — viertens eine Einsiedelei, wo der Einsiedler auf einer Harfe ein Lied absang und ein Gedicht übergab, — endlich ein Obelisk auf erleuchtetem Tanzplatz unter freiem Himmel mit schönem Mondenschein, worauf die Herrschaft in den beiden von außen erleuchteten und von innen schön dekorirten kleinen Salons unter Musik und Kanonendonner soupirten. Da Alles en masque erscheinen mußte, war in dem Orangeriehaus für allerlei Erfrischungen und Getränke gesorgt. Noch während des Balles erschien eine Partie sehr schön geputzter Türken zu Pferde. Auf diese Art wurde dies Fest bis gegen Tag sehr fröhlich fortgesetzt ..."

* * *

Im Oktober 1807 war der regierende Herzog Ernst mit seinem jüngsten Bruder, dem siebzehnjährigen Prinzen Leopold nach Paris gegangen, um dem allmächtigen Kaiser Napoleon ihre Huldigungen zu Füßen zu legen. Hier in Paris knüpfte Herzog Ernst ein Liebesabenteuer an, das bald zu einem weltbekannten werden sollte — allerdings nicht zur Ehre des Hauses Koburg.

Auf einem Balle in Paris sah der schöne feurige Herzog Ernst zuerst ein reizendes junges Mädchen von vierzehn Jahren: Pauline Adélaïde Alexandre Panam, das aus einer griechischen, in Montpellier angesessenen Famalie stammte und bald allgemein bekannt war unter dem Namen: „Die schöne Griechin". Der verliebte Herzog machte der schönen Griechin sofort sehr energisch die Cour, bot ihr seinen Schutz, seinen Einfluß und sein Vermögen an. Sie möchte ihn, wie einen Bruder betrachten. Eines Tags machte er ihr den Vorschlag: Gesellschaftsdame seiner Schwester, der Großfürstin Konstantin zu werden ... Und das Ende war: daß die schöne Griechin den herzoglichen Verführungskünsten gar bald erlag ...

Im April 1808 kehrte der Herzog aus Paris nach Koburg zurück. Mlle. Pauline folgte dem Geliebten, der ihr versprochen hatte, daß seine Mutter sie in ihren Hofstaat aufnehmen werde, auf Befehl des Herzog in Männerkleidern ...

Aber kaum in Koburg angelangt, begannen die Enttäuschungen der Aermsten. Der Herzog mußte ihr zu seinem Schmerze mittheilen: daß seine Mutter sich weigere, sie in ihre Nähe zu ziehen, weil sie — Französin sei! Er aber werde in alter Liebe für sie sorgen!

Die kleine Französin, noch immer in männlicher Kleidung, langweilte sich entsetzlich in dem stillen Koburg, da ihr Beschützer sie überdies wie eine Gefangene von der Außenwelt abgesperrt hielt, damit Niemand ihre kompromittirende Anwesenheit ahne ...

Ganz dieselben Erfahrungen, die ich 20 Jahre später durch den klugen Bruder jenes vorsichtigen Herzogs in England machen sollte!

Bald mußte Pauline auf Befehl ihres herzoglichen Gönners Koburg wieder verlassen und eine noch heimlichere Wohnung auf dem nahen Vorwerk Eßlau beziehen. Hier stellte der Herzog seine Geliebte seinen Schwestern, der Gräfin Mensdorf und der Großfürstin Konstantin vor. Der achtzehnjährige Prinz Leopold machte der Geliebten seines Bruders einen verliebten Besuch. Er drang früh um 7 Uhr in ihr Schlafzimmer, als die Schöne noch im Bett lag.

In den Mémoires d'une jeune Grecque schildert Pauline den Prinzen Leopold mit den Worten: „Er war ein großer junger Mann mit falschem Blick und einem unangenehmen sentimentalen Lächeln. Nachdem er in möglichst schlechtem Französisch seine Manier, sich bei mir einzuführen, entschuldigt hatte, fing er an, mein Schicksal zu beklagen und seinen Bruder zu blamiren ..."

Der Herzog hatte diesen Besuch erfahren und machte seiner Schönen eine Scene voll wüthender Eifersucht, so daß Pauline vor Erregung vierzehn Tage krank wurde.

Als die Geliebte ihrem Beschützer baldige Vaterfreuden in Aussicht stellte, wurde er zärtlicher und aufmerksamer. Er ließ sie sogar an ländlichen Hoffesten unter allerlei Verkleidungen Theil nehmen, bald als Bäuerin, bald als Dame — und immer fand er dabei Gelegenheit zu einigen Zärtlichkeiten. So mußte Pauline nach einem Fest in der Rosenau auf einer Leiter zu ihrem Geliebten in's Fenster steigen — unter Blitz und Donner und strömendem Regen — und als die Leiter sich zu kurz ergab, hielten Durchlaucht über den Balkon einen Stuhl hinab, an welchem Pauline — naß wie ein Kätzchen — vollends hinauf kletterte.

Die Wochenstube der Unglücklichen wurde in dem fernen Amorbach, der Sommer-Residenz des Fürsten von Leiningen, unter den Augen dieses Schwagers und der Schwester Viktoria vom Herzog Ernst etablirt. Die Herzogin-Mutter von Koburg, aus dem frommen Geschlecht Reuß-Ebersdorff, schreibt der Geliebten ihres ältesten Sohnes folgenden charakteristischen französischen Brief:

„Adieu, meine arme Pauline! Bewahrt Euch die frommen Gefühle, welche Ihr in Eurem Briefe beweis't, — und dieser Gott der Güte, welcher unsere Herzen richtet, wird Mitleid mit dem Euren haben, welches so schön ist; er wird Euch die vergangenen Verirrungen verzeihen, wenn Ihr gläubig auf den Weg der Tugend zurückkehrt; er ist nicht so schwierig (difficile), als man glaubt. Ihr werdet bald Mutter sein! Möchte dieser heilige Name, obgleich Ihr ihn einer Verirrung verdankt, Eure Seele erfüllen! Er wird Euch für die Zukunft retten! Sobald Eure Schwester kommt, entfernt Euch soweit wie möglich aus diesen Gegenden, um Eure Wochen zu halten ... Die Herzogin-Wittwe von Sachsen-Koburg."

Pauline fühlte sich sehr unglücklich in Amorbach, denn Niemand kümmerte sich um sie, Niemand sorgte für sie. Sie wendete sich an den Fürsten von Leiningen — und erhielt die wenig tröstliche Antwort:

„Ich kenne die Leute, mit denen Ihr zu thun habt. Ich kann Euch nicht genug Mißtrauen empfehlen. Denn bin ich selber nicht der Dupirte ihrer Versprechungen gewesen? Und haben sie mich nicht mit schönen Reden amüsirt, ehe ich in ihre Familie trat? Und als ich eintrat, haben sie nicht ein einziges von ihren Worten gehalten."

Da machte Pauline sich wieder auf den Weg nach Koburg. Der Herzog gab ihr dort — Stubenarrest. Die Schöne aber kehrte sich nicht daran und drang muthig bis in die Gemächer der Herzogin-Wittwe vor. Es gab eine heftige Scene zwischen beiden Damen — bis die Durchlaucht wieder alles Mögliche versprach. Noch an demselben Abend wiederholte der Herzog diese Versprechungen: meine Mutter wird für Deine Zukunft folgen und Dein und mein Kind erziehen!

Am andern Tage bewog die Herzogin-Mutter die Unglückliche durch Schmeicheleien und Drohungen, zu schwören: — daß sie niemals die anerkannte Maitresse des Herzogs werden — daß sie vielmehr suchen würde, ihn von sich zu entfernen! — Und als sie dies beschworen, durfte „meine theure Pauline, meine Tochter" die fromme Herzogin umarmen und ihr sogar ihre sehr kleidsame robe en coeur borgen, weil Durchlaucht sich nach diesem Pariser Muster eine gleiches Kleid machen lassen wollten . . .

Im September 1808 reiste der Herzog Ernst auf sechs Monate nach Petersburg, ohne sich weiter um sein Opfer zu bekümmern. Von allen Mitteln entblößt, wandte Paulinen's Schwester, die aus Paris herbeigeeilt war, sich an dieHerzogin-Mutter, welche in Karlsbad zur Kur weilte. Sie erhielt die kurze bündige Antwort: Ich verlange das absoluteste Geheimniß über

die Verbindungen zwischen Pauline und meinem Sohne! Ich bin nachsichtig, aber ich weiß mich zu rächen. Augusta."

Später sendet die Herzogin-Wittwe der Unglücklichen fünf Louisdor, mit dem Rath: den Namen einer verheiratheten Frau anzunehmen und zu sagen, daß ihr Gatte angestellt sei, für die Inseln zu reisen!

Prinz Leopold fügt 100 Gulden hinzu, beklagt sich dabei aber sehr über Paulinens Mangel an Sparsamkeit! — Sehr charakteristisch für meinen braven ökonomischen Prinzen Leopold!

Am 4. März wird Pauline, entblößt von Geld, Wäsche, Holz, Nahrung — in Frankfurt a. M. Mutter eines herzoglichen Sohnes. Jetzt sendet ihr auch der Herzog aus Memel 1000 Frs. — mit dem Befehl: sich als Wittwe eines höheren französischen Offiziers auszugeben, der in Polen getödtet sei. Sie möge einen beliebigen Namen annehmen. — Später bestimmt der Herzog: sie solle sich die Wittwe eines Hannoverschen Offiziers nennen!

Im Februar 1809 kehrt der Herzog von seiner russischen Reise zurück. Pauline sendet ihm die ersten Löckchen des kleinen Ernst August. Im Juli besucht der Herzog Mutter und Sohn in Frankfurt und macht wieder die goldigsten — Versprechungen, natürlich ohne sie zu halten.

Da fällt Pauline — oder wie sie jetzt offiziell heißt: „Madame A. H. Alexandre" — mit dem Muth des Hungers und der Verzweiflung plötzlich wieder am Hofe zu Koburg nieder — wie eine platzende Bombe. Der Herzog und seine würdige Mutter sind außer sich vor Schreck und Wuth. Die fromme Herzogin-Wittwe gibt endlich schmeichelnd der Aermsten den Rath: Jung und niedlich, wie Ihr seid, habt Ihr eine reiche Zukunft und viel Vergnügen vor Euch. Gebt mir das Kind und — amüsirt Euch in Paris!

Als Pauline nicht weicht, senden der Herzog und seine Mutter ihre Bediente in den Gasthof, wo Mad. Alexandre

wohnt, und lassen ihre Sachen aus den Fenstern auf die Straße werfen und dem Wirth befehlen, der obstinaten Französin keine Speise mehr zu geben ... Als die Diener aber Anstalt machen, der Mutter ihr Kind zu rauben, fährt diese wie eine wüthende Löwin auf sie ein: „Ungeheuer! Ihr wagt Euch an den Sohn Eures Herzogs? Erst müßt Ihr mich tödten ..."

Verblüfft schleichen sich die Bedienten davon. Pauline bleibt in Koburg. Vier Wochen dauern die Unterhandlungen. Dann legt der Major Czymbowsky auf Befehl des Herzogs der abgedankten Maitresse folgenden Vertrag vor:

„Man bewilligt Madame A. H. Alexandre eine Summe von 3000 Frs. als jährliche Pension ...

Mad. A. H. Alexandre wird schleunigst das Land Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen-Coburg verlassen und niemals dahin zurückkehren. Sonst würden die Artikel 1—5 dieses Vertrags ihre Kraft verlieren.

Doppelt ausgefertigt zu Koburg den 25. April 1810.

Auf Befehl unterzeichnet von Czymbowsky."

Pauline geht mit ihrem Sohne nach Dresden — natürlich ohne ihre 3000 Frs. Pension zu erhalten. Erst den Bemühungen des französischen Gesandten Serra gelingt es, vom Herzog Ernst hin und wieder einige kleine Summen zu erzielen. Als Se. Hoheit aber im Mai 1812 mit dem Prinzen Ferdinand nach Dresden reist, um der Zusammenkunft zwischen Kaiser Alexander und Napoleon beizuwohnen, besucht der verliebte Herzog seine Schöne zärtlich im Hôtel de Pologne, wo Pauline von den Unterstützungen des österreichischen Gesandten Esterhazy und mehrerer französischer Generale und vom Mitleid ihres Wirthes mit dem kleinen Ernst August lebt. Der Herzog gelobt, die Pension auf 6000 Frs. zu erhöhen — theilt aber bald darauf seinem Opfer mit: sie werde von jetzt an nur 1000 Frs. erhalten,

doch wolle Se. Hoheit das Kind, das er nie als seinen Sohn anerkannt habe, aus Gnade und Barmherzigkeit (par grace et par bonté) erziehen lassen.

Vor den Kriegsunruhen flieht Pauline nach Frankfurt am Main zurück. Dort trifft sie im December 1813 wieder mit dem Herzog Ernst zusammen, der das Kommando des 5. deutschen Bundescorps gegen seinen einst vergötterten Kaiser Napoleon übernimmt, seinen kleinen Ernst August prügelt und dessen Mutter mit den gröbsten Insulten überhäuft ... bis Großfürst Constantin sich der verstoßenen Maitresse und des geprügelten Sohnes seines herzoglichen Schwagers annimmt — den Herzog verspottend: Er regiert über sechs Bauern und zwei Dorfchirurgen!

Jetzt kehrt auch Herzog Ernst in erheuchelter Reue und Liebe zu Mutter und Sohn zurück, öffnet seine Börse und sendet die Theuren unter dem Schutze eines Hofgalopin nach Wien. Unterwegs — behauptet Pauline — wurden mehrere Versuche gemacht, die unbequemen Zeugen herzoglicher Lüste zu tödten: ein Mal durch den Sturz des Wagens in einen Abgrund — dann wiederholt durch Gift.

In Wien findet Pauline in dem greisen Fürsten von Ligne einen Beschützer und — wie man sagte — auch einen Liebhaber. Fürst Ligne führt den Herzog Ernst während des Wiener Congresses wieder in die Arme von „Madame Alexandre" zurück und zwingt ihn, seine Börse zu öffnen. Alle Welt interessirt sich für die schöne Griechin, die Fürst Ligne, dieser große Schönheitskenner, nicht nur „eine der schönsten Frauen der Welt" nennt, sondern auch ihre Tugend eine „engelhafte, nur ein Mal in ihrem Leben derangirt durch einen Herzog — ange aussi!" Fürst Metternich erbietet sich, den kleinen Ernst August als seinen Sohn zu erziehen — aber nicht aus gutem Herzen, sondern — wie die Griechin behauptet — um sie im Interesse des Herzogs

unschädlich zu machen. Dieser möchte die Unbequeme durch die Wiener Polizei beseitigen, aber ihre mächtigen Freunde: Fürst Ligne, Prinz Eugen Beauharnais, Fürst Narischkin, Großfürst Constantin, Mylord Stewart u. A. schützen sie und geben ihr das Geld, welches der Vater ihres Sohnes ihr wieder entzogen hat. Ein Italiener, Pioni, macht sechs Mal den Versuch, sie zu vergiften ... In wessen Auftrag?

Auf den Rath des Fürsten Ligne schreibt die junge Griechin ihre Memoiren und flieht nach des Fürsten Tode mit ihrem Sohne nach Frankreich, um dort diese Memoiren zu veröffentlichen.

Dies zu verhindern, macht der Herzog neue goldene Versprechungen, die nicht gehalten werden ...

In jenen Tagen schreibt der russische General v. Nostitz, einst der Adjutant des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, in sein Tagebuch vom Wiener Congreß über den Herzog Ernst: „Der Herzog von Koburg ist groß und stark, doch nicht zum vorzüglichen Ruhm großer Menschen, denen man nicht mit Unrecht nur zu oft Kleinheit des Geistes vorwirft. Es ist überhaupt eine redliche gutartige Familie, die Koburgische, doch meist dürftig an Geist, vorzüglich der Prinz Ferdinand, jetzt österreichischer General, der ein schönes geregeltes Gesicht hat, mit einer dünn gezogenen Nase, worin Alles, nur nicht Geist liegt."

Schon dreiunddreißigjährig, vermälte Herzog Ernst sich 1817 mit der liebreizenden Prinzessin Luise von Gotha, der Erbin des Herzogthums Gotha — nachdem die ihm früher zugesagte Hand der russischen Großfürstin Anna Paulowna wegen des Skandals mit der „jungen Griechin" zurückgezogen war.

Der alte originelle „Patriarch von Rodach", Superintendent Hohnbaum, der väterliche Freund des jungen

Dichters Rückert, des Amtmannssohnes von Ebern, schreibt im Jahre 1817 über die liebliche Prinzessin an seinen Sohn Gottfried nach England:

„Unser Herzog hat die Prinzessin von Gotha als Frau heimgeführt. Da wurde Mordspektakel gemacht; in Koburg Alles auf Pracht und Glanz berechnet, in Rodach, wo ich die Anstalten an der Grenze allein besorgen mußte, auf Gedanken in der einfachsten Form. Mein alter Kopf mußte einen Ehrenbogen und zwei Gedichte herausgeben ... In Rodach speiste die Herrschaft und ich hatte das Vergnügen, neben der jungen Fürstin zu sitzen, die sich auch Deiner erinnerte. Sie ist ein höchst natürliches und liebenswürdiges Wesen. Sie werden sie aber in Koburg schon so lange auf die Polirmühle und unter die Glanzpresse bringen, bis sie so flach und glatt wie die übrigen wird."

Welch ein tiefer richtiger Blick in diesem alten Superintendenten von Rodach! Dafür zeugt das traurigste Ende dieser unglücklichen Fürstin.

Nach einigen Monaten schreibt der Superintendent von Rodach wieder an seinen Sohn:

„Durch die Bemerkung, daß das Andenken der jungen Fürstin an Dich nur ein Hofwind sein werde, hast Du Dich versündigt. Sie erzählte mir viel von dem damaligen Umgang ihres Vaters mit Dir. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß irgend ein Wind ihre Lippen entheiligen, noch irgend eine Hofuntugend ihr Herz verdorben haben könne. Sie ist in meinen Augen ein außerordentlich seltenes Wesen."

Arme junge Fürstin, die ein grausames Schicksal zur — Nachfolgerin jener schönen Griechin und so vieler, vieler Anderen machte!

* * *

Dies waren die Verhältnisse, in denen die Mutter nach jahrelanger Abwesenheit ihre liebe Heimat wiederfand — unter denen ich zum ersten Mal in Koburg einfuhr — — ahnungslos, daß sich in dieser Stadt mein Geschick verhängnißvoll entscheiden werde für's ganze Leben — jetzt und dann nach sieben Jahren noch verhängnißvoller!

Die Familie der Mutter nahm uns sehr liebevoll auf. Der Onkel Justizamtmann war mit seiner jüngsten Tochter, dem queckſilbernen, überlustigen Riekchen aus Rodach gekommen, uns zu begrüßen. Ein prächtiger, jovialer, liebenswürdiger Onkel! Sein Enkel Ernst, Freiherr von Stockmar, einst Schatzmeister der Königin Victoria und dann in ähnlicher Vertrauensstellung bei der preußischen Kronprinzessin Victoria, bis ein Rückenmarkleiden ihn zu einem traurigen Stillleben zwang, erzählt in den Denkwürdigkeiten des Vaters von Johann Ernst Gotthelf Stockmar: „Er war ein lebhafter, heiterer, humoristischer, gemüthlich wohlwollender Herr, gebildet, Bücherfreund, wissenschaftlicher Jurist. Er besaß das Rittergut Obersiemau an der bairischen Grenze. Als er einmal von da zurückkehrte — so erzählen seine Kinder — ergab sich zwischen ihm und einem Bekannten, dem er begegnete, folgendes Gespräch: „Wo kommen Sie her?“ — Stockmar: „Ich war auf meinem Gut.“ — „Was haben Sie denn dort gemacht?“ — Stockmar: „Ich bin umhergegangen mit Gefühlen des Eigenthums!“ — „Was sind denn das für Gefühle?“ — Stockmar: „Ich habe mich geärgert!“

Auch die älteste Cousine Karoline und deren Gatte, der Präsident Opitz, gefielen mir in ihrer Herzlichkeit sehr. Am meisten aber interessirte mich natürlich der Vetter Christian, der es durch seine Klugheit sogar schon zum Baron und zum vertrauten Freunde eines Prinzen gebracht hatte.

Vetter Christian war damals — im Sommer 1822 — fünfunddreißig Jahr alt, keine Schönheit, aber eine schlanke, feine, vornehme Erscheinung, mit etwas englisirten Manieren und klugen lebhaften Augen, die mich so durchdringend ansahen, als wollten sie meine geheimsten Gedanken erforschen. Sein freundlich-anmuthiges und gewinnendes Lächeln hatte aber nicht selten einen bitteren Beigeschmack — voll Ueberlegenheit, Satire oder Ironie. Auch irritirte mich in seinem Auftreten die Mischung von deutschem und englischem, bürgerlichem und höfischem Wesen. Sein ganzer ungewöhnlicher Lebensgang prägte sich hierin aus.

Aus Christians Knabenzeit erzählt sein ältester Sohn Ernst folgenden charakteristischen Zug: „Vom Knaben sind manche Züge frohen, humoristischen Uebermuthes und sanguinischen Wesens überliefert. Mit einiger Verwunderung hörte ihm die Mutter zu, als er beim Familientisch, auf das Geschirr deutend, einst ausrief: „Bei mir muß das Alles einmal von Silber sein!“ — aber sie erwiderte ruhig: „Wenn Du's kannst, ist es mir recht!“

In den Jahren 1805—10 hatte Christian Stockmar in Würzburg, Erlangen und Jena Medicin studirt und in Würzburg innige Freundschaft mit dem jungen Friedrich Rückert geschlossen, dem bairischen Rentamtmannssohne von Ebern. Rückert schildert seinen Freund aus dieser Zeit als einen ernsten fleißigen jungen Mann mit etwas zurückgezogener vornehmer Haltung. Es war eine Freundschaft, die sich am Lebensabend beider Männer in freundlicher Weise erneute, als Stockmar in Koburg und Rückert in dem nahen Neuseß lebte — und die bis an Stockmar's Tod dauerte.

Von 1810 an wirkte Stockmar als Assistenzarzt seines mütterlichen Oheims Sommer in Koburg. In dieser Zeit richtete Rückert an den Freund das Gedicht:

(An der Herbst-Tag- und Nachtgleiche, zwischen Buch und Kurzewind, auf dem Heimwege.)

„Geh' hin, Sonett, mein Sohn, und sprich zu Einem,
Der mein vergisset in der Stadt Zerstreuung:
„Wenn Deinem Herzen nicht gebricht Erfreuung,
So denke doch, daß sie gebreche meinem."
Noch einmal bringet meine Brust in reinem
Verlangen Dir des Freundesruf's Erneuung;
Folgst Du ihm nicht, so nehm' ich mit Bereuung
Den Ruf zurück und bring' ihn fürder keinem.
Wenn Du an ird'schen Reizes Angelsternen,
An Sinnenzaubers falschen Sphärentönen
Vergessen kannst den Freund und sein Geschick,
So kann ich zu vergessen Dich auch lernen
Am Busen meiner himmlisch wahren Schönen,
Von der ich hier das letzte Kind Dir schicke."

F. R.

Christian Stockmar schreibt aus jenen Tagen von sich:

„Im Jahre 1812 wurde ich Stadt- und Landphysikus und als solcher richtete ich in jenem großen Kriegsjahre in Koburg ein Militärlazareth her, dem ich als dirigirender Arzt vorstand. Es füllte sich bald, erst mit französischen und alliirten, später mit russischen Kranken und Verwundeten. Der Lazarethtyphus, der den Heeren überall nachfolgte, setzte sich auch in diesem Spital fest. Mehrere Todesfälle Solcher, die mit dem Lazareth in unmittelbare Berührung gekommen waren, verbreiteten unter den Aerzten solche Furcht, daß nur ein alter Chirurg und ich den Muth hatten, den Dienst zu versehen. Dieser dauerte meinerseits bis in den November 1813, wo ich denn, nachdem ich der Ansteckung über ein Jahr widerstanden, von dem Lazarethfieber in seiner gefährlichsten Form ergriffen wurde. Drei Wochen lag ich zwischen Leben und Sterben, genas aber, nachdem die eigentliche Krankheit vorüber war, wieder so rasch, daß ich schon im Januar 1814 als Oberarzt der Herzogl. Sächsischen Contingente mit nach dem Rhein ziehen konnte. Bei Mainz angelangt, wurde ich als Stabsarzt des fünften Armeecorps zu

den Spitälern commandirt, die unter Stein's Verwaltung in Mainz, Oppenheim, Guntersblum und Worms errichtet wurden. Hier verblieb ich als einer der dirigirenden Aerzte bis zum Herbst 1814, worauf ich nach Koburg zurückging . . ."

Während dieser Feldzüge war Stockmar dem jungen Prinzen Leopold näher getreten. Als dieser 1816 der Gemal der englischen Kronprinzessin Charlotte wurde, berief er Christian Stockmar als seinen Leibarzt nach England. Am 29. März 1816 landete der prinzliche Leibarzt in Dover. Als die Prinzessin Charlotte bereits am 6. November 1817 im Wochenbett starb, hatte der Leibarzt Stockmar sich schon so sehr das Vertrauen seines Prinzen erworben, daß dieser ihm an der Leiche seiner Gemalin unter Thränen und Umarmungen das Versprechen abnahm: für immer als Freund bei ihm zu bleiben! So hatte Vetter Christian den Arzt quittirt und bis jetzt als Secretär, Schatzmeister, Hofmarschall und Vertrauter bei dem Prinzen Leopold in England und auf Reisen gelebt. Jetzt war er soeben von einer Reise mit dem Prinzen aus Italien zurückgekommen, Prinz Leopold aber Anfang September nach Wien gegangen, um den Kaiser Alexander zu sprechen, während Stockmar noch bei seiner jungen Frau in Koburg zurückblieb.

Frau Fanny von Stockmar! Die ist mir stets eine problematische Natur gewesen, besonders aber als Vetter Christian's Frau. Sie war die einzige Tochter von Christian Stockmar's Oheim mütterlicher Seits, dem reichen Apotheker Sommer, durchaus nicht hübsch, kleinbürgerlich erzogen, eine herbe Natur, die sich mit den Jahren immer mehr verbitterte und versäuerte — bis zur Mischung von Galläpfeln und Essig. Es war eine Ehe ohne Liebe. Christian heirathete die 100,000 Thaler, um durch ein eigenes Vermögen sich dem Prinzen Leopold gegenüber eine durchaus selbstständige

Stellung zu sichern. Er wußte, daß in dieser Unabhängigkeit seine Macht beruhe. Diese politische und persönliche Macht hat der Freiherr Christian von Stockmar sich durch seine Unabhängigkeit während eines langen inhaltreichen Lebens an den Höfen von London und Brüssel bis an seinen Tod zu bewahren gewußt! Er liebte nicht das Geld an und für sich — aber er liebte es als Mittel zum Zweck — zu seinen ehrgeizigen Zwecken. Ehrgeiz und Herrschsucht waren die Grundzüge seines Charakters — die Triebfedern seines Handelns. Und so heirathete er der unliebenswürdigen Kousine Fanny Sommer Geld — und nahm nothgedrungen die Frau mit in den Kauf. Aber als kluger Diplomat wußte er es so einzurichten, daß seine Frau ihm nicht besonders lästig fiel. Nur unter der Bedingung heirathete er sie: daß er frank und frei in England weiter lebte — während sie mit den Kindern in Koburg blieb. Hin und wieder besuchte er seine Familie im Sommer in Koburg und er brachte seiner Frau dann statt der Liebe schöne Diamanten mit, Geschenke fürstlicher Personen, denen der kluge Diplomat Baron Stockmar gefällig gewesen war. Es vergingen aber auch wohl mehrere Jahre, ohne daß Stockmar Frau und Kinder sah. So viel ich weiß, hat er seine Frau nie mit nach England oder nach Brüssel genommen. Sie saß in dem stillen Koburg und verzehrte sich in Eifersucht und — scharrte — scharrte — scharrte immer mehr Geld zusammen. Sie verknöcherte sich mit den Jahren mehr und mehr zum personificirten Geiz — — und durch diesen Geiz hat sie sich später an dem armen, alten, hinsterbenden Gatten furchtbar für ihre vernachlässigte Jugend gerächt. Davon später.

Vetter Christian war damals — 1822 — der liebenswürdigste, charmanteste Vetter. Er kaufte der Mutter ihr letztes väterliches Erbstück, den schönen Glockenberg bei Koburg ab. Er verschaffte unserem Louis eine Stelle in dem Kauf-

geschäft seines Bruders Karl Stockmar in Augsburg — und er machte mich zur glückseligsten — — Komödiantin. Schnell hatte er mein ganzes kindliches Vertrauen erworben und so schüttete ich dem herzigen Vetter mein übervolles, überströmendes junges Komödiantenherz aus und klagte ihm, daß ich eine alte spitznasige, brillentragende Gouvernante werden müsse, weil der Onkel General Bauer in Kassel nicht wollte, daß sein Name auf dem Komödienzettel und eine Bauer mit dem edlen Poniatowski-Blut in den Adern auf den unnoblen Brettern stehe ... Ich mußte Vetter Christian meine liebsten Hebel'schen und Schiller'schen und seine liebsten Rückert'schen Gedichte deklamiren — er hörte mit feinem, immer freundlicheren Lächeln zu und sagte dann in seiner originellen humoristischen Weise:

„Tante Christiane! Was guter Essig werden soll, wird früh sauer. Bis jetzt ist unsere Familie mit künstlerischen Talenten nicht gesegnet gewesen; es soll mich freuen, eine Künstlerin Kousine — und eine Kousine Künstlerin nennen zu können — — aber das bitte ich mir aus, Lina, daß Du eine wahre, edle, tüchtige Komödiantin wirst — — und daß Du bei jedem Auftreten neue Schuhe und Handschuhe anziehst. Das bist Du Deiner Kunst und der ganzen respektablen Familie schuldig!"

So war's denn — trotz dem Onkel General in Kassel — beschlossen: daß ich Schauspielerin werden durfte. Jubelnd flog ich dem guten, klugen, prächtigen Vetter an den Hals. In jener Stunde gab es schwerlich einen glücklicheren Sterblichen in der ganzen Welt, als das junge Linchen. Wie schön war doch das Leben! Wie gut alle Menschen! Wie lachte die Sonne so goldig hell, wie sangen die Vögel so fröhlich, wie blühten und dufteten die Blumen so wonnig! Den ganzen Tag hätte ich tanzen und singen mögen: Freut Euch des Lebens!

Mit Vetter Christian machten wir auch einen Besuch bei den fürstlichen Herrschaften. Der regierende Herzog Ernst empfing uns in seiner reizenden Schöpfung, der Rosenau, sehr freundlich, obgleich er leidend war. Er war kurz vorher auf der Jagd von einem angeschossenen wüthenden Hirsch gestoßen und trug noch den Arm in der Binde nnd den Kopf verbunden. Er war ein schöner, stattlicher Mann. Seine brennenden Blicke, mit denen er mich musterte, sollte ich erst später verstehen lernen.

Durch den schönen, schattigen Park jagte ich mich im lauten Spiel mit zwei munteren Knaben: dem braunen vierjährigen Erbprinzen Ernst — dem jetzt regierenden Herzog — und dem dreijährigen, überaus lieblichen, blondlockigen Prinzen Albert, der in seiner ganzen Erscheinung etwas Engelhaftes hatte. Er sollte der Gemal der Königin Victoria und der Vater der preußischen Kronprinzessin werden.

Auch die Mutter der jungen Prinzen sah ich flüchtig — die unglückliche Herzogin Luise: eine zierliche reizende Frau mit blonden Locken und blauen Augen. Böse Zerwürfnisse trübten schon damals ihre Ehe und verdüsterten die sonnige Jugendzeit ihrer Kinder.

Der Skandal mit der „jungen Griechin" dauerte noch immer fort, obgleich diese in Koburg schon viele Nachfolgerinnen erhalten hatte. Mad. Alexandre Panam drohte mit der Veröffentlichung ihrer Memoiren. Um sich für die vielen Untreuen ihres Gemals zu rächen und sich in der Vereinsamung ihres Herzens zu betäuben, hatte nun auch die Herzogin Luise zärtliche Liebesfäden nach außen gesponnen und geknüpft ... In Koburg erzählten sich die Spatzen auf dem Dach von den Liebschaften des Herrn Herzogs und der Frau Herzogin ...

In Ketschendorf wurden wir von der frommen Herzogin-Wittwe empfangen — sehr kühl und vornehm. Es fröstelte

mich förmlich in der Nähe dieſer geſtrengen, tugendſtolzen Dame ... An der Wand ihres Empfangs-Salons hing das Bild eines ſchönen, ſchlanken, jungen Mannes mit großen melancholiſchen Augen und einem ernſten Zug um den feinen Mund ...

Es war der Lieblingsſohn dieſer froſtigen Fürſtin: Prinz Leopold, der noch immer um ſeine ſo jung verſtorbene Gemalin, die Kronprinzeſſin Charlotte von England, trauerte ..

Welch ein inniges Mitleid hatte ich mit dem ſchönen, traurigen Prinzen! Er war ja auch der liebevolle Herr und Freund des guten, humoriſtiſchen Vetter Chriſtian ...

— — Und nach ſieben Jahren?

Ihr gnädigſtes Geſchenk haben uns die gütigen Götter verliehen, als ſie uns die Zukunft verſchleierten ...

7. Unterwegs.

In Lüften fliegen Vögel g'nug,
Nicht wie der andre jeder,
Sie haben gar verſchied'nen Flug
Und gar verſchied'ne Feder.

Rückert.

Vom Onkel, dem guten Juſtizamtmann Stockmar, eingeladen, machten wir auf der Heimreiſe einen kurzen intereſſanten Beſuch in dem Städtchen Rodach. Die lebhafte Kouſine Riekchen, Vetter Chriſtians vierundzwanzigjährige Schweſter, hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich in ihre liebe Superintendentur — zu ihrem verehrten Sänger, dem greiſen Superintendenten Hohnbaum, zu führen, dem väterlichen Freunde Friedrich Rückerts, der in dieſem patriarchaliſch-gaſtlichen Pfarrhauſe ſo oft dichtend geweilt und ſeinen liebevollen Gaſtfreund in der Idylle „Rodach" beſungen und ſo unſterblich gemacht hat ... Und vor mir ſtand der originellſte, liebenswürdigſte aller Pfarrer — ein kleiner, ſchöner, roſiger Greis von 75 Jahren — in weißer Zipfelmütze und einem weißwollenen Hauscamiſol und langen weißwollenen Strümpfen, die bei dem lebhaften Mann aber bedenklich auf die ausgetretenen Pantoffeln niedergerutſcht waren.

Ein echt patriarchaliſches Haus! Da ſaßen die ſpinnenden Mägde Abends mit der Familie in derſelben Wohnſtube, wo der „Vater" ſeine Predigten machte, dichtete, malte, muſicirte und das ländliche Mahl in zinnernen Schüſſeln auf dem Tiſche ſtand.

Manche originelle Anecdote charakterisirt den geistesfrischen, herzenstüchtigen Greis, der selbst vor den „Hoheiten“ und „Durchlauchten“ in Koburg und Hildburghausen kein Blatt vor den Mund nahm.

So bei dem Herzog von Hildburghausen, dem Schwager der Königin Luise von Preußen, der den „Alten von Rodach“ gar wohl leiden mochte und ihn häufig zur Tafel zog. Dann kam der Superintendent auf seinem hochbeinigen Klepper an den Hof geritten. Gar oft hatte der Herzog ihm dort gnädig zugeflüstert: „Lieber Hohnbaum, Ihr alter Gaul will nicht mehr recht fort. Ich schenk' Ihnen einen jungen; verlassen Sie sich darauf!“ — Aber der Herr Herzog von Hildburghausen hatte ein ebenso kurzes Gedächtniß für des Superintendenten Pferd, wie der Herzog Alexander von Württemberg für meines Vaters goldne Uhr.

Als nun der Superintendent mal wieder bei Hof speiste und zum Schluß „Spanischer Wind“ servirt wurde, sagte der Alte von Rodach bei erster Gelegenheit sarkastisch halblaut vor sich hin:

„Echtes Hofgebäck!“

„Warum?“ fragte ein Hofherr.

„Es verspricht viel und hält wenig!“ war die unschuldsvolle Antwort des Alten.

„A—a—h so! Ich verstehe!“ murmelte der Herzog nicht ohne Verlegenheit.

Und als der Superintendent auf seinem alten Klepper Abends nach Hause kam, fand er einen stattlichen englisirten Braunen aus dem herzoglichen Marstall an seiner Krippe stehen. Auf diesem ritt der Alte am nächsten Morgen zu Hof, sich bei dem Herzoge mit verschmitztem Lächeln zu bedanken.

Ein andermal traf der alte Hohnbaum mit dem Herzoge von Hildburghausen in der Pfarre zu Eishausen zusammen,

als der Pfarrer seinen Landesherrn in zarter Weise daran zu erinnern wagte: wie die herzoglichen Hirsche und Schweine des Bauern sauren Schweiß und frohe Erntehoffnungen alljährlich fast ganz vernichteten! . . . Aber der Herzog, ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, brach das Gespräch unwillig ab — — bis der freimüthige Superintendent aus dem koburgischen Rodach das Thema wieder aufnahm und dem Landesherrn von Hildburghausen schließlich in's Gesicht sagte:

„Durchlaucht haben Ihre Hirsche lieber, als Ihre Bauern!"

Da sprang der Herzog, hochroth vor Zorn, auf und verließ ohne Gruß das Zimmer. Aber als er schon im Wagen saß, ließ er den freimüthigen Superintendenten kommen und nahm seine Meerschaumpfeife aus dem Munde und reichte sie dem Alten — mit den Worten:

„Meinen es gut und ehrlich mit meinen Bauern und mit mir. Da — da, nehmen Sie die Pfeife zum Andenken an diese Stunde — — aber brauchen nicht gleich so grob zu sein!"

Ob die Bauern und ihre Aecker viel von dieser derben Lehre profitirt haben? — Spanischer Wind — Hofgebäck!

Als die Prinzessinnen Paul von Württemberg und Amalie von Hildburghausen einst dem alten Superintendenten in Rodach einen Besuch machten und eine Weile vor der Thür warten mußten, bis der Alte zu ihrem Empfange bereit war, da sagte er schalkhaft:

„Hoheiten wollen mich gnädigst entschuldigen — — ich habe erst meine Strümpfe heraufziehen müssen!"

Einst kommt ein altes Weib aus seiner Gemeinde zum Superintendenten, um wohlfeil von ihm Korn zu kaufen. Da er es ihr abschlägt, schimpft sie: „Verfluchter Kornpfaff!" — Er thut, als höre er es nicht. — Nach einer Weile kommt sie wieder, den Herrn Superintendenten schmeichelnd

und heuchelnd zu bitten, ihr eine Eingabe an die Regierung zu machen! — Sogleich ſetzt er ſich hin und ſetzt die Schrift auf. Beglückt fragt ſie nach ihrer „Schuldigkeit“. Freundlich antwortet der Alte:

„O nicht doch! Sie iſt mir gar nichts ſchuldig. Der verfluchte Kornpfaff hat der alten Meerkatze gern den Gefallen gethan!“

Ein Freund heiterer Geſelligkeit, kommt der Superintendent eines Abends ziemlich ſpät und ein wenig angeheitert nach Hauſe. Leiſe tritt er in die dunkle Schlafſtube, aber ſein getreues Hauskreuzlein wacht noch und — hält ihm eine kleine Gardinenpredigt.

„Mutter, ſeien Sie nur wieder gut, ich bringe Ihnen auch ein munteres Spitzle mit heim!“ ſucht er ſie zu begütigen.

„Auch das noch — was ſollen wir mit dem unnützen Freſſer? Und wo ſoll er hauſen?“

„Sorgen Sie nicht, Mutter, ich nehm' das Spitzle mit in's Bett!“

Am andern Morgen ſteht die Frau leiſe auf und holt ein Schüſſelchen voll Milch und Brod und ſtellt es unter's Bett und lockt das Spitzle — — umſonſt.

„Vater, wo haben Sie denn das Spitzle gelaſſen? — es muß doch Hunger haben!“

„O, das Spitzle iſt längſt wieder fort — weil Sie über Nacht ſo gezankt haben, Mutter — und ich bin ganz zufrieden damit, denn ich hab's im Kopf mit heimgebracht!“

Seltſam! Mann und Frau nannten ſich ſtets — Sie. Auch die Kinder redeten die Eltern Sie an. Nur einem einzigen Menſchen gönnte der Alte von Rodach das trauliche gegenſeitige Du — das war ſein beſter Freund, der Freiherr Chriſtian Truchſeß von Wetzhauſen auf der nahen Bettenburg, in ſeiner Art ein eben ſo edles Original, wie unſer Rodacher Superintendent.

In Musik und Malerei ragte der Alte weit über den Dilettantismus hinaus. Er dichtete und componirte für seine Kirche mehrere Kantaten und spielte und sang an seinem kostbaren Wiener Flügel, der sich neben den schlichten weiß gescheuerten eichenen Tischen und Stühlen gar wunderlich ausnahm, seine eigenen einfachen Lieder, die das Herz bewegten und Thränen in's Auge lockten.

Als einst nach einem solchen rührenden Liede eine gefeierte Sängerin eine Bravour-Arie sang und selbstbewußt nach Beifall ausschaute, sagte der Alte ihr verblüffend: „Sie haben das Schnupftuch zu meinen Thränen gesungen!"

Von Hohnbaums alten und altmodischen Gedichten bewahrt meine alte sechsundsiebenzigjährige Kousine Riekchen Stockmar (geb. 1798), Vetter Christians Schwester, noch als Reliquie folgende Verse auf, die Rodachs origineller Superintendent einst an das junge Riekchen gerichtet hat:

„Ich dulde, daß Dich „Schöner Engel" nenne,
Wer Dich nicht so wie ich gekannt,
Ich habe Dich, so lang' ich Dich nun kenne,
Nie „Schön" — „Engel" selten nur genannt.
Ein Gott verlieh mir höh're Worte,
Ich kleide Dich in Sonnenstrahlen-Glanz,
Ich hole von der Himmelspforte
Dir einen ew'gen Sternenkranz.
Ich schmücke Dich mit allen Rosenölen
Zu aller Jungfrau'n Königin,
Es schmücken Deine Brust des Thau's Juwelen,
Des Morgenrothes roth Rubin.
Wenn Du nun so umschlungen
Mit allen Schönheitskränzen bist,
Mein Geist mit tiefern Huldigungen
Den Reichthum Deines Geistes grüßt,
Und der mit Deiner innern Güte
So ganz in Eins zusammenfließt —
Wo ist im ganzen Sprachgebiete
Ein Name noch, der Deiner würdig ist?!"

Mit welcher Seligkeit hat Tante Riekchen mir dies Huldigungsgedicht in unsern alten Tagen vorgelesen und mit ihren wunderlichen Krähenfüßen abgeschrieben! Und wenn ich dabei die lange, dürre, steife, alte Jungfer in den verschollenen engen Gewändern und den gestrickten schwarzwollenen Fingerhandschuhen ansah — — der Mund lachte, aber das Herz weinte über das schnelle traurige Welken von Lenz und Jugendblüthe!

Und wie bald und wie traurig sollte auch die Idylle „Rodach" ein Ende haben! Als ich nach sechs kurzen Jahren — unter wie anderen Verhältnissen! — nach Koburg zurückkehrte, um eine goldene — Sklavenkette auf mich zu nehmen: da lag aller Frohsinn, alle Freundschaft, alles Glück in den Häusern Stockmar und Hohenbaum begraben in — Staub und Asche.

Am Sonnabend, dem 30. Januar 1825, sollte ein Maskenball in Rodach sein. Riekchen Stockmar war schon zum Fest kostümirt; überlustig, wie immer, nahm sie ihren Vater in den Arm und tanzte mit ihm in der Stube herum ... Da erscholl Feuerlärm. Es brannte im Nachbarhause. Voll Geistesgegenwart brachte der Justizamtmann die ihm anvertraute Kasse in Sicherheit — dann eilte er in's Hinterhaus, seine lieben Bücher zu retten. Aber schon schlug ihm die helle Flamme entgegen ... Vom Herzschlage getroffen, brach der Onkel todt zusammen ... Während man die Leiche aus dem brennenden Hause in die Superintendentur trägt, kommt ein schwarzer Ziegenbock die Hintertreppe herauf und läuft zwei Mal um den Tisch und dann ebenso wieder hinaus ... Natürlich sagten die Leute später: den Justizamtmann Stockmar hat der Teufel geholt!

Bei der Brandpredigt, die der siebenundsiebenzigjährige Superintendent am Morgen unter rauchenden Trümmern — und bei der Leichenrede, die er dem todten Freunde

Stockmar am beschneiten Grabe hielt, blieb kein Auge trocken.

Am Sonntage darauf feierte Hohnbaum sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum — — im November haben sie ihn zu seinem Stockmar hinabgebettet in die gefrorene Erde! —

* * *

Von Rodach ging Ende September 1822 die Heimfahrt nach dem nahen Dorfe Eishausen, dessen großes düsteres Schloß damals ein merkwürdiges Geheimniß barg, das die ganze Umgegend seit Jahren lebhaft beschäftigte. Mit welcher fieberhaften Spannung lauschte ich allen Erzählungen in Koburg, in Rodach und in Eishausen, zu dessen Pfarrer Kühner, dem Neffen Hohnbaums, der alte Superintendent und Onkel Stockmar uns begleiteten — über den geheimnißvollen Grafen und die womöglich noch geheimnißvollere Gräfin in dem verwunschenen Schlosse.

Und da lag das gespenstische Schloß vor uns, gegenüber der Pfarre — mit gewaltigen grauen Mauern und öden, todten Fenstern — wie ausgestorben. Nichts regte sich auf dem Hofe — Niemand zeigte sich an den Fenstern. Aber der Pfarrer Kühner wußte viel von seinen seltsamen Nachbaren zu erzählen . . .

Es war am Anfang unseres Jahrhunderts. Deutschland war von vornehmen französischen Emigranten überfluthet, die erst vor der blutigen Revolution — und dann vor dem korsischen Emporkömmling Napoleon aus ihrem Vaterlande geflohen waren.

So lebte seit dem Jahre 1803 auch in dem württembergischen Städtchen Ingelfingen ein fremder vornehmer Herr mit einer Dame, die man für französische Emigranten hielt, deren Namen aber Niemand wußte. Man nannte sie nur den „Grafen" und die „Gräfin". Sie wohnten in der Apotheke.

Der „Graf“ war ein schöner stattlicher Mann von einigen dreißig Jahren, von elegantester Tournüre und gewinnender Liebenswürdigkeit. Er plauderte gern mit seinem Hauswirth über die Zeitereignisse und zeigte große Sympathien für die verbannte Königsfamilie von Frankreich. Zuweilen besuchte er den Apotheker auch in seinem Laboratorium und entwickelte hier nicht geringe chemische und medicinische Kenntnisse. Er hielt mehrere ausländische Zeitungen und korrespondirte nach allen Weltgegenden hin. Ueber seine Familien-Verhältnisse und die Dame, die mit ihm lebte, sprach er nie. Nur bedauerte er einst lebhaft: keine Kinder zu haben.

Die Ingelfinger hielten ihren Gast für einen französischen Prinzen — vielleicht gar für den Herzog von Angoulème.

Noch weniger wußte man von der Gefährtin des Fremden. Sie war tief verschleiert in eigener Equipage angekommen. Wenn sie am Arme des Grafen ausging, trug sie ebenfalls einen dichten Schleier oder eine grüne Brille. Im Hause war sie selbst für die Apothekerfamilie und eine in Ingelfingen gemiethete Dienerin, welche die Wohnung überhaupt nur an bestimmten Tagesstunden betreten durfte, völlig unsichtbar. Man glaubte nur zuweilen ihr leises Weinen zu hören. Darin aber waren Alle — trotz Brille und Schleier — einig: die Fremde war jung und schön! Einige wollten sogar eine auffallende Aehnlichkeit mit der unglücklichen Tochter Marie Antoinette's und Ludwigs XVI. entdeckt haben. Jedenfalls hatte sie ein echt bourbonisches Gesicht...

Ein vertrauter Kammerdiener, der zugleich Kutscher war, begleitete das geheimnißvolle Paar. Aber er blieb allen Neugierigen gegenüber stumm wie ein Fisch.

Plötzlich — an einem frühen Märzmorgen 1804 — waren die Fremden mit Kutscher und Equipage verschwunden. Am Abend hatte der Graf einen Brief erhalten, der ihn

sehr aufregte. In der Nacht war gepackt und Alles bezahlt. Dem Apotheker händigte der Graf werthvolle Andenken ein. Noch ehe Ingelfingen erwachte, hatten die Geheimnißvollen das Städtchen verlassen. Niemand erfuhr, wohin sie gegangen waren.

Als bald darauf die Schreckens-Nachricht durch alle Zeitungen lief: Napoleon habe am 14. März den Herzog von Enghien in dem badischen Flecken Ettenheim aufgreifen und in Vincennes bei Paris gegen alles Völkerrecht grausam erschießen lassen — — da steckten die Ingelfinger wichtig die Köpfe zusammen: Ja, ja, unser Emigrant war auch ein bourbonischer Prinz, der, rechtzeitig gewarnt, vor dem Henker Napoleon geflohen ist!

Nach einigen Monaten brachte der Schwäbische Mercur — aus welcher Quelle? — die Nachricht: Ein vornehmer französischer Emigrant, der einige Zeit in Ingelfingen lebte, ist gestorben . . .

Da trauerte man in Ingelfingen um den freundlichen Grafen, der sicher ein Prinz war . . . Wo aber mochte seine geheimnißvolle Gefährtin geblieben sein?

Die guten Ingelfinger hatten in ihrer Unschuld keine Ahnung davon, daß man selber seine Todesnachricht in die Zeitungen schickt, wenn man vor einem gefährlichen Feinde seine Spuren vollständig von der Erde vertilgen möchte.

Inzwischen lebte in einem stillen einsamen Gehöft der Schwäbischen Alp ein geheimnißvolles Einsiedlerpaar, das eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Gestorbenen und Verschollenen von Ingelfingen hatte — bis es nach zwei Jahren auch hier spurlos verschwand.

Bald darauf — Ende 1806 — hielt vor dem „Englischen Hof", dem vornehmsten Gasthause zu Hildburghausen, eine verschlossene Equipage. Der gewandte Kutscher öffnete den Schlag. Ein stattlicher Herr von etwa vierzig Jahren mit

exclusiven Manieren hob ehrfurchtsvoll, den Hut in der Hand, eine junge, dicht verschleierte Dame heraus und führte sie in die bereit gehaltenen Gemächer . . .

Der Diener nannte den Fremden stets nur, wenn er ihn anredete oder von ihm sprach: „der gnädige Herr!“ Briefe, die für den gnädigen Herrn ankamen, trugen die Adresse: „Baron Bavel de Versay.“ In Hildburghausen aber sprach man bald von dem reichen französischen „Grafen“, einem vornehmen Emigranten, der sehr viel Geld ausgebe, und von der jungen schönen „Gräfin“, die bei den Ausfahrten in eigener schöner, mit Schimmeln bespannter Equipage immer Schleier oder Brille trage und die noch Niemand ordentlich gesehen oder gesprochen habe — und von dem verschlossenen Diener, der Niemandem Rede und Antwort stehe . . .

Nach einiger Zeit bezog der Graf eine stille Privatwohnung, verkaufte seine Schimmel und fuhr nur noch mit Postpferden spazieren. Die Gräfin bestieg in dem umschlossenen Hofe den Wagen und der Postillon hatte den strengsten Befehl, sich nach seinen Passagieren nie umzusehen. Corridor und Treppe ließ der Graf durch Verschläge von der Wohnung der Hauswirthin absperren. Die mußte für die tiefste Stille im Hause sorgen und alle auf den Namen Bavel de Versay einlaufenden Briefe in einen an der Treppenthür hängenden Korb werfen und dann mit der Glocke läuten. Als die Kinder sich einst an das Hoffenster drängten, die Gräfin in den Wagen steigen zu sehen, drohte der Graf, die theure Wohnung zu verlassen, wenn dergleichen „Ungehörigkeiten“ sich wiederholten. — Einen bettelnden Handwerksburschen, der durch die zufällig offene Treppenthür eingedrungen war, verjagte der Graf im höchsten Zorn mit erhobener Pistole.

Zuweilen verreisten die Fremden auf einige Tage. Dann bestieg der vertraute Diener wieder den Kutscherbock und

fuhr selber. Niemand erfuhr, wohin diese geheimnißvollen Reisen gingen. Die Vermuthung liegt aber nahe: nach Mainz oder Frankfurt a. M., wo damals viele vornehme Emigranten lebten. —

Ende September 1810 bezogen der Graf und die Gräfin und der vertraute Diener das alte leerstehende Schloß auf der Hildburghausen'schen Domäne Eishausen, an der Straße zwischen Hildburghausen und Koburg. Im Erdgeschoß wohnte nur der alte Schloßverwalter mit seiner Frau, die für tiefste Stille im Hause sorgen mußten. Der Sohn des Pfarrers Kühner entwirft von diesem „Stillleben" folgendes anschauliche Bild:

„Als ein Kind von neun Jahren wurde ich einmal zum Verwalter in's Schloß geschickt; ich ging zaghaft und auf den Fußspitzen die steinerne Treppe des Schlosses hinan. Ehe ich noch nach dem Klingelzuge griff, öffnete sich schon von innen leise die Thür und der Verwalter schob mich freundlich flüsternd in seine Stube. Der gute alte Mann mit dem kaffeebraunen Rocke, der halb Frack, halb Ueberrock und von oben bis zu den Knöcheln herab mit zwei Reihen thalergroßer Metallknöpfe besetzt war, schenkte mir damals ein uraltes Bilderbuch; aber er sprach nur flüsternd mit mir und ich war froh, als ich aus dem verzauberten Schlosse heraus war.

Der Kammerdiener war ein ernster, abgemessener, wortkarger Mann, eine kräftig gebaute, breitschultrige Gestalt mit vollem Gesicht und schneeweißem Haar. Er zeigte sich nie, wenn nicht in voller, reichbetreßter Livrée; er ging fleißig in die Kirche, stand aber in wenig Verkehr mit dem Dorfe. Niemand hat von ihm eine Andeutung über die Geschichte seines Herrn vernommen, oder auch nur eine Anspielung darauf, daß er irgend ein Geheimniß zu bewahren habe. Im Dorfe stand er im Geruche eines Wundermannes:

er konnte das Blut ſtillen, ſagte die Witterung vorher und dergleichen mehr — ein Ruf, der ſich wahrſcheinlich nur auf ſeine, ſeinen Stand überragende Bildung gründete. Ich ſelbſt habe den Mann nie geſprochen oder ſprechen hören, obſchon ich vier bis fünf Jahre lang mit ihm in demſelben Dorfe wohnte.

Die Köchin durfte das Schloß niemals verlaſſen. Als nach Jahren der Abſperrung der Graf ſie in einer außerordentlichen Verlegenheit in der Nacht zu dem Pfarrer ſchickte, konnte ſie ſich kaum über den Weg fortſchleppen; ſie hatte das Gehen auf bloßer Erde verlernt.

Die Vereinſamung des Kammerdieners mit der Köchin blieb indeß nicht ohne Folgen. Die Köchin bekam ſchnell hinter einander zwei Kinder; das erſte, ein Knabe, wurde nach dem ausdrücklichen Willen dee Grafen „Papageno“ getauft. Beide Kinder wurden ſogleich nach der Geburt aus dem Schloſſe geſchafft und in dem nächſten Dorfe, Steinfeld, erzogen. Papageno, oder „Papperle“, wie ihn die Leute nannten, machte ſpäter durch unordentliches Leben dem Grafen viel Verdruß. — Ein den Grafen berührender Verdacht knüpfte ſich durchaus nicht an dieſe Kinder . . .“

Zur Verbindung mit der Außenwelt und beſonders zu Beſorgungen in Hildburghauſen hatte der Graf noch ein Ehepaar Schmidt angenommen, das in der Stadt wohnte, aber täglich nach Eishauſen heraus kam und vom Volk einfach „der Bote“ und „die Bötin“ genannt wurde. Auch ſie vermieden auf ſtrengſten Befehl des Grafen alle überflüſſigen Geſpräche mit den Leuten. Eine im Dorfe wohnende Aufwärterin durfte das Schloß nie betreten.

„Eine ziemlich unveränderliche Tagesordnung herrſchte. Früh um 4 oder 5 Uhr klopfte die „Aufwärterin“ an ein Fenſter des Schloſſes, gab durch das Fenſter die Milch an die Köchin ab, erhielt die Zeitung für den Pfarrer und andere Aufträge.

Um 9 Uhr sah man die „Bötin“ aus der Stadt kommen; sie brachte Nahrungsmittel und andere Bestellungen aus der Stadt und die Briefe und Zeitungen der Morgenpost. Ihr wurde das Schloß geöffnet . . .

Der Kammerdiener besorgte neben seinem geheimen Dienst im Schlosse die Wartung der Pferde, welche wieder angeschafft worden waren. Um 10 Uhr hielt gewöhnlich die Equipage des Grafen vor der Schloßthür. Der Graf erschien mit der tief verschleierten Dame, führte sie mit dem Hut in der Hand die Treppe herab an den Wagenschlag, hob sie nach einer Verbeugung hinein, setzte sich dann selbst ein — und nun brausten die zwei riesengroßen, pechschwarzen Rappen mit dem niemals zurückgeschlagenen Wagen, den Kammerdiener in dreieckigem Hut und silberstrotzender Livrée als Kutscher auf dem Bock, aus dem Dorf hervor auf dem Wege nach Rodach zu. Ein Paar Hundert Schritte vor der Stadt wendete der Wagen um und fuhr nach Hause. Mitunter fuhr der Graf allein, ohne Begleitung der Dame; sehr selten des Nachmittags. Niemals ist die Dame allein ausgefahren.

Gegen Mittag verließ die „Bötin“ das Schloß; am Nachmittag kam der „Bote“ mit den Nachmittagszeitungen und zur Besorgung neuer Geschäfte. Am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag ging noch ein dritter Bote, ein Mann vom Dorf, in die Stadt, um die Abendzeitung zu holen . . .“

Welch ein Apparat von Bedienung für zwei weltverlorene Einsiedler, die mit dem Leben dort draußen für immer abgeschlossen hatten! Konnte es für sie nicht ganz gleich sein, ob sie die Zeitungen einige Stunden früher oder später erhielten?

Bald nach der Geburt seines zweiten Kindes starb der Kammerdiener. Seine letzten Stunden waren durch

Gewiſſensangſt getrübt. Aber umſonſt rief er nach dem Pfarrer, um ihm zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen. Der Graf ließ dieſen treuen Diener ohne geiſtlichen Troſt und ohne ärztliche Hilfe ſterben.

Die Rappen wurden abgeſchafft und ein Grasgarten in nächſter Nähe des Schloſſes zum Spazierengehen gemiethet und mit einer acht Schuh hohen Bretterwand umgeben. Jeden Morgen ging der Graf hier eine Stunde ſpazieren. Wenn er in's Schloß zurückgekehrt war, trat die „Bötin" aus deſſen Thür und blieb nach einigen Schritten ſtehen, ohne ſich umzuwenden. Nach ihr kam die tiefverſchleierte Gräfin zum Vorſchein und ſchritt hinter der Bötin her, ohne daß dieſe ſich umſehen durfte, auf die Gartenthür zu. Dieſe ſchloß die Bötin auf, ſich hinter der Thür verbergend. War die Gräfin eingetreten, ſo ſchloß die Bötin zu und hielt vor dem Garten Wache, bis die Spazierende ihr Taſchentuch in die Höhe warf und der vom Schloßfenſter aus beobachtende Graf der Bötin ein Zeichen gab, die Gräfin in's Schloß zurückzuführen. Dies geſchah unter denſelben Vorſichtsmaßregeln, wie vorher, ſo daß die Bötin die geheimnißvolle Fremde dreißig Jahre hindurch in den Garten und zurück in's Schloß begleitete, ohne ſie geſehen, ohne ein Wort mit ihr gewechſelt zu haben.

Die Gräfin war eine große Thierfreundin. Man ſah ſie zuweilen am Fenſter ſtehen und Vögel, Hunde und Katzen füttern. So erzählt der Sohn des Pfarrers Kühner:

„Ich ſelbſt habe die Gräfin, obſchon ich 15 Jahre lang theils ganz, theils in allen Ferien auf dem Dorfe lebte, überhaupt nur zwei Mal und nur ein Mal einigermaßen deutlich geſehen; dies letztere geſchah aus einiger Entfernung mittelſt eines Glaſes. Es mag im Jahre 1818 geweſen ſein. Die Gräfin ſtand am offenen Fenſter und fütterte mit Backwerk eine Katze, die unter dem Fenſter war. Sie

erschien mir wunderschön; sie war brünett; ihre Züge waren ausnehmend fein; eine leise Schwermuth schien mir eine ursprünglich lebensfrische Natur zu umhüllen; in dem Augenblick, wo ich sie sah, lehnte sie in schöner Unbefangenheit im Fenster, den feinen Shawl halb zurückgeschlagen, wie ein Kind mit dem Thiere unter sich beschäftigt. Ich sehe noch, mit welcher Grazie die schöne Gräfin das Backwerk zerbröckelte und die Fingerspitzen am Taschentuche abwischte . . .

Den Grafen habe ich einige Mal gesehen, wenn er spazieren fuhr, und ein Mal in unmittelbarer Nähe. Dies letztere Begegnen ist mir unvergeßlich. Es war nämlich unter den Bauern des Dorfes allmälig stillschweigende Verabredung geworden, daß Geräusch in der Nähe des Schlosses so viel wie möglich vermieden werde, daß die Kinder nicht dort spielten, daß Niemand nach den Fenstern des Schlosses gaffe. Mir selbst war dies Gebot durch meinen Vater eingeschärft . . . Einmal jedoch rannte ich im Spiel vor mich hin bis in die Nähe des Schlosses. Plötzlich auf einem schmalen Stege, der aus der Nähe des Schlosses über einen Bach führte, sehe ich den Geheimnißvollen, der auf eben dieser Brücke mit raschen Schritten mir entgegenkommt. Ein Knabe vom Riesengebirge, der urplötzlich die Gestalt Rübezahls neben sich erblickt, kann nicht mehr erschrecken, als ich bei dem Anblick des Unbekannten; noch sehe ich ihn im grauen Filzhute, langem, dunklen Oberrocke, weißen Strümpfen — sein kräftiges, scharfgezeichnetes Gesicht, die frische dunkle Farbe, beschattet von rabenschwarzem Haar und starkem Backenbart, die blitzenden Augen, den entschiedenen, raschen Gang. Ich drückte mich an das Geländer des Stegs, zog schüchtern meine Mütze und stand unbeweglich. Der Graf ging, ohne mich anzusehen, vorüber, kehrte aber, wie im Zorn, rasch wieder um, und ehe ich noch von meinem

Platze losgekommen war, ging er wieder zurück an mir vorüber und verschwand im Schloß . . .“

Man lebte im Schloß ziemlich luxuriös. Eine ausgesucht feine Garderobe für den Grafen und die Gräfin und die theuersten Delikatessen wurden aus Frankfurt am Main bezogen. Die edelsten französischen Weine und Liqueure hielten in dem gräflichen Keller nie lange vor. Nach kaum vierzehntägigem Gebrauch hatten die neuen weißseidenen Strümpfe für immer ausgedient. Nie berührte der Graf ein Buch, eine Zeitung, einen Brief, die schon durch andere Hände gegangen waren. Einst klagte er: „In meinem Schlosse daheim, auf den großen Marmortreppen, die zum Eingang führen, durfte nie ein Stäubchen liegen — und hier finde ich selbst im Zimmer Staub!“

Von den Wunderlichkeiten im Schlosse und den herrischen Launen des Grafen erzählte man im Pfarrhause allerlei seltsame Geschichten.

Des Grafen Rappen standen nach des Kammerdieners Tode bei dem Domänenpächter in Stall und Futter. Als der Pächter plötzlich hierfür eine erhöhte, übertriebene Forderung machte, verkaufte der Graf in derselben Nacht noch seine schönen Pferde an den Dorfschulzen für ein Drittel ihres Werthes und — — zahlte dem Pächter dennoch das Stall- und Futtergeld fort bis an dessen Tod.

Als eine vom Grafen durch seinen Hildburghauser Geschäftsträger bestellte kostbare Tischuhr einen Tag zu spät aus Paris eintraf, sandte der Graf sie zornig an den Geschäftsträger zurück, legte aber den vollen Kostenbetrag bei.

Einem Dorfjungen zahlte er Jahre hindurch regelmäßig monatlich 24 Kreuzer, weil er bemerkt hatte, daß derselbe nie neugierig nach den Schloßfenstern schaute.

Sehr empfindlich waren die Schloßbewohner gegen nächtliche Ruhestörungen. Der Hund eines Tagelöhners,

der die Nacht hindurch bellte, brachte den Grafen außer sich vor Zorn und Aufregung. Dennoch weigerte er sich, die 24 Kreuzer zu zahlen, die der Tagelöhner forderte, um den Hund abzuschaffen. Als aber der Tagelöhner auf Rath des Pfarrers den Hund Nachts einsperrte, sandte der Graf dem glücklichen Hundebesitzer Morgens einen Kronenthaler — als Dank für die Nachtruhe.

Am schlimmsten war es in der Neujahrsnacht, wo jeder Eishauser Bursche es für eine Ehrenpflicht hält, sein Mädchen rechtschaffen „anzuschießen". Der erregte Graf ließ Militär aus Hildburghausen kommen. Umsonst! das Schießen aus allen Schlupfwinkeln wurde nur noch heftiger. Endlich gelang es dem Pfarrer, die Bauern durch Erinnerung an die vielen Wohlthaten, die der Graf dem Dorfe und der ganzen Umgegend erwies, zu bewegen, freiwillig auf das Schießen zu verzichten. Das half. Nach der ersten stillen Neujahrsnacht stellte der Graf dem Pfarrer seine volle Kasse zur Verfügung, den Bauern einen solennen Schmaus zu veranstalten und einen bedeutenden Beitrag zur Kirchweihe zu geben. So war der Friede hergestellt und alljährlich zahlte der Graf den Bauern diese Dankgelder zu ihren Festen.

Die Wohlthätigkeit des Grafen war eine großartige. Allen Wohlthätigkeits-Anstalten des Landes gab er einen reichen Beitrag, aber er nannte nie seinen Namen dabei. So erschien er denn in den Listen auf Vorschlag der Erbprinzessin Amalie nie anders als „ein Mann, der unserem Lande nur durch seine Wohlthaten bekannt ist!"

Des Grafen Einkünfte wurden auf 7—8000 Gulden berechnet.

Das größte Geheimniß machte der Graf aus seiner — Handschrift. Als die Herzogin Charlotte von Hildburghausen, der Königin Luise geistreiche Schwester, die sich lebhaft für

die geheimnißvollen Fremden interessirte, 1810 die Gelegenheit ergriff, dem Grafen mitzutheilen, daß der Herzog ihm das Eishauser Schloß zur Verfügung stelle, und ihm zugleich ihren Dank für die dem Lande erwiesenen Wohlthaten auszusprechen! — da antwortete der Graf zwar in zierlichster und höflichster Weise, aber so vorsichtig, daß die Correspondenz hiermit für immer abgebrochen sein mußte. Auch war die schöne Handschrift eine fremde — vielleicht die der Gräfin oder des Kammerdieners? — und die Namensunterschrift ganz unleserlich.

Später richtete die Erbprinzessin Amalie an den Grafen die schriftliche Bitte um einen Beitrag für die Hildburghauser Industrieschule. Sie erhielt durch die Hand des Pfarrers sofort 10 Louisd'or und eine Entschuldigung des Grafen, der durch Unwohlsein am Schreiben verhindert sei.

Mit dem Pfarrer Kühner zu Eishausen führte der Graf eine langjährige, wunderliche Correspondenz. Anfangs sandte der Graf dem Pfarrer seine deutschen, französischen und englischen Zeitungen zur Lectüre und ließ durch die Bötin hin und wieder auf einzelne Artikel besonders aufmerksam machen. Alle waren stark bourbonisch gefärbt. Später ließ der Graf den Pfarrer mündlich durch die Bötin um Besorgung von Büchern bitten. Als dabei aber manche störenden Confusionen in den lateinischen, französischen oder englischen Titeln vorkamen, schrieb der Graf diese Titel auf ein Blättchen Papier, das die Bötin stets in weißen Glacéhandschuhen überreichen, aber sofort wieder an den Grafen zurückbringen mußte. Diese Zettel wuchsen bald zu ausführlichen Briefen an, welche die Bötin in weißen Glacés 15 Jahre lang täglich hinüber und herüber tragen mußte — ohne daß auch nur eine Zeile von des Grafen Hand im Pfarrhause zurückbleiben durfte. Nie trug ein Brief des Grafen Unterschrift, nie ein Datum. Auf dem Oblatensiegel,

das sonst einfach quarrirt war, glaubte der Pfarrer zwei Mal die drei bourbonischen Lilien zu bemerken.

Des Pfarrers Sohn schreibt über diesen seltsamen Verkehr:

„Niemals haben die beiden Männer sich gesprochen. Vierzehn Jahre lang, mit einer einzigen Unterbrechung, schreiben sie sich fast täglich: sie fassen ein Herz zu einander; ihr Verkehr wird Bedürfniß ihres Lebens; nicht selten entspinnt sich eine förmliche hitzige Disputation; die Bötin eilt mit Thesen und Antithesen 6—10 Mal an einem Vormittage zwischen dem Schlosse und Pfarrhause hin und her; aber selbst diese Correspondenz geht nur durch die Bötin, die dazu 1½ Stunde weit von der Stadt herauskommen muß; ohne ihre Vermittlung kann der Pfarrer keine Nachricht in's Schloß gelangen lassen; er darf die Frau selbst nicht anreden, wenn sie auf ihrem Wege von der Stadt vor seinem Fenster vorüber geht; er muß warten, bis der Graf von freien Stücken sie sendet; er darf die Aufträge, die ihm der Graf nach der Stadt gibt, nicht der gräflichen Bötin mitgeben, die täglich in's Pfarrhaus und in die Stadt kommt, sondern er muß neben der Bötin einen expressen Boten senden. Aus ihren Fenstern hätten die beiden Männer, wenn sie wollten, sich sehen und mit Hilfe eines Glases erkennen können; aber der Pfarrer hat sich zu hüten, daß er einmal nach dem Schlosse blickt. Wenn der Graf vor dem Fenster des Pfarrhauses vorüberfährt, biegt er sich aus dem Schlage und grüßt; wenn der Pfarrer zu Pferde, der Graf zu Wagen sich im Freien begegnen, so ziehen sie höflich vor einander den Hut. So begegnen sich die Männer, die vielleicht eben im Eifer ihrer Correspondenz die Pferde auf sich haben warten lassen. Sie grüßen sich stumm und fremd und eilen nach Hause — um sich zu schreiben. Sie sprechen sich nie ... Als die Verbündeten

siegreich in Frankreich einrückten, hatte der Graf dem Geistlichen wissen lassen: Wenn Friede wird, so werde ich das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft suchen." Aber der Friede wurde geschlossen und die beiden Männer sprachen sich nie . . ."

Trotz all dieser unverständlichen Wunderlichkeiten wuchs des Geistlichen Theilnahme und Achtung für den Charakter des Grafen. Er glaubte nicht an dessen Schuld, sondern nur an sein Unglück. Ueber seine Empfindlichkeit schrieb der Graf an den Pfarrer: „Rechnen Sie zu meiner natürlichen Anlage meine gänzliche Entfernung von der Außenwelt, meine Erfahrungen, und Sie werden meine Reizbarkeit entschuldigen . . ."

Ueber die „Gräfin" kam nie eine Andeutung in dieser Correspondenz vor, höchstens schrieb der Graf bei Gelegenheit des Neujahrschießens: „Man hat wegen der Unruhe in der Nähe des Schlosses die Nacht schlaflos zugebracht und fühlt sich sehr angegriffen!" — Als die Pfarrerin gleich Anfangs in ihrer Unschuld ihr Mädchen mit dem schönsten Blumenstrauß ihres Gartens ins Schloß sandte — „mit unterthäniger Empfehlung an die Frau Gräfin" — sprang der Graf „ganz närrisch" vor Zorn in der Stube umher — und die Existenz einer Dame im Schloß wurde im Pfarrhause von nun an vollständig ignorirt.

Im Dorfe erzählte man sich, daß die wunderschöne Dame zu ihrer Unterhaltung im Schlosse Hunde vor einen Wagen spanne und ihre geliebten Katzen durch die Säle spazieren fahre. Man hatte sie einst aus dem Fenster die Katzen des Amtshofes „Puß! Puß!" locken hören — das einzige Wort, das jemals in Eishausen außerhalb des Schlosses von ihr vernommen wurde. Mit diesem Wort lockt man in Westphalen, Hannover, Holland und England die Katzen.

Auch behaupteten die Bauern: die Dame sei die Vornehmere, Gebietende — das habe man deutlich sehen können, als sie in den ersten Jahren mit dem Grafen auf der Wiese spazieren ging.

Selbst die Köchin hat in den 26 Jahren ihres Aufenthaltes im Schlosse die Gräfin nur zwei Mal gesehen und nur ein Mal sprechen hören. Zwei Mal wurde sie Nachts durch die Klingel in das Zimmer des Grafen gerufen und fand diesen sehr krank, zu ihrem Erstaunen aber auch die „Gräfin" anwesend, ganz in Thränen. Der Graf sagte ihr:

„Köchin, wenn ich sterbe, so nehmen Sie sich dieser Dame an!"

Im Winter 1829—30 wurde die Köchin eines Nachts wieder in das Zimmer des Grafen gerufen und wieder fand sie die weinende Unbekannte anwesend. Jetzt hörte sie das erste Wort aus dem Munde ihrer Herrin:

„Der Herr ist plötzlich erkrankt. Helfen Sie mir, ihm einen Trank zu bereiten!"

Der Graf genas wieder und rühmte später die ihm erwiesene „über alles Lob erhabene Pflege!"

Bei den Truppendurchzügen 1814—15 lag einst ein russischer Hauptmann in der Pfarre in Quartier, der ein lebhaftes Interesse für den Unbekannten drüben im Schlosse äußerte. Der wäre vielleicht ein alter Bekannter von ihm und davon müsse er sich durch den Augenschein überzeugen! — Nur durch eine List gelang es dem Pfarrer, den Russen vom gewaltsamen Eindringen in's Schloß abzuhalten. Er ließ ihn durch einen benachbarten Pfarrer zu einer Offiziersgesellschaft einladen. Abends kam der Russe berauscht nach Hause, am andern Morgen mußte er weitermarschiren, ohne den Grafen gesehen zu haben.

Nach Jahren äußerte der Graf: „Damals, als die vielen Truppen hier durchzogen, war ein Mann hier, der mein

Geheimniß kannte und mein Schicksal entschieden haben würde, wenn er mich gesehen hätte!"

Als im Jahre 1826 Hildburghausen an Meiningen fiel, forderte die neue Regierung den unbekannten, eigentlich namenlosen Bewohner des Schlosses in Eishausen amtlich auf: sich zu legitimiren!

Der Graf ließ durch seinen Rechtsbeistand in Hildburghausen erklären: seine Legitimationspapiere lägen bereit. Würde man ihn aber zwingen, sie vorzulegen — so würde er augenblicklich das Land verlassen!

Selbst das Anerbieten des regierenden Herzogs: persönlich die Papiere des Grafen anzunehmen und zu prüfen und ihr Geheimniß zu bewahren! — wies dieser dankend zurück.

Und hiermit beruhigten sich seltsamer Weise Fürst und Regierung — und ließen den Unbekannten, der viel Geld in's Land und unter die Leute brachte, in Zukunft ungeschoren mit solchen unbequemen Fragen.

Die Stadt Hildburghausen ging sogar noch weiter. Sie sprach dem Herrn Grafen Bavel de Versay ihr unbegrenztes Vertrauen dadurch aus, daß sie ihm das städtische Ehrenbürgerrecht verlieh — aus Dankbarkeit für seine vielen der Stadt und Umgegend erwiesenen Wohlthaten!

Der Graf antwortete auf dies Vertrauens-Votum durch den Ankauf von drei Häusern und Gärten in und um Hildburghausen. Das größere Haus ließ er ganz neu herrichten und elegant möbliren, den Garten durch Zukauf vergrößern und mit einem hohen Bretterzaun umgeben. Eine neue Kutsche wurde aus Frankfurt verschrieben. Dann fuhren der Graf und die Gräfin mit vier Postpferden nach Hildburghausen, ihr Besitzthum in Augenschein zu nehmen. Nachdem sie sich einige Stunden im Hause und Garten aufgehalten, kehrten sie wieder nach Eishausen zurück. Dieser Besuch in Hildburghausen wiederholte sich einige Mal im

Sommer, doch haben der Graf und die Gräfin nie eine Nacht außerhalb des Eishauser Schlosses zugebracht.

Auf einer solchen Fahrt erblickte zufällig der Meiningen'sche Geheimrath v. B. die Gräfin ohne Schleier, aber mit einer grünen Brille versehen. Er war überrascht durch ihre frappante Aehnlichkeit mit der Bourbonischen Königsfamilie.

In jenem Hildburghauser Garten soll die Gräfin noch mit Jemandem gesprochen haben. Der Sohn jenes „Boten" und jener „Bötin" Schmidt, die in dem neuen Hause wohnten, rühmte sich dessen wenigstens, indem er später erzählte: Ich war in einem versteckten Winkel des Gartens beschäftigt, ohne daß der Graf es wußte. Da trat plötzlich die Gräfin aus einem Gebüschgange hervor, erschrak anfangs, faßte sich aber schnell und eilte fast athemlos auf mich zu, mit den Worten: „Lieber Schmidt, ich möchte Sie gern sprechen, ich . . ." Da lief der Graf wüthend herbei, packte die erschrockene Gräfin am Arm und zog sie schnell fort . . . Nach einem zweiten Versuche der Gräfin, mich zu sprechen, wurde mir der Garten ganz verboten . . .

Im Februar 1827 starb der Pfarrer Kühner plötzlich in der Nacht. Als die Todtenglocke am Morgen ertönte, fragte der Graf nicht nach dem Namen des Verstorbenen. Aber er ließ die dem Pfarrhause abgewendeten Zimmer des Schlosses für sich einrichten und die Bötin sah Thränen in seinen Augen glänzen — ganz wie vor einigen Jahren, als der Graf ihr gesagt: ein großer Fürst sei gestorben! — Vielleicht war hiermit der 1825 verstorbene Kaiser Alexander gemeint, mit dem der Graf nachweislich wiederholt in persönliche Berührung gekommen.

Der Graf trauerte tief um den Pfarrer, mit dem er nie ein Wort gesprochen. Der Wittwe ließ er sagen: Mit dem Pfarrer sei das letzte Band zerrissen, das ihn bis jetzt noch mit der Welt verbunden! — Doch fing er nach einigen

Jahren jene geheimnißvolle Correspondenz, bei der nie ein beschriebenes Blatt in der Hand der Empfängerin blieb, mit der in Hildburghausen lebenden Wittwe des Pfarrers Kühner wieder an und ließ viele geheime Wohlthaten durch ihre Hand gehen.

Im Herbst 1837 erwähnte der Graf gegen die Pfarrerin zum ersten Mal seiner „Lebensgefährtin", voll Sorge über die schnelle Abnahme ihrer Kräfte. Aber er ließ keinen Arzt, keine Pflegerin, keinen Beichtvater an ihr Krankenbett rufen . . .

Am 25. November war die geheimnißvolle Unbekannte eine Leiche. Die wurde nach Mitternacht mit Fackeln nach dem bei Hildburghausen erworbenen Berggarten überführt, um dort ohne Sang und Klang beerdigt zu werden. „Die Verstorbene hat dort einige Mal mit Vergnügen geweilt; ich will dereinst neben ihr begraben werden!" hatte der Graf gesagt. Aber er gab seiner Lebensgefährten nicht das letzte Geleite.

Auf des Grafen ausdrücklichen Befehl wurde — nach Landessitte — der Sarg an der Gruft geöffnet. Alle Anwesenden waren tief ergriffen von der „rührenden Schönheit" der namenlosen Frau, die — in weißen Atlas gekleidet — nun so still und schmerzlos im rothen Fackellicht vor ihnen dalag.

Das Volk aber glaubte nicht an diese sichtbare „Leiche", weil es sich so viele Jahre hindurch gewöhnt hatte, an die unsichtbare Gräfin nur in Verbindung mit hundert Geheimnissen zu denken. Es ging bald die Sage um: In jenem Grabe des Berggartens ist nur eine schöne Wachspuppe begraben. Die Gräfin hat bei Nacht das Schloß verlassen und ist mit Extrapost weiter gefahren.

Gab es denn damals im Meiningen'schen Lande keine amtliche Leichenschau?

Als der Geistliche sich vom Grafen die betreffenden Angaben „über seine verstorbene Gemalin“ für's Kirchenbuch erbat, erhielt er die kühle Antwort: „Die Verstorbene war nicht meine Gemalin. Ich habe sie nie dafür ausgegeben!“

Weitere Angaben verweigerte er. Erst als der Geistliche versprochen hatte, bis zu des Grafen Tode Alles geheim zu halten! — erhielt er noch die dürftige Notiz: „Sophia Botta, ledig, bürgerlichen Standes, aus Westphalen, 58 Jahre alt.“

Jetzt griff auch das herzogliche Kreisgericht ein und drang amtlich in die Gemächer der Verstorbenen, ein Verzeichniß ihres Nachlasses aufzunehmen. Man fand eine reiche, zum Theil unbenutzte Garderobe, Dutzende der feinsten Hemden, ein katholisches Gebetbuch, gegen hundert neue Goldstücke in mehreren Beutelchen herumliegend, als habe ein Kind damit gespielt — aber keinen Brief, kein Schriftstück, das die geringste Andeutung über die Verstorbene gegeben hätte. Und der Graf verweigerte auch der Behörde jede Auskunft über dieselbe. Selbst als das Gericht den Nachlaß versiegelte und Miene machte, einen öffentlichen Aufruf an Alle zu erlassen, die Erbansprüche an die Verstorbene hätten — als ein einflußreicher Mann seine Vermittelung bei Hofe anbot — selbst dann blieb des Grafen starre Antwort:

„Keine Macht der Erde soll mir mein Geheimniß entreißen. Ich nehme es mit in's Grab. Ich habe in Meiningen nichts zu erbitten. Meine Maßregeln sind auf alle Fälle getroffen und können durch nichts erschüttert werden!“

Der Graf war entschlossen und gerüstet zur Abreise — aber da lenkte die Regierung wunderbarer Weise wieder ein und begnügte sich damit, daß der Graf den Schätzungswerth des Nachlasses mit 1470 Gulden gerichtlich deponirte — „bis auf Weiteres!“

In jenen Tagen tiefsten Schmerzes und stürmischer Aufregung schrieb der Graf — sicher im Drange sein übervolles, nun ganz vereinsamtes Herz auszuschütten — an die verwittwete Pfarrerin Kühner nach Hildburghausen:

„Meine Lage wird immer unerträglicher; es ist keine getrennte Ehe; es ist mehr, es ist eine Zerreißung eines zusammengewachsenen Geschwisterpaares; das Eine kann nicht ohne das Andere fortleben. — Der Nachlaß wurde gestern mit unendlicher Mühe in einem Zimmer aufgehäuft. Sie können denken, daß viele werthvolle Stücke, besonders aus früheren Zeiten — seidene Oberröcke, Shawls ꝛc., wovon die meisten nie gebraucht, darunter sind. Es fanden sich in einem seidenen Beutelchen 20 Louisd'or, in einer Schachtel 10—12 Dukaten und vielleicht ein Paar Dutzend Kronenthaler. Sie hat seit 30 Jahren keinen Heller auszugeben Gelegenheit gehabt, zeichnete ihre Wäsche nur mit Bleistift auf, konnte auch an Niemand schreiben, da sie keine Bekannte hatte ... Ich habe immer, wie mit religiöser Scheu, ihre vielen Kommoden betrachtet, nie sie berührt; ich wußte nicht, wie viel schöne, ihr aufgedrungene Sachen sie enthielten. Die Versiegelung ist still vor sich gegangen ... Ich habe mich dem Gesetz unterworfen. — Ich lege mich öfter des Tages nieder, doch vergeblich; die Gicht läßt meinem Körper so wenig Ruhe, als die mich umgebenden Gegenstände meinem Geist. Das Haus ist wie verödet. — Hätte man nicht versiegelt, der ganze Nachlaß würde der Armenverwaltung überlassen worden sein, mit Ausnahme von einigen Dutzend Hemden und einigen Roben ..."

In anderen Briefen an die Pfarrerin heißt es über die Verstorbene:

„Sie war eine arme Waise, die Alles, was sie besaß, mir verdankte, aber mir das tausendfach vergolten hat ... Meine Verbindung mit ihr hatte etwas Romantisches,

einer Entführung Aehnliches ... Ich war nie verheirathet ..."

Auch einen Brief der Verstorbenen an ihn „der aus großer Gefahr und Unglück sie errettet" — legte er der Pfarrerin vor, aber ohne Unterschrift. Der Brief war deutsch, nicht ganz orthographisch geschrieben, überströmend von Liebe und Dankbarkeit:

„Ich weiß, daß Du, geliebter Ludwig, um meinetwillen Vieles hingabst — und nur mit meiner Liebe kann ich Deine tausend Opfer vergelten!"

In tiefer Wehmuth schrieb der Graf: „Muß man denn ein Gut erst verlieren, um seinen ganzen Werth zu empfinden? — Ich möchte hinaus in's Freie, auf die Höhen der Berge; da nur, meine ich, könne mir leichter werden ..." Er theilte mit: daß die beiden Lieblingskatzen seiner Lebensgefährtin wenige Tage nach deren Tode aus Gram gestorben seien und der Hund des Pächters winselnd unter ihrem Fenster sitze und alles Futter verschmähe, da „sie" es ihm nicht mehr reiche.

Seine Wohlthätigkeit verdoppelte sich. Der Pfarrerin Kühner sandte er reiche Gaben für die Armen Hildburghausens und bat: „Schreiben Sie mir nur von dem Glücke Andrer, damit ich, des eignen entbehrend, daran mich erheitere."

Ein Arzt, den der Graf jetzt rufen ließ, fand ihn im Bett, geistig noch mehr als körperlich leidend — „wie einen schwer getroffenen Löwen" — aber mit ungebrochener Willenskraft. Er schien das Bedürfniß zu haben, sich auszusprechen. Er theilte dem Arzte mit, daß alle seine Verwandten in jungen Jahren gestorben, daß er bei einer Gesandtschaft in Paris gelebt, die Bourbons genau gekannt und mit Lafayette und Benjamin Konstant, ebenso am Hofe von Weimar mit Liefländern und Kurländern, in Jena zur Zeit Schillers mit Loder verkehrt habe. Auch von seiner Reise nach Wien

zum Kaiser Alexander sprach er — mit den Worten: „Damals war die Dame schon bei mir; ich mußte unaufhaltsam mit Courierpferden reisen; die Dame konnte ich nicht verlassen, sie mußte mich begleiten und Niemand durfte ihr Dasein ahnen. Denken Sie, welche Verlegenheit!“ — Weiter: „Ich wollte Sie für die Kranke als Arzt rufen lassen, doch sie wollte das nicht; auch hätte sie Opfer von Ihnen verlangt... Herr, Sie wissen gar nicht, welche Verantwortung Sie auf sich genommen, wenn ich Sie zu dieser Dame geführt hätte!... Wenn ein Mann etwas früher gestorben wäre, so würde ich in die Welt zurückgekehrt sein ... Sie denken, ich werde Memoiren hinterlassen? — In meinem Nachlasse wird man nichts finden, als einige Küchenzettel ...“

Später schien der Graf zu bereuen, daß er so viel geplaudert, denn er schrieb der Pfarrerin Kühner: „Es geht mir wie den Nonnen: wenn sie einmal sprechen dürfen, sprechen sie zu viel!“

Noch acht Jahre dieses traurigen Einsiedlerlebens waren dem Unglücklichen im Schlosse zu Eishausen beschieden. Im Jahre 1845 schrieb er seiner langjährigen Korrespondentin nach Hildburghausen: „Meine Zurückgezogenheit war lange eine gezwungene; in letzter Zeit aber war sie freiwillig!“ — Also seit dem Tode seiner Lebensgefährtin hätte er in die Welt zurückkehren dürfen, wenn er gewollt hätte.

Wiederholt äußerte er die Absicht, sein Testament zu machen, aber er wollte sich nicht den Bestimmungen des Gerichts fügen, das eine persönliche Uebergabe des Testaments forderte. Auch schrieb er einmal:

„Ueber mein Vermögen sind längst alle Bestimmungen fest getroffen; ich habe nur noch über das Wenige zu verfügen, was ich hier herum besitze. Ich habe Verwandte, die sehr reich sind, mich herzlich lieben und an diese Kleinigkeiten keine Ansprüche machen!“

Den Berggarten, in welchem seine Lebensgefährtin begraben lag, schenkte er der Familie Schmidt, der treuen „Bötin“ mit der Bestimmung, daß der Garten bis zehn Jahre nach seinem Tode nicht wieder zum Vergnügungslokal werden dürfe. Zu seiner Pflege hatte er den jungen Schmidt mit Frau und zwei Kindern zu sich in's Schloß genommen.

Anfang April 1845 fühlte der Graf, daß er sterben werde. Eine große innere Unruhe peinigte ihn. War es das mahnende Gewissen? War es die Last des Geheimnisses, das auf seiner Seele lag? Er klagte wiederholt: daß er zu keinem Entschlusse kommen könne! — Er ließ einen andern Sohn der Bötin aus Hildburghausen rufen, um ihm Aufträge an das Gericht zu geben, — schickte ihn aber ohne solche wieder nach Hause.

Wenige Stunden vor seinem Tode sagte er zu seiner Pflegerin mit vollem Bewußtsein:

„Wenn ich sterbe, wird man einen öffentlichen Aufruf erlassen; hierauf wird eine Dame kommen — denn der einzige männliche Verwandte, den ich habe, ist kürzlich verunglückt. Dann werdet Ihr sehen, daß gut für Euch gesorgt ist!“

Am 8. April 1845 ist der Unbekannte von Eishausen gestorben, still und einsam wie er gelebt hatte, — gegen achtzig Jahre alt, „noch im Tode ein kräftiges schönes Bild!“

Er fand auf dem Friedhofe zu Eishausen, neben seinem lieben Pfarrer, sein Grab, — und nicht, wie er gewünscht hatte, in dem Berggarten an der Seite seiner geheimnißvollen Lebensgefährtin. Das ganze Dorf gab ihm trauernd das Grabgeleite. Die dankbaren Waisenkinder aus Hildburghausen sangen am Grabe ihres Wohlthäters . . .

Welch ein großes — ja vielleicht, welch ein furchtbares Geheimniß war mit ihm begraben?

Das Gericht nahm nun im verödeten Schlosse zu Eishausen eine Untersuchung des Nachlasses vor und legte die Siegel an. Der Nachlaß an Immobilien, Mobilien und baarem Gelde wurde auf 15,000 fl. geschätzt. Aus vorgefundenen Briefen und anderen Papieren schien sich zu ergeben:

Der Verstorbene hieß nicht Vavel de Versay, sondern Leonardus Kornelius van der Valck, war am 22. September 1769 in der katholischen Kirche zu Amsterdam getauft, — später Offizier in der französischen Armee und bis 1799 Sekretär bei der holländischen Gesandtschaft in Paris, am 1. Juni dieses Jahres aber mit Paß nach Deutschland abgereist. Mit seinen Verwandten in Amsterdam hat er bis an seinen Tod in Briefwechsel gestanden.

Auch lagen eine Reihe von Briefen vor, in den Jahren 1798 und 1799 in Mans geschrieben und Angés Barthelmy née Daniels unterzeichnet, vermuthlich an den holländischen Gesandtschaftssekretär Leonardus Kornelius van der Valck gerichtet.

Aus diesen Briefen ergab sich: Angés Barthelmy, geb. Daniels, stammte aus Köln; ihre Brüder lebten in Bonn, Zweibrücken und Kaiserslautern. Leonardus Kornelius van der Valcke hatte sie vor ihrer Verheirathung gekannt und geliebt. Aeußere Verhältnisse verhinderten ihre Verbindung. Die Geliebte war in ihrer Ehe nicht glücklich und lebte seit 1794 getrennt von ihrem Gatten, einem Offizier, in Mans, im Departement Maine et Loire, bewacht von der Familie Barthelmy, in dürftigen Verhältnissen, aber unterstützt von dem Geliebten ihrer Jugend in Paris. Ihr ganzes Glück ist eine liebliche Tochter.

Lange fleht Leonardus Kornelius van der Valck umsonst: die Geliebte möge mit ihm nach Deutschland entfliehen! — Sie bittet ihn, sie zu vergessen, sich nicht der Schwermuth und der Einsamkeit hinzugeben und eine glänzende Ver-

bindung einzugehen, die sich ihm darbietet. Erst im Herbst 1799 entschließt sie sich, mit ihrer Tochter nach Deutschland zu ihren Brüdern zu fliehen ... Hiermit schließen die Briefe.

Die Vermuthung liegt nun nahe, daß Angés am Rhein mit ihrem Jugendgeliebten zusammengetroffen und ihm später, um den Verfolgungen des eifersüchtigen Gatten zu entgehen, in die Einsamkeit von Ingelfingen gefolgt sei ... Die schöne Unbekannte, die in Eishausen auftrat, war aber wahrscheinlich der inzwischen gestorbenen Angés reizende Tochter — jene „arme Waise, die Alles, was sie besaß, mir verdankte, aber mir das tausendfach vergolten hat."

Und jener Mann, der bei den Truppendurchzügen in Eishausen weilte, war vielleicht der eifersüchtige Barthelmy, jener „Mann, der mein Geheimniß kannte und mein Schicksal entschieden haben würde, wenn er mich gesehen hätte".

Vielleicht! — Ueber dies „Vielleicht" ist nach Niemand hinausgekommen.

In einigen Hemden der Verstorbenen, die der trauernde Hinterbliebene der Armenverwaltung nicht aushändigen wollte, fand man die drei Bourbonischen Lilien gestickt — wie sie ja auch auf einigen Briefen an den Pfarrer und die Pfarrerin Kühner abgedrückt waren ...

Hatten jene Personen in Ingelfingen und Hildburghausen, welche durch die frappante Aehnlichkeit der geheimnißvollen Dame mit den Bourbons überrascht waren, „vielleicht" dennoch Recht, in ihr eine französische Prinzessin — „vielleicht" v. Condé — zu vermuthen?

Doch genug dieser „Vielleicht!" Mich alte Frau bewegt nur der Gedanke: Welche Dämonen des Herzens mögen in jenem stillen Schlosse zu Eishausen, das ich als junges lebensfrohes Mädchen sah, so viele, viele Jahre hindurch getobt haben ... bis sie unter dem kühlen Rasen des rauschen-

den Berggartens zu Hildburghausen und des stillen Friedhofes zu Eishausen auf immer verstummten . . .

Noch mehr bewegt mich aber der bange Gedanke: Welch eine erschreckende Aehnlichkeit hat dieses verschollene und geheimnißvolle Leben dieses „Grafen“ und dieser „Gräfin“ mit dem dunklen Leben eines anderen „Grafen“ und einer anderen „Gräfin“ in ihrem einsamen Berghause am Zürichsee — ein qualvolles Leben, das Niemand in seinen düsteren Untiefen so kennt, wie ich . . .

Denn diese „Gräfin“ bin ich ja selber!

II.

Vom Baume der Erkenntniss.

Wenn die Kindheit uns verlassen,
Wird es plötzlich lichter Morgen.

Friedrich Schlegel.

O Liebe, ſprudelnder Bronnen,
Der wallet von Tiefe zur Höh'!
Wie haſt Du glühende Wonnen,
Wie haſt Du frierendes Weh!

E. M. Arndt.

1. Auf schiefer Ebene.

O Schattenspiel der Welt! Du Schaugerüst
Fruchtloser Wünsche, leerer Eitelkeit.
Ist auch Dir Ewiges? Kann Ewiges
Der Geist sich auf Dir träumen?

Herder.

Wie fröhlich kehrte ich Ende September 1822 aus Koburg nach Karlsruhe zurück! Hatte ich doch über alle Bedenken der Mutter und der ganzen Familie gesiegt! Ich durfte Schauspielerin werden — Komödie spielen! Berauschender Gedanke!

In meiner Unschuld ahnte ich noch nicht: welch' eine gefährlich schiefe Ebene die Bretter bilden, welche in Zukunft meine Welt bedeuten sollten. Eine schiefe, glatte Ebene, auf der schon so mancher hüpfende Fuß strauchelnd ausgeglitten ist — fallend für's ganze Leben!

Das ist ja das Glück des unschuldigen Kindes, daß es spielend am Abgrunde Blumen pflückt — jubelnd aus dem Fenster springt, einen vorbeigaukelnden Schmetterling zu haschen — triumphirend das Haus in Brand steckt, sich ein hübsches, lustiges Feuerchen zu machen . . .

Und ich war bei meinen 15 Jahren noch ein ahnungsloses, unschuldiges Kind, das den Baum der Erkenntniß nur als einen köstlichen Apfelbaum ansah, der uns reiche saftige Früchte trägt.

Ach, ich sollte nicht lange mehr so kindisch einfältig bleiben. In der neuen Welt der Kouliſſen wird man furchtbar schnell weltklug!

Mit Luſt und Fleiß ging ich an meine Ausbildung zur Schauſpielerin. Ich hatte Tag und Nacht keinen andern Gedanken, kein ander Streben, als möglichſt ſchnell die Bühne betreten zu können. Bei Profeſſor Aloys Schreiber ſetzte ich mit Eifer meine dramaturgiſchen Studien fort — bei der penſionirten Hofſchauſpielerin Mlle. Demmer begann ich meine praktiſche Ausbildung für die Bühne. Ich lernte Rollen und ſpielte ſie unter Anleitung meiner Lehrerin.

So konnte ich nach drei Monaten ſchon die Hofbühne in Karlsruhe betreten. Die Mutter ſchreibt darüber am 23. Dezember 1822 an den Kouſin Leopold nach Hamburg:

„Von Ihrer und meiner lieben Luiſe herzlicher Theilnahme überzeugt, eile ich, Ihnen von zwei erfreulichen Ereigniſſen Nachricht zu geben, die uns ſeit zwei Tagen glücklich und recht dankbar gegen Gott machen.

Erſtlich kam vorgeſtern die Nachricht, daß mein zweiter Neveu, Karl Stockmar, ſich in Augsburg mit einem guten Hauſe aſſociirt hat und daß er Louis Mitte Januar erwartet. Er nimmt ihn ganz umſonſt und hofft ihn in zwei Jahren zu einem tüchtigen Kaufmanne auszubilden, ſo daß er nach Verlauf dieſer Zeit in London, wo mein älteſter Neffe Chriſtian für eine gute Stelle ſorgen will, ſein reichliches Brod finden kann. Will Louis aber in Augsburg bleiben, ſo verſpricht Karl Stockmar, ihn mit der Zeit Antheil am Geſchäft nehmen zu laſſen. So iſt er nicht nur verſorgt, ſondern auch in den beſten Händen und kann viel lernen. Wie glücklich macht das mein Mutterherz!

Das andere erfreuliche Ereigniß wird Sie noch mehr in Erſtaunen ſetzen. Lina hat geſtern als Margarethe in Iffflands „Hageſtolzen“ ihren erſten Verſuch auf der Bühne gemacht und die ganze Stadt erfreut. Das Alles iſt mir ſelber noch wie ein Traum. Jedermann wußte hier, welche Luſt und Liebe Lina zu dieſem Berufe fühlte, und ſo war

das Haus gestern schon um 5 Uhr so voll, daß kaum noch ein Platz zu finden war, und es ist so groß, wie das Hamburger. Sie wurde mit vieler Herzlichkeit von dem Offiziercorps empfangen, das in ihr wohl nur die Tochter eines tapferen Kameraden ehren wollte. Dies machte sie für die ersten Minuten etwas beklommen, doch faßte sie sich bald und spielte nun über Aller Erwartung — so gut, so natürlich und so lieblich, daß ich selbst erstaunt war. Der lauteste Beifall wurde ihr zu Theil und bei jeder Scene wurde Bravo gerufen. Das steigerte sich am Schluß zu einem wahren Sturm des Enthusiasmus, daß man glaubte, das Haus müsse einfallen. Auf solchen Beifall war sie nicht vorbereitet und doch dankte sie mit einigen Worten so hübsch und einfach, daß Alles entzückt war, und heute finde ich kaum Zeit, Ihnen und meiner Luise zu schreiben. Eine Visite jagt die andere, um mir zu einem solchen Talente Glück zu wünschen, denn man behauptet: sie hätte besser gespielt, als die Händel-Schütz, die hier auch als Margarethe auftrat und viel Beifall fand. Sie spielte, als wenn sie schon 10 Jahre beim Theater wäre. Alle Schauspieler waren schon in den Proben ganz überrascht über ihre Sicherheit. Kenner behaupten: in hundert Jahren käme kein solches Talent mehr. Wie bange ich vorher war, so freue ich mich jetzt, denn ich allein wußte, daß Lina außer durch Talent und Lust noch durch edlere Beweggründe auf die Bühne geführt wurde, die hier Jedermann ein Geheimniß sind und bleiben müssen. Man glaubt uns hier allgemein in den glücklichsten Vermögensverhältnissen. Die ganze Stadt wünscht nun, daß Lina hier ein Engagement erhalte und selbst die fürstlichen Herrschaften haben sich äußerst zufrieden geäußert und wollen Lina hier behalten. Jedermann liebt sie, die ganze bedeutende Bürgerschaft ist ihr gut und man macht noch weit mehr aus ihr, als es wirklich ist.

Der Großherzog Ludwig ist bei aller Leichtlebigkeit und Genußsucht gut und wird gewiß nie vergessen, daß ihr Vater als Opfer für das Vaterland fiel und daß er für diesen Verlust Ersatz schuldig ist. Lina war selber bei ihm und bat um die Erlaubniß, ihren ersten Versuch hier machen zu dürfen. Er nahm sie wahrhaft väterlich auf. Alle Logen und Plätze sind schon für den zweiten Versuch bestellt, welcher in vier Wochen als Ifflands Elise Valberg stattfinden soll.

Was mich aber über alle Beschreibung glücklich macht, ist die Gewißheit: daß Lina nach diesem wirklich über alle Beschreibung schönen und berauschenden Abend noch ganz dieselbe ist — so bescheiden und innig wie ein Kind. — „Hast Du mich lieb, Mutter?“ — war das Erste, was sie mich gestern Abend nach unserer Heimkehr aus dem Theater frug.

Auch Lina's Lehrerin ist ganz entzückt von diesem großen ersten Erfolge und behauptet: so lange Karlsruhe eine Bühne hat, wäre nie so viel Freude und Zufriedenheit im Theater gewesen, obgleich hier die berühmtesten Künstler und Künstlerinnen Gastrollen gaben.

Beruhigen Sie sich also mit meiner guten Luise über Lina's Zukunft. Sie wird stets und in jeder Hinsicht der Familie Ehre machen; sie empfiehlt sich Ihnen und verspricht es feierlich. Anfangs waren auch hier Viele, besonders die Geistlichkeit — mit Ausnahme des würdigen Prälaten Hebel — dagegen, daß Lina Schauspielerin würde — doch heute ist hier nur eine Stimme: daß es eine Sünde wäre, wenn man dies Talent hinderte, sich zu entfalten. In kurzer Zeit werden Sie mehr von Lina hören. Wenn sie hier angestellt ist, darf sie jedes Jahr auf Gastrollen reisen. Ist sie erst eine rechte Künstlerin geworden und hat an andern bedeutenden Orten gefallen, dann sehen wir uns in Hamburg wieder.

Lina freut sich unendlich auf diese Zeit und will dann auch der Hamburger Bühne ihr Bestes geben. Schreiben Sie von Lina's neuem Beruf auch gelegentlich, aber so vorsichtig wie möglich, nach Stetterburg, damit es den lieben guten Verwandten nicht unangenehm sei. Meine Verwandte in Koburg sind es zufrieden und erwarten noch viel Freude an Lina zu erleben . . ."

Auch an des seligen Vaters Schwester, die Frau Amtmann Karoline Wagner in Ziegenhain bei Kassel, schrieb die Mutter in jenen Tagen einen ähnlichen freudevollen, glückseligen Brief, den ich zum Theil schon in meinem „Bühnenleben" mitgetheilt habe. Ich lasse hier noch einige ergänzende Stellen folgen:

„. . . Ich gab meine Einwilligung zu Lina's neuem Theaterleben nur mit Widerstreben. Auch mein Bruder und die übrigen Verwandten in Koburg würden nie zugestimmt haben, wenn sie Lina nicht im vergangenen Sommer näher kennen gelernt und lieb gewonnen hätten. Vetter Christian war trotz seiner glänzenden Stellung in der Welt der erste, der Lina's entschiedenes Talent freudig anerkannte und mich und die Familie bewog, die Entscheidung von dem Ausfall eines ersten Versuches abhängen zu lassen . . . Wenn Heinrich den gestrigen Abend erlebt hätte! Wie stolz würde er auf seine Lina sein! Sie ist sein Ebenbild an Leib und Seele. Ich hoffe, Dein Bruder wird sich noch mit der Nichte Künstlerin aussöhnen, wenn er Lina nur ein Mal auf den Brettern gesehen hat. Erinnere den Herrn General doch daran: wie oft die Brüder Dich neckend „die Komödiantsche" nannten. Jetzt sind sie bestraft dafür, denn eine Bauer hat nun doch auf dem Komödienzettel gestanden — und wird, so Gott will, ihrer Kunst und ihrer Familie nur Ehre machen . . . Heut tanzte Lina um mich und die Brüder herum und lachte schelmisch: „Habe ich es Euch nicht immer

gesagt, wenn die Brüder mich „Großnase“ nannten: so — grade so muß die Nase für die Bühne sein, wenn sie wirken soll — und diese Nase wird Euch dereinst noch zur Ehre gereichen, en face und en profil, und man wird in den Zeitungen von Mlle. Großnase mit der höchsten Achtung sprechen . . .“ Ich wäre gern nach Hamburg gezogen, aber Lina wollte nicht, so wie sie nie heirathen will. Aber selbständig, geachtet und verehrt zu werden, danach geht ihr Trachten. Sie wäre gewiß Heinrichs Liebling, denn sie gleicht ihm von allen Kindern am meisten. Sie hat sein blondes Haar, sein offenes blaues Auge, sein redliches Herz, aber auch seinen leicht beweglichen Sinn. Rein ist ihr Herz und soll es bleiben . . .“

Du gute, glückliche Mutter — glücklich in der Blindheit Deiner reinsten Mutterliebe!

„Rein ist ihr Herz und soll es bleiben!“ Als ob das in Deiner Macht gelegen hätte! Aber Du kanntest eben so wenig die Schlüpfrigkeit der Bretter, die eine schiefe Ebene abwärts bilden, wie ich. Nur zu bald sollten uns die Augen schaudernd aufgehen!

Ich zählte 16 Jahre — ich war hübsch, gesucht und gefeiert — ich war das enfant gâté der Karlsruher — — und ich war eine öffentliche Schauspielerin! Da ist's doch ganz natürlich, daß sich mir bald die Liebe nahte — die Liebe in allen Façons — die Liebe fein und grob, edel und roh — die wundersüße Liebe, beseligend und zum Himmel erhebend — und die falsche Liebe, jene „niederträchtige Leidenschaft“, wie die alte Sophie Schröder sie nannte — jener wüste Dämon des Herzens, der das Herz vergiftet und Leib und Seele in den Schmutz zieht . . .

Und doch hatte ich das Glück, daß ich durch den Himmel ging, ehe ich das Fegefeuer mit seinen verzehrenden Flammen kennen lernte.

Ich war kaum sechszehn Jahr alt und ich liebte zum ersten Mal mit der Glut und Kraft eines jungen, reinen Herzens, das noch kein unedler Gedanke entweiht. Mein Herz war eine leuchtende, duftige Frühlingsblume, die sich beim ersten Sonnenkuß erschlossen — ehe der Nacht giftiger Mehlthau oder eisiger Reif in ihren Kelch gefallen ... Ich liebte — — und ich wurde wieder geliebt ....

Unter den vielen Verehrern, die der jungen Schauspielerin mit ihren Huldigungen, Blumen und Gedichten, verliebten Blicken und galanten Reden, Seufzern und Sottisen nahten, war auch ein junger Hamburger, Edmund Amberg. Er war im Herbst nach Karlsruhe gekommen und hatte uns Grüße von der Kousine Luise Leopold gebracht. Er war schön und liebenswürdig, fein gebildet und herzenszart — so ganz anders, als unsere derben Karlsruher Kavaliere. Und er sah so blaß und leidend aus. Man sagte, seine Brust sei vom vielen Studiren angegriffen und er suche in unserem milderen Klima Genesung. Er nahte sich mir so innig. Ich sah es an seinen leuchtenden Blicken, wie gern er kam — und mein Herz flog ihm entgegen, wenn ich nur seinen Schritt hörte. Das Wort „Liebe" ist nie zwischen uns ausgesprochen. Aber seine Blumen, seine Lieder, jeder Ton seiner sanften, melodischen Stimme jubelten — sein Auge strahlte — sein Händedruck beim Tanz in den Kasino-Kränzchen sagten: Ich liebe Dich! Und er wußte, daß ich ihn wieder liebte. Ich hatte nicht die Kraft, ihm das zu verbergen. Und wozu auch? Machte diese erste, echte Liebe — die reinste und edelste meines ganzen Lebens — mich doch so reich und glücklich, wie keine späteren Triumphe auf der Bühne es vermochten ...

Und dann kam der Reif in der Frühlingsnacht — der auf einen Schlag alle beglückenden Blüthen meines armen, kleinen, ach! so seligen Herzens knickte.

Es war ein böser, böser Abend, als die Mutter und ich einer dringenden Einladung meiner Kollegin Amalie Neumann zu einer Gesellschaft folgten . . .

Amalie Neumann, geb. Morstadt, war die glänzendste Künstlerin und die berückendste Schönheit unserer Bühne. In ihrer tändelnden Koketterie war sie unwiderstehlich für alte und junge Männer. Bei ihrem Gastspiel in Leipzig schaarte sie um sich einen wahren „Liebeshof von Minnesängern und fahrenden Rittern". Ihr zu Ehren stifteten ihre Anbeter einen „Rosenorden" und erhoben die Gefeierte auf den Schild als „Rosenkönigin". — In Wien verschafften die Neumann-Enthusiasten sich ihren goldenen Schuh, den sie in der Oper „Aschenbrödel" getragen, und tranken daraus die Reihe herum das Wohl ihrer Göttin in Champagner. — In Berlin lagen ihr sogar die beschäftigtsten Aerzte zu Füßen, der alte Heim und Gräfe an der Spitze, und man nannte sie: „die medicinische Venus!"

So schreibt Heinrich Heine 7. Juni 1822 aus Berlin:

„Was soll ich von der Neumann sagen, die alle Welt bezaubert und sogar die Rezensenten? Was nicht Alles ein schönes Gesicht thut! Es ist ein Glück, daß ich kurzsichtig bin, sonst hätte diese Circe mich ebenso in ein graues Thierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieser Unglückliche hat jetzt so lange Ohren, daß das eine in der „Voss. Ztg." und das andere in der „Spen. Ztg." zum Vorschein kommt. Einige Jünglinge hat diese Dame schon toll gemacht; einer derselben ist schon wasserscheu und macht keine Verse mehr. Jeder fühlt sich glücklich, wenn er der schönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnasiast hat sich in dieselbe platonisch verliebt und hat ihr eine kalligraphische Probe seiner Handschrift zugeschickt. Ihr Mann ist auch Schauspieler und glänzte wie Glanzleinen in „Kabeljau und Hiebe". Die gute Frau muß gewiß vom vielen Zuspruch

ihrer Bewunderer beläſtigt werden. Man erzählt: ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all' den Menſchen, die jeden Augenblick ſeine Zimmerthür aufriſſen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?“ — und er habe endlich auf dieſe Thür ſchreiben laſſen: „Hier wohnt Madame Neumann **nicht**!“ — Man hat ſogar die ſchöne Frau in Eiſen gegoſſen und verkauft kleine eiſerne Medaillen, worauf ihr Bildniß geprägt iſt. Ich ſage Ihnen, der Enthuſiasmus für die Neumann graſſirt hier wie eine Viehſeuche. Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, fühle ich ſelbſt ſeine Einflüſſe. Mir klingen noch die begeiſterten Worte in den Ohren, womit geſtern ein Graukopf von ihr ſprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helena's nicht ſtärker ſchildern, als indem er zeigt, wie Greiſe bei ihrem Anblick in Entzücken geriethen. Sehr viele Mediciner machen ebenfalls der ſchönen Frau den Hof und man nennt ſie hier ſcherzweiſe die „Mediciniſche Venus“. Aber was brauche ich ſo viel zu erzählen, Sie haben ja gewiß unſere Theaterkritiken genau geleſen und bemerkt, wie ſich ordentlich ein Metrum darin bewegt und zwar das der Sapphiſchen Ode an die Venus. Ja, ſie iſt eine Venus, oder, wie ein Altonaer Kaufmann ſagte, eine Venuſſin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Weſpenſtachel in die Schale hymettiſchen Honigs, die der fromme Rezenſent unſerer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt — (der Titel dieſes Blattes iſt Ironie!) — berichtigt folgenden Druckfehler: In der Rezenſion über das Gaſtſpiel der Mad. Neumann Nr. 63 der „Spenerſchen Zeitung“ vom 25. Mai muß Zeile 26 ſtatt „von leicht bewegtem Minneſpiel“ „von leicht bewegtem Mienenſpiel“ geleſen werden ...“

Ach, dies „leicht bewegte Minneſpiel“ der ſchönen Kollegin ſollte mir nur zu bald die heißeſten und ſchmerzlichſten Thränen meines Lebens auspreſſen.

Amalie Neumann war 23 Jahre alt und seit Kurzem Wittwe. Sie war an jenem verhängnißvollen Gesellschaftsabend in tiefer — aber in der koketteſten Trauer. Sie trug ein ſchwarzes, weit ausgeſchnittenes Sammetkleid, zu dem das roſige Fleiſch ihrer üppigen Formen und die reichen goldenen Locken gar verführeriſch kontraſtirten. Frau Venus im Hörſelberge konnte nicht ſinnebethörender, liebereizender ſein . . .

Das ſollte auch der arme Amberg an jenem Abende erfahren. Frau Venus warf die Netze ihrer goldenen Locken nach ihm aus und lockte ihn mit den ſüßeſten Tönen ihrer Silberſtimme und durchglühte ihn mit dem geheimnißvollen Feuer ihrer wnnderſchönen blauen Vergißmeinnichtaugen und lachte ihn an mit weißen Zähnen — — und Tannhäuſer war gefangen — verloren im Venusberge . . .

Liebte ſie ihn? Nein, ſie gönnte mir nur „dieſe Eroberung“ nicht. Sie hatte in echt Karlsruher Derbheit geſagt, und das wurde mir natürlich von mitleidigen Kolleginnen ſchleunigſt wiedererzählt: „Was? dieſe junge R..znaſe will auch ſchon mitſpielen und ſich wohl gar mit mir meſſen? Da werde ich ihr zeigen, was 'ne Harke iſt!“ — Und ſie zeigte mir ihre Macht. Ich ſehe noch ihre ſchönen Augen über den armen, ſchon lichterloh flammenden Amberg hinweg hohnvoll auf mich niederlächeln . . . Sie vermochte auch wohl kaum zu empfinden, wie tief ſie mich verwundete . . .

Halbtodt kam ich aus jener Geſellſchaft nach Hauſe. Ich wollte ſchier verzweifeln und vergehen vor Scham und Weh. Ich war an jenem Abende um Jahre älter geworden. Der ſüße Traum der Jugend und Unſchuld lag entblättert hinter mir . . . Ich hatte vom Baume der Erkenntniß gegeſſen!

Die Mutter nahm mich in den Arm und weinte mit mir. Aber dann trocknete die Lebenskluge ihre Thränen und unterwarf mein armes, krankes Herz einer energischen Kur. Sie betrieb mein erstes Gastspiel und rief meinen Mädchen- und meinen Künstlerstolz wach.

Wir fuhren nach Mannheim zum Gastspiel. Ich sollte an drei Abenden auftreten, sogar als Preziosa. Da mußte ich meine ganze Kraft zusammen nehmen, um vor dem kunstfröhlichen Publikum der alten Theaterstadt Dalberg's, Iffland's und Schiller's ehrenvoll zu bestehen. Und ich bestand und — genas! In dem Ringen nach dem Lorbeer fand ich mich selbst und die Würde meines Herzens wieder. Wer so leicht in dem frivolen Spiel einer eitlen Kokette verloren ging, war der Thränen eines treuen Herzens nicht werth . . .

Und als Edmund Amberg bald nach meiner Heimkehr aus Mannheim dies frivole Spiel merkte und aus seinem wüsten Liebesrausch erwachte — als die Spatzen auf dem Dache es zwitscherten, daß seine schöne Huldin dem goldenen Locken des lüsternen, alten Großherzogs Ludwig nicht widerstanden — — und als der arme, aus dem Venusberge gestoßene Tannhäuser dann reuig zu mir zurückkehren wollte . . . da hatte ich die Kraft gewonnen, mich von ihm nicht mehr finden zu lassen . . .

Mein erster Herzenskampf! Mein erster Herzenssieg! Aber — was hatte er mich gekostet!

Wie oft habe ich mich seitdem gefragt: Warum — warum durfte Deine erste, reinste, seligste Liebe nicht Deine — letzte sein? Wenn Edmund Amberg's gutes — und bei aller Schwäche doch edles Herz Dir damals nicht so freventlich geraubt wäre — Dein ganzes Leben wäre in andere Bahnen getreten. Du wärest wohl nicht so „berühmt" als Künstlerin und Frau, aber Du wärest sicher

glücklicher und — — beſſer geworden: eine gute, treue Hausfrau und Gattin — eine liebevolle und geliebte Mutter — heute umſpielt von fröhlichen Enkeln — — während Du jetzt auf ein einſames — ödes — trug- und ſchuldvolles Leben weinend zurückblicken mußt — — auf jene glatte, glitzernde, ſchiefe Ebene, auf der es Fuß für Fuß — Schritt für Schritt tiefer hinabging in Sünde und Schande . . .

Warum? — Ja, warum?

2. Erste Versuchungen.

Wer sündigt mehr? Ist's die Versucherin,
Ist's der Versucher? He!
Nicht sie, nein, sie versucht mich nicht! Ich bin's,
Der bei dem Veilchen liegt im Sonnenschein
Und gleich dem Aase, nicht der Blume gleich,
Verwes't in der balsam'schen Luft. Ist's möglich,
Daß Sittsamkeit mehr unsern Sinn empört,
Als Leichtsinn?

Shakespeare: Maaß für Maaß.

Ja, die „Liebe in allen Façons" nahte sich mir trotz meiner jungen 16 Jahre: — weil sie das althergebrachte Recht zu haben glaubte, eine öffentliche Schauspielerin als Waare betrachten zu dürfen, die dem ersten besten Käufer anheim fällt, der — das Meiste zahlt!

So war es vor hundert — so war es vor fünfzig Jahren — so ist es noch heute! Zur Schande der Waare — — aber auch zur Schmach der Käufer! —

In Karlsruhe lebte damals — 1823 — der Graf Friedrich Wilhelm von Bismarck, königlich württembergischer Reitergeneral und bevollmächtigter Ministerresident am badischen Hofe — und Gemal der Prinzessin Auguste von Nassau-Usingen. Zugleich ein berühmter Held der Freiheitskriege, ein namhafter Militärschriftsteller und ein vielgewandter, geistreicher Mann, war er unzweifelhaft die bedeutendste Persönlichkeit in Karlsruhe — und nach den Fürstlichkeiten des Hofes auch die vornehmste. Er hatte ein reich bewegtes, fast abenteuerliches Leben hinter sich. Der später noch viel strahlendere „Stern der Bismarcks" leuchtete über ihm.

Schon zur Zeit Karls des Großen waren die Bismarcks aus Böhmen in die alte Mark Brandenburg eingewandert und hatten dort das Schloß und Städtchen Bismarck und das Dorf Burgstall erbaut. Ein Zweig des ritterlichen und gelegentlich auch wohl raubritterlichen Geschlechts hatte sich nach Westfalen verpflanzt, war aber mehr und mehr verarmt. In Windheim wurde 1783 Friedrich Wilhelm von Bismarck geboren. Der Vater hatte den siebenjährigen Krieg als Husaren-Offizier mitgekämpft und war so schwer blessirt worden, daß er den Abschied nehmen und von einer dürftigen Invaliden-Pension leben mußte. Seine jungen Söhne Louis und Friedrich Wilhelm zogen bald in die Welt hinaus, draußen als Soldaten ihr Glück zu suchen. Louis trat in nassauische, Friedrich Wilhelm schon mit dreizehn Jahren als Kornet in hannoversche Dienste, folgte aber nach Auflösung dieser Armee 1803 dem Bruder nach Nassau.

Noch in demselben Sommer fand die fünfundzwanzigjährige Prinzessin Auguste von Nassau, Tochter des regierenden Fürsten Friedrich August, während des ungezwungenen Hoflebens in der schönen kleinen Residenz Biebrich so großes Wohlgefallen an dem jugendblühenden und jugendmuthigen zwanzigjährigen Gardelieutenant und Hofjunker Friedrich Wilhelm von Bismarck, daß sie — obgleich Braut des Prinzen Ludwig Wilhelm von Hessen-Homburg — den schmucken Lieutenant mit ihrer Liebe beglückte. Der war ja, von einem glühenden Ehrgeiz getrieben, in die Welt hinausgezogen, sein Glück zu suchen. Und er war nicht weniger verwegen, als ehrgeizig. Er ließ diese Liebe, obgleich sie eigentlich einem Andern gehörte, nicht unbeachtet am Wege liegen. Die lauschigen Boskets im wunderschönen Schloßgarten zu Biebrich und die stillen Gemächer der Prinzessin wußten bald davon zu erzählen. Es war eine heimliche — verbotene Liebe, wie zwischen der Prinzessin

Amalie von Preußen und dem Potsdamer Gardelieutenant von Trenck. Aber Friedrich von Bismarck war glücklicher in der Liebe und im Leben. Seine Liebe endete nicht in den schauerlichen Kasematten von Magdeburg und sein Leben nicht unter der Pariser Guillotine.

Umsonst suchte Louis von Bismarck, der das Geheimniß und das Gefährliche dieser hohen Liebe kannte, seinen Bruder zu bestimmen, die Nähe der Prinzessin zu fliehen, nach England zu gehen und dort in die aus dem ehemaligen hannoverschen Corps formirte deutsche Legion und in englische Dienste zu treten . . .

Friedrich von Bismarck blieb bei der Geliebten und diese — die öffentlich proklamirte Braut eines Fürsten — schrieb im Januar 1804 an den geliebten Lieutenant:

„Lieber, bester, einziger Freund, ich fühl' es mit jedem Tage inniger und besser, daß ich ohne Dich nimmermehr zufrieden leben kann; deßwegen denke ich recht oft daran, ob es eine Möglichkeit wäre — ob ich meinen Eltern Alles sagen, sie um das Glück meines Lebens bitten soll — aber ach, sie würden uns dann wahrscheinlich trennen und ich bin ja versprochen! — Mein Hochgeliebter, weißt Du denn auch so recht, wie ich Dich liebe? Ich denke nur an Dich, die ganze Welt ist mir nichts, nur Du bist mein Glück, mein einziger Wunsch. Ich liebe Dich, das ist der ewige Widerhall meines Herzens . . ."

Bald darauf:

„Meine Mutter hatte sich heute eine Menge Menschen zusammengebeten. Einige sprachen von Dir, Du seist ein guter Tänzer, ein schöner Mann; es schmeichelte mir doch, Dich loben zu hören, es that mir recht wohl. Du bist ja mein, mein Freund, mein Glück; freut es ja viele Menschen, wenn man die Einrichtung ihrer Häuser, ihrer Equipagen u. s. w. lobt — und mich sollte es nicht freuen, wenn man

den lobt, den mir der Himmel selbst zu meiner Seligkei geschenkt hat? — Könntest Du mich hören in der Stille der Nacht, wie ich für Dich bete; könntest Du mein liebendes, trugloses Herz sehen, wie es für Dich, Mann meiner Liebe, schlägt! — Ich weiß nicht, meine Empfindung für Dich ist gemischt mit einer leidenschaftlichen Exaltation, die sogar den Tod für Dich mir wünschenswerth machen könnte, und dann mit einem Gefühl von anspruchsloser Zärtlichkeit, die selbst meine eigenthümliche Eifersucht besiegen müßte, wenn ich überzeugt wäre, daß eine Andere Dich glücklicher machen könnte, als ich . . ."

Und am 2. August sollte die Vermälung der Prinzessin mit dem Prinzen von Hessen-Homburg sein! Umsonst hatte die Unglückliche der Mutter ihre Liebe zu Bismarck gestanden und um Aufhebung des Verlöbnisses — wenigstens um Aufschub der Hochzeit gefleht! — Die Fürstin hatte über diese Jugend-Liebelei gelächelt, die mit dem Einzuge der Prinzessin in das Landgrafenschloß zu Homburg einen würdigen Abschluß finden werde . . . Die Ehe zwischen Fürsten sei keine Herzenssache, sondern eine Pflicht . . . Mehr verlange auch der Prinz von Homburg nicht von seiner Gemalin . . .

Und so nahm die Prinzessin Auguste am Abend des 1. August, als ihr fürstlicher Bräutigam schon im Schlosse zu Biebrich anwesend, unter heißen Thränen von ihrem geliebten Fritz Abschied . . . und stand am andern Tage mit dem ungeliebten Prinzen von Homburg am Altar! Hoffest reihte sich in Biebrich an Hoffest . . . Als die fürstlichen Neuvermälten mit dem ganzen Hofe am dritten Tage nach der Hochzeit auf dem nassauischen Jagdschloß „die Platte" ein rauschendes Waldfest feierten — verließ Friedrich von Bismarck, in aller Stille und ohne Abschied von der Prinzessin, Biebrich und ging nach England, um dort als

Offizier in die deutsche Legion einzutreten. Von Hamburg aus sagte er der Geliebten — Verlornen traurig-zärtlich Lebewohl ... Hoffte er vielleicht doch noch? — Diesen Brief überreichte ein Freund Bismarcks, Hugo von Breidbach, der Prinzessin von Homburg in Gegenwart ihres Gemals und des ganzen Hofes in einem — Taschentuche.

Eine solche Ehe konnte nicht Glück und Segen haben. Schon wenige Monate nach der Hochzeit verließ die Prinzessin ihren Gatten und kehrte nach Biebrich zurück. Bald darauf folgte die Scheidung im Rechtswege.

Die Prinzessin und Bismarck setzten jetzt alle Hebel zu ihrer ehelichen Verbindung in Bewegung. Die Mutter der Prinzessin gab endlich ihre Zustimmung. Der Fürst aber wollte von dieser „Mesalliance" nichts wissen.

Nach achtzehnmonatlicher Trennung sahen sich die Liebenden in Frankfurt a. M. heimlich wieder. Dann kehrte Bismarck nach England zurück. Dort erschoß er seinen Vorgesetzten, den Kapitain von Quernheimb, im Duell, wurde aber vor den englischen Assisen freigesprochen.

Im Sommer 1807 kehrte Friedrich von Bismarck nach Deutschland zurück und trat als Oberlieutenant in das württembergische Chevauxlegers-Regiment. Endlich gab auch der Herzog von Nassau seine Einwilligung zu einer „heimlichen" Vermälung seiner Tochter mit ihrem Geliebten. Diese fand am 7. September in dem fürstlichen Palais zu Frankfurt durch den Pfarrer Mang, einen Freund Bismarcks, und in Gegenwart der Fürstin-Mutter — aber in Abwesenheit des Fürsten — statt. Die Honigwochen verlebte das junge Paar in einer gemietheten Gartenwohnung vor den Thoren Frankfurts. Dann kehrte Bismarck zu seinem württembergischen Regiment zurück.

Die Prinzessin, seine Gemalin, blieb am fürstlichen Hofe in Biebrich. Erst nach einem Jahre sahen sich die jungen

Eheleute auf wenige Stunden heimlich im Posthause zu Sinzheim wieder — dann auf vierzehn Tage in Frankfurt, kurz bevor der Rittmeister von Bismarck unter Napoleon gegen Oesterreich in's Feld ziehen mußte — zugleich mit meinem armen Vater!

Im Gefecht von Ridau am 1. Mai 1809 zeichnete sich Bismarck, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, durch Bravour und Kaltblütigkeit so sehr aus, daß Massena ihn wenige Tage später im Schlosse zu Ens dem Kaiser Napoleon mit den Worten vorstellte: Voilà un jeune officier allemand, qui donne beaucoup d'espérance!"

Die größten Gefahren hatte Bismarck im Feldzuge Napoleons gegen Rußland zu bestehen. Aber der Stern seines wunderbaren Glücks blieb ihm auch hier treu. Bei Borodino wurden drei Pferde unter ihm erschossen und von seinem Chevaulegers-Regiment blieben nur 65 Mann übrig. Der Major von Bismarck blieb unverletzt und wurde Oberstlieutenant.

Während Moskau zum größten Theil in Flammen aufging, lag Bismarck am Nervenfieber todtkrank in einer Vorstadt. Mit Mühe wnrde er nach dem Kreml transportirt. Noch zum Tode matt, abgemagert zum Skelett, mußte auch er die verödete Stadt verlassen, um nicht den Russen in die Hände zu fallen. Auf einem offenen Wägelchen, in Pelze und Decken gehüllt, begleitet von seinen treuen Dienern, fuhr der Kranke langsam den Weg nach Deutschland zurück — über eine öde Eissteppe — durch verlassene, verwüstete, verbrannte Dörfer — durch die Trümmer einer einst glänzenden, siegesstolzen Armee . . . Dazu fehlte es oft an jeder Erquickung für den Kranken — ja an einem Stück Brod oder am Stock gebratenem Pferdefleisch, seinen wüthenden Hunger zu stillen, der mit der beginnenden Reconvalescenz von Tag zu Tag wuchs. Ungebrannter Kaffee, in Schnee-

wasser gekocht, war am Abend nach einer solchen trostlosen Tagesfahrt ein hochwillkommenes Labsal.

Erst in Smolensk genoß Bismarck seit Moskau die Wohlthat, sich umkleiden und die Nacht in einem warmen Zimmer auf frischem Stroh schlafen zu können. Kaum hatten sie die Stadt im Rücken, so hörten sie, wie die Festungswerke, von Marschall Ney gesprengt, krachend in die Luft flogen. Und bald fiel der Wagen, von Artilleristen und ihren Kanonen in einen Abgrund gedrängt, in Trümmer. Um nur vorwärts zu kommen, mußte der kranke Bismarck, der noch nicht die Kraft hatte, bei schneidender Kälte sich auf dem Pferde zu halten, sich auf dasselbe festbinden lassen. Inmitten zahlloser Gefechte mit den Kosacken wurde der Rückzug weiter fortgesetzt. Eine Nacht fand der Oberstlieutenant von Bismarck, Gemal einer Prinzessin, in einem von Soldaten überfüllten Bauernhause keinen andern Platz, als — indem er einen so eben verstorbenen Soldaten etwas bei Seite schieben ließ und den Todten als — Kopfkissen benutzte.

Bald darauf hatte Bismarck in einem einzelnen Bauernhause das gefährlichste Abenteuer zu bestehen. Nur eine alte Russin war anwesend. Vom Fenster aus sah er schwärmende Kosacken, die vorüberziehende todtmatte Offiziere und Soldaten niederstießen und plünderten. Von der Bäuerin herbeigerufen, umzingelten sie auch dies Haus, zertrümmerten die Fenster und riefen mit vorgehaltenen Pistolen fortwährend: Pardon Camerad! — Auf seinen treuen Diener Georg gestützt, in der einen Hand seine goldene Repetiruhr, in der andern eine Börse mit Silbergeld, trat Bismarck ihnen vor die Hausthür entgegen. Die Kosacken nahmen Börse und Uhr, aber auch die ganze Bagage und die Pferde und die sämmtlichen Kleider, die Herr und Diener auf dem Leibe hatten. Nur ein Kosack war so mitleidig, dem frierenden Bismarck eine alte Jacke zuzuwerfen. Zum Glück fanden

sich in dem Hause einige Frauenkleider der verschwundenen Bäuerin, mit denen Bismarck und Georg nothdürftig ihre Blöße decken konnten. Auch war eine Börse mit Gold, in den Dünger des Hofes versteckt, den Plünderern entgangen. Mit geschwollenen, in Lumpen gewickelten Füßen, in grotesken Frauenröcken auf Diener und Kutscher gestützt, erreichte Bismarck mühsam die Heerstraße. Dort brach er an einem glimmenden Bivouakfeuer auf dem gefrorenen Boden zusammen. Umsonst ging der treue Georg auf die Heerstraße, nach befreundeten vorüberziehenden Offizieren auszuschauen, sie um Hilfe für seinen kranken Herrn anzuflehen. Endlich traf er zwei bekannte württembergische Rittmeister, die noch leere Handpferde mit sich führten. Aber sie hörten nicht auf sein Flehen. Das große allgemeine Elend hatte ihr Gefühl abgestumpft. Theilnahmlos ritten sie vorüber. Weinend kehrte Georg zu seinem Herrn zurück — und zum ersten Mal faßte diesen Verzweiflung. Er dankte seinen Dienern für ihre Treue und bat sie, ihn — den Rettungslosen — seinem Schicksal zu überlassen und bei ihrer Heimkehr der Prinzessin in Biebrich seine letzten Grüße zu überbringen . . .

Aber die Getreuen — und Bismarcks guter Stern! — wichen nicht — und sie fanden einen Trupp von dreißig Mann Württembergern, die ihr einziges, mit Bagage bepacktes Pferdchen dem kranken Oberstlieutenant überließen und ihn sorglich in Decken hüllten. So ging's langsam weiter nach Deutschland zu . . .

Dann kam der grauenhafte Uebergang über die Beresina, wobei Tausende im Gedränge auf der Brücke und in den eisigen Wellen umkamen. Bismarck schildert diesen Unglückstag mit den Worten:

„Die Menge schob, trieb, drückte vorwärts, seitwärts, selbst willenlos durch die Gewalt frisch Nachrückender. Ganze Kolonnen wurden, anstatt der Brücke ansichtig zu werden,

in den Fluß mit seinen sumpfigen, noch nicht fest gefrorenen Ufern gedrängt und fanden in den Wellen den Tod. Andere wurden zerdrückt, zertreten. Nicht der Wille, nur das Glück, der Zufall oder ein höherer Schutz beschirmten hier."

Bismarck sah unfern der Brücke ein Haus in Flammen stehen. Ein ganzer Menschenschwarm wurde durch den Ungestüm der hinteren Rotten geradezu in die Flammen getrieben. Zwei junge vornehme Polinnen, von ihren Dienern getragen, den greisen Vater in der Mitte, waren darunter. Bismarck bemerkte, wie sie jammernd die Hände zum Himmel erhoben nnd dann in dem Getümmel verschwanden; Niemand konnte da retten, noch helfen.

Zu seinem Glück war Bismarck, nachdem er seine Kameraden verloren, in einen Trupp französischer Küraſſier-Offiziere gerathen, kräftige Leute, die sich enge an einander geschlossen hielten und sich, so viel es ging, Bahn machten. — Eine geraume Zeit theilte er, in ihrer Mitte eingeschlossen, alle ihre Bewegungen. Aber auch sie wurden auseinander gerissen und er kam von ihnen ab. Gleichzeitig verlor er seinen treuen Diener Georg.

Zwischen einem andern Menschenknäuel eine Zeit lang fortgeschoben, hielt Bismarck bei seiner noch immer schwachen Gesundheit und bei seiner Kraftlosigkeit nach einer nun mehr als zwölfstündigen Anstrengung nur noch mit Mühe sich auf dem Pferde aufrecht und sah den Augenblick nahe, wo ihn auch die letzte Kraft verlassen und er herabsinken würde.

In dieser höchsten Noth bemerkten ihn zwei Unteroffiziere seiner Schwadron, Jung und Bellon, ebenfalls zu Pferde. Sie zogen ihre Säbel, um sich Bahn zu machen und erreichten ihren Chef, als er eben kraftlos vom Pferde sank. Bellon bog sich zu ihm hinab und rief: „Ihre Hand, Herr Oberstlieutenant!" — und als er ihn so aufgehoben, fügte er hinzu: „Fassen Sie meinen Steigbügel und halten Sie

sich fest!“ — Jung ergriff das Pferd und nun, mit ihren Säbeln sich den Weg öffnend, brachten sie Bismarck auf die Brücke. Dort sank dieser ohnmächtig nieder. Bellon sprang vom Pferde, hob ihn auf, legte ihn auf sein Pferd und da, wenn man einmal auf die Brücke gelangt war, hier das Gedränge, weil sie bewacht wurde, weniger groß war, so kamen alle Drei glücklich an das jenseitige Ufer. Hier trafen sie die Ueberbleibsel ihres Regiments, bestehend aus neun Offizieren und achtzehn Unteroffizieren und Gemeinen . . .“

Ja, eine wunderbare Rettung über die andere! Wer wollte da nicht an den Bismarck-Stern glauben? — Sein treuer Georg, sein Kutscher und seine drei Reitknechte sind in Rußlands Eis und Schnee begraben — und mit ihnen Tausende, Tausende, die Napoleon seinem fluchwürdigen Ehrgeize opferte.

Bei 29 Grad Kälte wurde mit 5 Offizieren die Fahrt im Schlitten fortgesetzt. Auf einem preußischen Edelhofe an der Grenze fanden sie seit 7 Monaten zum ersten Mal behagliche Zimmer, saubere Betten, einen gedeckten Tisch — — aber die Edelfrau wandte sich schaudernd von den Unglücklichen ab, die von Schmutz und Ungeziefer starrten . . .

Von den 19,500 nach Rußland ausgezogenen Württembergern fanden sich an der preußisch-russischen Grenze nur 1400 Mann wieder zusammen — und diese waren meistens krank und elend, so daß sie auf Wagen fortgeschaft werden mußten. Im Februar 1813 langte Bismarck mit diesen Geretteten wieder in Württemberg an. Ohne seine Gemalin in Biebrich sehen zu können, zog er im Frühjahr in den wieder ausbrechenden Krieg nach Sachsen. In einem Gefecht bei Seifersdorf in Schlesien gegen die Russen erhielt er durch eine Flintenkugel im Schenkel die erste und einzige Wunde während des Krieges und von Napoleon das Offizierkreuz der Ehrenlegion.

Als bei Leipzig Napoleons Stern für immer unterging, öffnete der kommandirende württembergische General von Franquemont, ein natürlicher Sohn des Herzogs Karl und ein Mitschüler Schillers auf der Karlsschule, eine ihm für diesen Fall vom König Friedrich mitgegebene versiegelte Depesche, welche die Weisung enthielt: Die höheren württembergischen Offiziere in die Heimat zurück zu senden, „um bei den nöthig werdenden neuen Formationen mit Würde der großen Koalition gegen Frankreich sich anschließen zu können!"

General von Franquemont, Bismarck und andere höhere Offiziere begaben sich auf diesen königlichen Wink nach Leipzig — und am Morgen nach Napoleons Abzuge aus der Stadt, am 19. Oktober, stellten sie sich den Alliirten als Gefangene. Auf die Erklärung König Friedrichs: dem Bunde gegen Napoleon beizutreten! — wurden die Württemberger in die Heimat entlassen. Bismarck, zum Generalstabschef der Kavallerie ernannt, gab sich nun mit ganzer Liebe und Kraft der Neuorganisation und Ausbildung dieses Truppenkörpers hin — — und von dieser Zeit an datirt sein militärischer Ruhm. Er wurde als Kavallerist eine europäische Autorität.

Er nahm noch an manchem siegreichen Gefecht persönlich Theil. „Die Natur hatte ihm eine Art Instinkt gegeben, die entscheidenden Momente zu erkennen. Im Gefecht sehr aufmerksam, überflog ihn eine innere Hitze, wenn eine günstige Gelegenheit zum Chok sich zeigte, und überzeugt, daß die Kavallerie nur durch schnellen Ungestüm siegreich ist, begleitete ein beinahe wilder Blick sein: „Marsch! Marsch!" und animirte bis zum Enthusiasmus die Reiter."

Im Gefolge der verbündeten Monarchen zog der Oberst Friedrich von Bismarck am 30. März 1814 mit in Paris ein. Erst im Herbst — nach fast dreijähriger Trennung — mit württembergischen, österreichischen und russischen

Orden geschmückt, durfte er seine Gemalin, die Prinzessin Auguste wieder umarmen.

Nach Beendigung des Feldzuges und Napoleons Verbannung nach St. Helena erhob der König von Württemberg den Generalquartiermeister der Kavallerie von Bismarck in den erblichen Grafenstand, — hauptsächlich wohl, um ihn dem Range seiner Gemalin näher zu bringen. Nach dem Tode des Herzogs Friedrich August von Nassau, des letzten Fürsten von Nassau-Usingen, fand ihre geheime Ehe endlich auch öffentliche Anerkennung. Die Prinzessin Auguste zog zu ihrer verwittweten Schwester, der Markgräfin Friedrich, nach Karlsruhe und auch Graf Bismarck fand freundliche Aufnahme in dem markgräflichen Palais in der Karl-Friedrichstraße. Hier begann der bedeutende Kavallerist seine hervorragende Thätigkeit als Militärschriftsteller. Er durfte die größte Hälfte des Jahres auf Urlaub bei seiner Gemalin verleben und wurde 1820 als Geneneralmajor und württembergischer Standesherr von seinem Könige zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am großherzoglich-badischen Hofe ernannt . . .

Als solcher nahte sich der vornehme, stattliche Mann von 40 Jahren mir, der sechszehnjährigen Schauspielerin, mit seinen galanten Aufmerksamkeiten. So oft ich auftrat, saß er in der markgräflichen Loge neben seiner alternden Gemalin und verschlang mich mit seinen großen runden, nicht angenehm hervortretenden blauen Augen. Er sandte mir Blumen, Gedichte, Süßigkeiten — und vielleicht auch jenen prächtigen Schmuck, von welchem die Mutter im Frühjahr 1824 an die Tante nach Ziegenhain schreibt: „Welche Freunde und Gönner Lina sich schon erworben hat! Denke Dir, diese Weihnachten erhielt sie durch die fahrende Post ein Kistchen mit einem goldenen Kamm nebst Kollier und Ohrringen mit den schönsten Amadis-Steinen im Werthe

von 25 Karolin und einem französischen Zettel, den ich Dir beilege. Von wem das Geschenk ist, wissen wir nicht. Einige rathen: von der Großherzogin Stephanie aus Mannheim, — Andere: von unserer Markgräfin Friedrich. Genug, es bleibt ein Geheimniß . . .“

Die gute unschuldsvolle Mutter, daß sie gar nicht an die so nahe liegende Frage dachte: Où est l'homme? Wo ist der Mann — der Verehrer der jungen hübschen Komödiantin, der sich mit diesem goldenen Schlüssel Herz und Thür zu öffnen sucht?

Ich glaube, daß Graf Friedrich Wilhelm von Bismarck mir jenen Schmuck sandte — heimlich, daß seine Gemalin, die Prinzessin von Nassau-Usingen, es nicht merkte.

Kaum drei Monate später, nachdem ich jenes prächtige Weihnachtsgeschenk erhalten, im März 1824, stand im damals tonangebenden Stuttgarter „Morgenblatt“ folgender Kunstbericht aus Karlsruhe:

„Während meines kurzen Aufenthalts dahier muß ich ich Ihnen von einer lieblichen Erscheinung berichten, welche die hiesige Bühne besitzt, — ein wahres Kleinod, wie nicht leicht eine andere Bühne aufzuweisen haben wird. Es ist Mlle. Karoline Bauer. — Jede Vorstellung erscheint wie ein Gemälde, in dem einige Hauptpersonen im Vordergrunde lebendig und bedeutungsvoll hervortreten. Das Publikum nimmt an dem Schicksal dieser Hauptpersonen Theil, welches sich oft durch lauten Beifall, oft durch Mitgefühl, durch Thränen, durch Ausbrüche der Freude kundgibt. Die Theilnahme des Publikums ist eigentlich dreifacher Art. Zuerst kommt dasjenige, was der Dichter in die Rolle gelegt; dann dasjenige, was die darstellende Kunst aus der Rolle zu machen versteht; und endlich knüpft sich die Theilnahme an, welche die darstellende Individualität durch ihre besondere Position, körperliche Schönheit, Erziehung, Abkunft, unbescholtenen

Ruf, häusliche Verhältnisse erweckt. Man vermag dies nicht zu trennen. Durch Unsittlichkeit, Gemeinheit verliert jedes Talent, wie ausgezeichnet es auch sein mag. Daher ist das Interesse so lebendig, welches Mlle. Bauer erweckt. Die Tochter eines Offiziers, die Schwester eines Offiziers, wird das Interesse an dieser aufblühenden Künstlerin so mächtig erhöht. Dazu kommt ein unbescholtener Ruf, ein seltener Einklang der Tugend, Körperreize, hochgebildeter Verstand, Geist, Munterkeit, Lebendigkeit — welches ihr nicht allein die Fama bezeugt, sondern welches sich auch Alles in ihrem Spiele kundgibt. Ich sah Mlle. Bauer in mehreren Rollen, z. B. im „Rehbock" als Baronin. Diese Rolle war schwer, zwar nicht als Darstellung im Allgemeinen, sondern vielmehr als besondere Nüance. Schwer schon ist dem jungen zarten Mädchen jede Rolle als Frau; aber wenn der Dichter diese Frau in unzarte Positionen bringt, wo Zweideutigkeiten sich jagen, gleichsam das Ohr belagert halten, und zwar auf eine so unzweideutige Art, daß das Publikum in fortwährender Lachbewegung erhalten wird, — so muß nothwendig die Verlegenheit des jungen, erst sechszehn Sommer zählenden Mädchens steigen, je mehr sie unwillkürlich durch das sie umgebende Spiel der mitagirenden Personen fortgerissen wird. Diese Verlegenheit drückte sich denn auch sichtbar im Spiel der Mlle. Bauer aus, allein ihr Spiel selbst litt dabei nicht allein gar nicht, sondern das Interesse an ihrer Individualität wurde dadurch nur erhöht. Denn diese Verlegenheit war nicht Mangel an Zuversicht, an Sicherheit ihres Spiels; sie traf daher nicht die Kunst, sondern die jungfräuliche Scham des zarten holden Mädchens, welches sich mitten in ein ihr fremdes Element von Zweideutigkeiten versetzt sieht, denen sie nicht zu entgehen weiß. Diese Verlegenheit erhöhte daher auch ihren Liebreiz, so wie sie unter den gegebenen Verhältnissen gewissermaßen eine nothwendige Zugabe zu

ihrem Spiel war und nicht hätte vermißt werden dürfen, ohne daß ihr jungfräuliches Zartgefühl dadurch gelitten haben würde. Unter diesem Gesichtspunkt gewann das Interesse der ganzen Darstellung. Der Widerstreit zwischen dem Spiel und der innern Empfindung, der äußern Darstellung und dem innern Seelenzustand vermochte nicht, sich zu verbergen.

Diese Vorstellung ist die letzte meines hiesigen Aufenthalts. Die erste, in der ich Mlle. Bauer sah, war Gabriele im „Nachtlager von Granada". Wenn das schöne, junge Mädchen, klagend über den Verlust ihrer geliebten Taube, in unnachahmlicher Grazie und doch so anspruchslos auf der Scene erscheint — wenn dann der verirrte Prinz-Regent auftritt, so findet das Publikum es so natürlich, daß dessen Erstaunen, ein so holdes Mädchen in jener Wildniß zu finden, schnell in sanfte Gefühle der Liebe übergeht. Diese Rolle schien mir besonders zart von der jungen Künstlerin gehalten.

Ich vermochte mir keine Gelegenheit zu verschaffen, die persönliche Bekanntschaft der Mlle. Bauer zu machen, denn der Zutritt ist schwer; allein ich hielt es für meine Pflicht, die Aufmerksamkeit auf diese emporstrebende Künstlerin zu lenken, welche ein freundliches Entgegenkommen verdient . . ."

Dieser liebenswürdige Kritikus und Anonymus war — Graf Friedrich Wilhelm von Bismarck. Ob er seiner Prinzessin-Gemalin wohl die Worte seiner Begeisterung für die junge, hübsche Schauspielerin vorgelesen hat?

Ob denn Niemand aus der übergroßen Absichtlichkeit, mit der betont wird: daß der Kritikus sich „keine Gelegenheit zu verschaffen vermochte, die persönliche Bekanntschaft der Mlle. Bauer zu machen!" — auf den gräflichen Verfasser Verdacht schöpfte, dem der Zutritt in unsere Wohnung gar nicht so sehr schwer geworden war?

Des Kritikers wahre Absicht sollte bald nach jener Rezension für mich nur zu deutlich hervortreten.

Eines Mittags kam mein Bruder Karl, der junge, leichtsinnige und heißblütige Lieutenant, ganz aufgeregt nach Hause und konnte kaum Worte finden für das, was sein zwanzigjähriges Herz mit Stolz und Entzücken bewegte. Nur stoßweise kam über seine Lippen:

„Du — Du Line, mir ischt was Merkwürdiges passirt — ein großes Glück für uns Alle. Ich reite vorhin spazieren — da begegnet mir der Graf — der General — der Bismarck auch zu Pferde — und er redet mich an — so freundlich, so kordial, als wär' er auch nur ein simpler Lieutenant mit zwanzig Gulden monatlich. Und er lobt mein Pferd und lobt mein Reiten und fordert mich auf, mit ihm weiter zu reiten. Und wir reiten nach Baiertheim und er sagt mir, daß er für mich immer ein großes Interesse gehabt habe — schon um des seligen Vaters willen, den er damals im österreichischen Feldzuge kennen gelernt und mit dem ich eine so große Aehnlichkeit habe — — und er wolle für mein Avancement besorgt sein ... Und ob ich Schulden habe und ob er mir mit seiner Börse aushelfen könne — ganz ungenirt, wie unter guten Kameraden. Aber denk' nicht, Line, daß ich ihm das gesagt habe — die paar Lumpereien bei der Fratel und dem Meyer-Itzig und ... doch das brauchst Du ja gar nicht so genau zu wissen und sag's nur nicht der Mutter, aber so 'ne 250 Gulden könnten mich schon ein wenig 'rausreißen ... Und dann sprach der Graf auch von Dir, Line, von Deinem großen Talent und Deiner charmanten Preschiosa und Deiner Schönheit und Lieblichkeit und Tugend — und er wurde ganz Feuer und Flamme dabei — und er sagte, daß er Dich lieb habe, und wenn er seine alte Frau nicht hätte, so solltest Du seine Gräfin werden — und — aber wenn Du nur Vertrauen zu ihm hättest und ihn lieb haben könntest und ein paar Jahr geduldig warten wolltest, bis seine Alte gestorben, dann

wolle er Dich heirathen und es Dir schon jetzt schriftlich geben und sein ganzes Vermögen verschreiben nnd er würde schon jetzt als Dein zärtlicher Freund für Dich sorgen — für uns Alle — und mir meine Lieutenantsgage verdoppeln — — ach, Line, welch ein Glück! . . ."

Ich darf nicht verhehlen, daß dies Alles meiner Eitelkeit schmeichelte. Aber mein guter Engel bewahrte mich, die Geliebte eines verheiratheten Mannes zu werden, wartend auf den Tod seiner „Alten", um dereinst deren Stelle einzunehmen.

Anerkennen muß ich noch, daß Graf Bismarck mir ein fürsorglicher Freund und Schützer geblieben, obgleich er nicht mein Liebhaber geworden ist. Später, als er württembergischer Gesandter auch am Berliner Hofe wurde, machte er uns dort in allen Ehren seinen Besuch, und noch manches freundliche Wort hat er über die Künstlerin Lina Bauer geschrieben, auch durch seinen Einfluß vermittelt, daß ich ohne Kontraktbruch gegen die Karlsruher Bühne in Berlin bleiben und nach Jahren zu einem ehrenvollen Gastspiel nach Karlsruhe zurückkehren durfte. —

Erst 23 Jahre nach jenem Liebesantrag zu Pferde, im Juli 1846, starb die alte Prinzessin Auguste von Nassau-Usingen als die Letzte ihres Stammes im Wildbade, nachdem sie schon seit Jahren an der einen ganzen Seite vollständig gelähmt war. Zwei Jahre später zog Graf Bismarck sich aus dem öffentlichen Leben nach seiner schönen Besitzung bei Konstanz am Bodensee zurück und vermälte sich mit dem Gesellschaftsfräulein seiner verstorbenen Gemalin. In Konstanz ist er 1860 gestorben.

Und seltsam, nach zehn Jahren sollte ich in der Schweiz in freundlichster Weise die Bekanntschaft der verwittweten Gräfin Bismarck, einer liebenswürdigen Dame, und ihrer holden Tochter machen . . . Die Frage lag nahe: Wärest

Du jetzt glücklicher, wenn Du damals ohne Gewissens- und Herzensskrupel — gewartet und zum Lohne dafür Gräfin Bismarck geworden?

Ich glaube es!

* * *

Noch eine andere Versuchung nahte sich der sechzehnjährigen Schauspielerin 1823 in Karlsruhe — in der Person des regierenden alten Großherzogs Ludwig. Der war damals schon sechzig Jahre alt, nie verheirathet gewesen, aber der liderlichste Fürst seiner Zeit. Erzählte man sich doch ganz offen in Karlsruhe: der Großherzog habe als Markgraf Ludwig mit seiner — Stiefmutter, der Gräfin Hochberg, geb. Geyer von Geyersberg, der morganatischen Gemalin des Großherzogs Karl Friedrich, in sträflichem Verhältniß gelebt und der junge Markgraf Max von Hochberg sei zugleich sein Bruder und sein Sohn..! Sprach man doch ganz ungenirt von der Legion seiner Liebschaften und seiner öffentlichen Maitressen! Da war das unglückliche Fräulein von Ende, Nichte des Oberkammerjunkers von Ende, die dieser selber an seinen Gebieter verhandelt hatte, als er ihn nicht zu einer morganatischen Ehe bewegen konnte. — Da war die schöne Mlle. Werner, die in Karlsruhe als „regierende Maitresse" galt und als solche ein glänzendes Haus machte. Da war als Unterfavoritin die Schauspielerin Mlle. Ku.., die den Ehrgeiz hatte, als Preziosa in Berlin zu gastiren, und trotz üppiger Schönheit und glänzenden Kostüms doch glänzend durchfiel — — und die später mit einer großherzoglichen Ausstattung von 40,000 fl. einen badischen Offizier heirathete.... Da war — last not least — die wunderschöne blonde Mad. Amalie Neumann, meine berühmte Kollegin, welcher der galante Großherzog Ludwig ihre Schulden bezahlte und eine — damals unerhörte — Karlsruher Theatergage von 5000 fl. bewilligte...

Und nun sollte ich die xte in dieser großherzoglichen Schönheitsgallerie sein! Der berüchtigte Major Hennenhofer, schon des Markgrafen Ludwig Vertrauter und in der Kaspar-Hauser-Affaire viel genannt, jedenfalls stark verdächtig, um den räthselhaft schnellen Tod der beiden jungen Söhne der Großherzogin Stephanie, der rechtmäßigen Erben des badischen Thrones, gewußt zu haben — derselbe Major Hennenhofer, der später im Wahnsinn endete, kam als offizieller Kuppler des Großherzogs Ludwig zu mir, um von seinem Gebieter die glänzendsten Anerbietungen zu machen . . .

Aber auch hier bewahrte mich mein guter Engel — — und der — Ekel vor diesem gekrönten alten Lüstling, der doch so gern die Worte der Moral im Munde führte, wovon der nachfolgende Brief der Mutter Zeugniß geben wird. Zur rechten Stunde sandte mir auch der liebe Gott, der seine Erdenkinder ja so gern retten und stützen möchte, so lange sie überhaupt gerettet und gestützt sein wollen, einen freundlichen Helfer in der Noth, der mich allen diesen Versuchungen und Gefahren in Karlsruhe entführte.

Der Direktor des neuen Königstädter Theaters in Berlin, Heinrich Bethmann, kam auf seiner Künstler-Suche auch nach Karlsruhe, sah mich spielen — und machte mir die lockendsten Anerbietungen. Aber ich hatte noch Kontrakt auf zwei Jahre. Die Mutter und ich mußten uns schweren Herzens entschließen, bei dem Großherzoge um eine Audienz und um Lösung des Kontrakts zu bitten . . .

Im April 1824 schreibt die Mutter an die Tante nach Ziegenhain:

„. . . Der Großherzog nahm uns sehr gütig auf, wollte aber von einer förmlichen Aufhebung des Kontrakts nichts wissen — schon Lina's wegen, damit sie, wenn unsere Erwartungen in Berlin getäuscht würden, sogleich in ihr altes

Karlsruher Engagement zurückkehren könne, das er dann gern verbessern wolle, so weit die Theaterkasse es erlaube. Doch bewillige er Lina einen achtmonatlichen Urlaub, um sich in Berlin in einem ersten Rollenfach und in dem Studium berühmter Vorbilder künstlerisch vervollkommnen zu können. Er sei überzeugt, daß Lina auch in dem gefährlichen Berlin ein „Muster der Tugend" bleiben werde. Kehre sie nach Karlsruhe zurück, so solle ihr ferneres Glück seine Sorge sein. — Du kannst denken, liebe Schwester, wie froh wir waren! Nun war noch die Frage, ob die Berliner mit acht Monaten Urlaub zufrieden seien? Lina schrieb also an Direktor Bethmann, und die Herren nahmen es an, in der Hoffnung, Lina später doch noch für längere Zeit zu gewinnen. Ihr Urlaub beginnt hier am 1. Juni, die Gage in Berlin am 15. Mai. Und welche Verbesserung: von 600 fl. auf 800 Thaler!

Da Mad. Neumann jetzt auf einer dreimonatlichen Gastreise ist und Lina ihre Rollen spielen muß, werden wir kaum vor Ende Mai abreisen können. Wir hoffen Dich dann in Kassel oder Marburg zu umarmen. Wir dürfen uns aber nur wenige Stunden dort aufhalten. Wir müssen die ungeheure Reise bis Berlin in acht Tagen machen, weil Lina zu den Proben dort erwartet wird. Du wirst Dich wundern, Lina wieder zu sehen. Sie ist jetzt größer als ich und hat, wie man hier allgemein behauptet, eine sehr schöne Figur: die breiten Schultern von ihrem guten Vater und dabei eine schlanke, geschmeidige Taille. Sonst wirst Du dieselbe Lina finden, wie sie vor zwei Jahren bei Dir in Ziegenhain war: gut, froh, natürlich, unermüdet fleißig; der Liebling von Alt und Jung. Unser Adel achtet sie, unsere ganze Bürgerschaft ist ihr von Herzen zugethan. Nichts Gezwungenes und Eitles ist an ihr. Rein ist ihr Herz und soll es bleiben. Sie fühlt sich sehr glücklich in

ihrem Beruf und tauschte mit der reichsten und glänzendsten Gräfin nicht. Mündlich werde ich Dir erzählen, welche Aussichten ihr von einem Grafen gemacht sind, aber auf Kosten ihrer Tugend. Sie will auch nie heirathen, um immer bei mir bleiben zu können, als selbstständige geachtete Künstlerin!

Und welche Freunde und Gönner sie sich schon erworben hat!... Gestern kommt wieder mit der fahrenden Post ein Kistchen aus Paris an Lina's Adresse, mit einer Menge der schönsten Atlasschuhe und Glacés. Hier aber glauben wir, daß der Spender mein Neveu, Baron Christian Stockmar, ist, weil er immer in Koburg zu Lina sagte: „Stets neue Handschuhe und Schuhe, wenn Du auftrittst, Cousinchen!" — und Lina lachend antwortete: „Ja, das ist sehr schön, wenn nur die Gage so weit reicht!"

Wir hoffen, daß unsere Lage in Berlin nun auch bald sorgenfrei wird. Du kannst Dir denken, liebe Schwester, daß das erste Jahr beim Theater mehr Ausgaben als Einnahmen brachte. Lina kann als Offizierstochter nie anders als gut gekleidet erscheinen; sie hat auch schon eine recht schöne Garderobe. Nichts fehlt ihr mehr, als ein echter türkischer Shawl, und den will mein Neveu uns noch vor der Abreise von hier aus England schicken.

Lina soll in Berlin noch bei den besten Lehrern in Wissenschaft und Kunst Stunden erhalten, besonders in Musik, weil sie zum Klavierspiel und Gesang große Lust und ein ungewöhnliches Talent hat. Sie hat hier schon in zwei Museumskonzerten unter großem Beifall öffentlich gespielt und gesungen.

Im Januar waren wir in Mannheim, wo Lina drei Gastrollen gab und besonders als Preziosa außerordentlich gefiel. Die Großherzogin Stephanie hat versichert, daß sie sich nicht erinnern könne, je von einem Spiel so angesprochen

zu sein. Lina gibt aber auch die Rolle sehr schön und hat hier als Preziosa allgemein weit mehr gefallen, als die berühmte und sehr schöne Madame Neumann. Ueber Lina's Preziosa ist ein ganz eigener Zauber von mädchenhafter Anmuth und jungfräulicher Unschuld ausgegossen, den ein feineres Gefühl in dieser Rolle bei Frauen vermissen muß. Und doch, mit welcher Angst habe ich grade Lina's Debüt als Preziosa entgegen gesehen, da diese Rolle als eine der schwierigsten gilt, selbst für Schauspielerinnen, die schon Jahre lang auf der Bühne stehen! Die berühmte Stich, für welche die Preziosa geschrieben ist, glänzt darin und unsere Neumann reist darauf. So hieß es hier auch allgemein: Lina könne nach der Neumann nicht in dieser Rolle gefallen, sie sei zu schwer für eine Anfängerin! Selbst die Schauspieler, die Lina's Margarethe doch so aufrichtig bewunderten, schüttelten ungläubig die Köpfe und ich bat Lina um Alles in der Welt, mit der Preziosa noch einige Monate zu warten! Allein Lina sagte sehr bestimmt: Mutter, ich muß die Preziosa jetzt um jeden Preis spielen und sollte ich dabei auf der Bühne sterben! Ich habe einmal um die Rolle als Debüt gebeten und ich müßte mich mein Leben lang schämen, wenn ich mir aus Eitelkeit und Hochmuth mehr zugetraut hätte, als ich leisten kann. Und wie würde ich verlacht und verspottet werden, wenn ich jetzt die Flinte in's Korn würfe, ehe die Bataille nur begonnen hat — ich als Tochter eines tapferen Soldaten! Muth, Mütterchen, sei auch Du eine tapfere Soldatenfrau. Ich habe das sichere Gefühl in mir: der liebe Gott wird mir beistehn und siegen helfen, wie er ja bisher uns so wunderbar geholfen hat! — Und ich konnte ihr nicht länger widerstehen. Aber nie werde ich die Angst vergessen, mit der ich Abends in die Loge trat und das Theater zum Erdrücken voll und in größter Bewegung fand. Theilnahme, Neugierde, Schadenfreude hatte das Haus so

überfüllt. Einer Ohnmacht nahe, saß ich da. Mein Herz schlug fürchterlich, so weh und laut, daß ich dachte, die Nachbaren müßten es hören. Ich konnte die Angst nicht los werden: Lina macht Fiasco und man wird sie als eitel und hochmüthig verschreien — sie, die Bescheidenheit selbst! — Aber es ging Alles, Alles wunderbar gut. Lina spielte mit einer Begeisterung und Lieblichkeit, daß ich Gott aus vollem Herzen dankte, sie nicht gezwungen zu haben, die Rolle aufzugeben. Nun kannst Du dir denken, liebe Schwester, wie diese Prezioſa in Mannheim von den heißblütigen Heidelberger Studenten gefeiert wurde, die jeden Abend zu Hunderten anwesend waren. Ich dachte oft, das Haus müsse zusammenbrechen unter ihrem brausenden Jubel. Aber lachen mußte ich, als ich zwischendurch im Parterre eine junge wichtige Stimme hörte: „Du, mei Vater hat ihr Stunde gegebe und ich hab' mit ihr getanzt — getanzt! Sie tanzt göttlich — da kann mer der ganze Heidelberger Flor gestohle werde!" — Das war der Sohn von unserem guten Professor Aloys Schreiber, der sich zu Lina's Erfolgen wie ein Kind freut. — Wenn Heinrich das erlebt hätte! Er, der kurz vor Lina's Geburt noch so fröhlich mit den Heidelberger Studenten kommersirte und es durch seinen Frohsinn und seine kordiale Liebenswürdigkeit dahin gebracht hatte, daß die Studenten und Offiziere, die sich seit Jahrhunderten schroff entgegenstanden, kameradschaftlich mit einander verkehrten. Dafür zeugt Heinrich's Stammbuch mit den vielen Studentennamen und Sprüchen . . ."

Ja, es waren dennoch schöne, strahlende Tage der Jugend und der Kunst — — trotz aller bösen Versuchungen!

3. Weder Glück, noch Stern!

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück, noch Stern.
Sind endlich verdorben, gestorben.

Altes Volkslied.

Weder Glück — noch Stern! Verdorben — gestorben! Es gibt wohl kaum ein trauriger Wort auf Erden!

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret!

So oft ich das alte melancholische Volkslied, das Heine am Rhein singen hörte und in seine Gedichte aufnahm, später selber gesungen — das junge und das alte Auge wurde mir naß. Ich mußte dabei immer an ein armes, zartes Blaublümelein denken, das einst an meinem Lebenswege stand — — und das so traurig unter des Lebens rauhem Reif, der in den jungen Blütenkelch fiel, den wir das Menschenherz nennen, verwelkte und verdorrte . . .

Ich spreche hier von Wilhelmine Maas, der einst von einem Goethe und einem Iffland hoch- und werthgehaltenen Künstlerin, die in Karlsruhe meine Kollegin war — — und die längst vergessen und verschollen ist. Kein Theater-Lexikon nennt auch nur ihren Namen. Man weiß weder genau das Jahr ihrer Geburt, noch ihres Todes. Kein Denkstein bezeichnet uns ihr Grab. In dem Album des königlichen Schauspiels zu Berlin, dessen Zierde Wilhelmine Maas einst war, heißt es kurz und traurig: „Sie ist, wie man sagte in den dreißiger Jahren gestorben!“

Dies „wie man sagt“ deutet das Tragische ihres Lebens an. Ich durfte tiefere Blicke in ihr Leben und ihr Herz thun und dieses Herzens Dämonen kennen lernen, welche dies einst so hoffnungsvolle Menschen- und Künstlerleben vernichteten. Und ich bin wohl die Letzte aus jener alten kunstfrohen Zeit, welche davon erzählen kann. Es sei! Ein Cypressenzweiglein auf das verschollene Grab der unglücklichen Künstlerin — — ein Mahn- und Warnungswort für die Nachlebenden und Nachstrebenden!

* * *

Wilhelmine Maas war ein Berliner Kind, etwa 1786 geboren. Sie kam sehr jung zum Ballet und tanzte Engel und Elfen. Und sie war der reizendste, zierlichste Engel und die niedlichste kleine Elfe der bretternen Welt. Aber dies Hüpfen und Springen und Arm- und Beine-Strecken und -Recken genügte ihrem lebhaften Geiste und ihrem Ehrgeize bald nicht mehr. Sie wollte auf der Bühne auch sprechen, denn sie fühlte, daß sie gut sprechen würde. Sie ging zum Direktor Iffland und bat ihn um Unterricht und Anstellung als Schauspielerin. Iffland ließ sich von dem kleinen Persönchen etwas vordeklamiren; nickte zufrieden und gab dem niedlichen Kinde eine große süße Tüte und hin und wieder auf seinem Bureau auch ein wenig theatralischen Unterricht. Dann, als Wilhelmine sechszehn Jahr alt war, aber immer noch wie ein Kind aussah, sandte Iffland sie nach Weimar zu Meister Goethe, der grade ein talentvolles hübsches junges Mädchen brauchte, um es zur jugendlichen Liebhaberin auszubilden. Denn er liebte es: kein Huhn auf seine Bühne zu lassen, das er nicht selber ausgebrütet!

In seinen Tag- und Jahresheften von 1802 schreibt Goethe:

„Am 17. Februar betrat Demoiselle Maas zum ersten Mal unsere Bühne. Ihre niedliche Gestalt, ihr anmuthig

natürliches Wesen, ein wohlklingendes Organ, kurz, das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann sogleich das Publikum. Nach drei Proberollen: als Mädchen von Marienburg — als Rosine in „Jurist und Bauer", als Lottchen im „deutschen Hausvater" ward sie engagirt und man konnte sehr bald bei Besetzung wichtiger Stücke auf sie rechnen".

Schon im Juni jenes Jahres schrieb Goethe für Wilhelmine Maas die reizende neckische Rolle der Nymphe in seinem anmuthigen Vorspiel bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt: „Was wir bringen". Die anderen Rollen waren in den Händen von Vater Malcolmi, Mutter Beck, Karoline Jagemann, Amalie Malcolmi (späteren Wolff) und Becker, dem hinterbliebenen Gatten der „Euphrosyne." — Goethe schreibt darüber:

„Den 6. Juni begab ich mich nach Jena und schrieb das Vorspiel ungefähr in acht Tagen; die letzte Hand ward in Lauchstädt selbst angelegt und bis zur letzten Stunde memorirt und geübt. Es that eine liebliche Wirkung und lange Jahre erinnerte sich mancher Freund, der uns dort besuchte, jener hochgesteigerten Kunstgenüsse . . ."

Wilhelmine Maas wurde nach Christiane Neumann-Becker (Euphrosyne) und Amalie Malcolmi-Wolff, Goethe's liebste Schülerin. Nur machte ihr winziges, kindliches Figürchen ihm viel Noth, da er keinen passenden Liebhaber für ihre Kleinheit finden konnte. So war er gleich im ersten Jahre ihres Engagements in nicht geringer Verlegenheit, als sein jugendlicher Liebhaber Vohs 1802 nach Stuttgart abging. Der getreue alte Regisseur — „Wöchner" Genast — wurde auf die Liebhabersuche nach dem Süden abgesandt. In Nürnberg fand Genast den glänzenden jungen Liebhaber und Helden Ferdinand Eßlair und trat mit diesem in Unterhandlung. Als er dem Meister aber von Eßlairs imposanten

6 Schuh Größe schrieb, antwortete der erschrockene Goethe ihm eilig und wörtlich:

„Sehen Sie sich anders um; ich kann keinen Liebhaber brauchen, dessen Geliebte ihm nur bis an den Nabel reicht!“

Im Winter 1803—1804 zog Wilhelmine Maas mit Pius Alexander Wolff und anderen Lieblingsschülern Goethe's durch Eis und Schnee wöchentlich nach Jena, wo der Meister sich damals aufhielt, um sich vom Meister die „Euklidischen Elemente, das a b — ab der Schauspielkunst“ diktiren zu lassen.

„Die Maas nahm mit besonderem Vergnügen daran Theil!“ Noch 1816 schrieb Goethe über dies rege theatralische Treiben — „über diese Lust zu leben und zu theatralisiren“ an Freund Zelter und speziell über Wilhelmine Maas:

„Ich war ihr sehr gewogen wegen ihrer großen Ruhe und allerliebsten klaren Rezitation, deßhalb ich einmal in einer Probe zum „Tell“ entsetzlich böse über sie wurde, weil sie sich, Gott weiß, warum, maulfaul erwies“.

Aber nur zu bald traten tiefere Verstimmungen zwischen Meister und Schülerin. Mit Goethe's Erlaubniß ging Wilhelmine Maas im Frühjahr 1804 auf Urlaub nach Berlin zu ihren Verwandten. Ihre Bitte: in ihrer Vaterstadt gastiren zu dürfen! — schlug Goethe ihr aber kurz und bündig ab, aus Furcht: sie an die Berliner Bühne zu verlieren!

Aber die kleine Schauspielerin hatte stets ihr eigenes determinirtes Köpfchen. Sie riskirte des Weimarischen Theater-Jupiters Zorn und betrat wiederholt die Berliner Bühne — — mit so glänzendem Erfolg, daß Iffland ihr ein Engagement anbot.

Zelter, der keine Ahnung von Goethe's gestrengem Verbot und Zorn hatte, berichtet am 1. Mai getreulich an den Freund nach Weimar:

natürliches Wesen, ein wohlklingendes Organ, kurz, das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann sogleich das Publikum. Nach drei Proberollen: als Mädchen von Marienburg — als Rosine in „Jurist und Bauer", als Lottchen im „deutschen Hausvater" ward sie engagirt und man konnte sehr bald bei Besetzung wichtiger Stücke auf sie rechnen".

Schon im Juni jenes Jahres schrieb Goethe für Wilhelmine Maas die reizende neckische Rolle der Nymphe in seinem anmuthigen Vorspiel bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt: „Was wir bringen". Die anderen Rollen waren in den Händen von Vater Malcolmi, Mutter Beck, Karoline Jagemann, Amalie Malcolmi (späteren Wolff) und Becker, dem hinterbliebenen Gatten der „Euphrosyne." — Goethe schreibt darüber:

„Den 6. Juni begab ich mich nach Jena und schrieb das Vorspiel ungefähr in acht Tagen; die letzte Hand ward in Lauchstädt selbst angelegt und bis zur letzten Stunde memorirt und geübt. Es that eine liebliche Wirkung und lange Jahre erinnerte sich mancher Freund, der uns dort besuchte, jener hochgesteigerten Kunstgenüsse . . ."

Wilhelmine Maas wurde nach Christiane Neumann-Becker (Euphrosyne) und Amalie Malcolmi-Wolff, Goethe's liebste Schülerin. Nur machte ihr winziges, kindliches Figürchen ihm viel Noth, da er keinen passenden Liebhaber für ihre Kleinheit finden konnte. So war er gleich im ersten Jahre ihres Engagements in nicht geringer Verlegenheit, als sein jugendlicher Liebhaber Vohs 1802 nach Stuttgart abging. Der getreue alte Regisseur — „Wöchner" Genast — wurde auf die Liebhabersuche nach dem Süden abgesandt. In Nürnberg fand Genast den glänzenden jungen Liebhaber und Helden Ferdinand Eßlair und trat mit diesem in Unterhandlung. Als er dem Meister aber von Eßlairs imposanten

6 Schuh Größe schrieb, antwortete der erschrockene Goethe ihm eilig und wörtlich:

„Sehen Sie sich anders um; ich kann keinen Liebhaber brauchen, dessen Geliebte ihm nur bis an den Nabel reicht!“

Im Winter 1803—1804 zog Wilhelmine Maas mit Pius Alexander Wolff und anderen Lieblingsschülern Goethe's durch Eis und Schnee wöchentlich nach Jena, wo der Meister sich damals aufhielt, um sich vom Meister die „Euklidischen Elemente, das a b — ab der Schauspielkunst“ diktiren zu lassen.

„Die Maas nahm mit besonderem Vergnügen daran Theil!“ Noch 1816 schrieb Goethe über dies rege theatralische Treiben — „über diese Lust zu leben und zu theatralisiren“ an Freund Zelter und speziell über Wilhelmine Maas:

„Ich war ihr sehr gewogen wegen ihrer großen Ruhe und allerliebsten klaren Rezitation, deßhalb ich einmal in einer Probe zum „Tell“ entsetzlich böse über sie wurde, weil sie sich, Gott weiß, warum, maulfaul erwies“.

Aber nur zu bald traten tiefere Verstimmungen zwischen Meister und Schülerin. Mit Goethe's Erlaubniß ging Wilhelmine Maas im Frühjahr 1804 auf Urlaub nach Berlin zu ihren Verwandten. Ihre Bitte: in ihrer Vaterstadt gastiren zu dürfen! — schlug Goethe ihr aber kurz und bündig ab, aus Furcht: sie an die Berliner Bühne zu verlieren!

Aber die kleine Schauspielerin hatte stets ihr eigenes determinirtes Köpfchen. Sie riskirte des Weimarischen Theater-Jupiters Zorn und betrat wiederholt die Berliner Bühne — — mit so glänzendem Erfolg, daß Iffland ihr ein Engagement anbot.

Zelter, der keine Ahnung von Goethe's gestrengem Verbot und Zorn hatte, berichtet am 1. Mai getreulich an den Freund nach Weimar:

„Mlle. Maas hat hier vielen Beifall gehabt. Ich habe sie nur einmal spielen sehen. Ihre Sprache kann sehr vollkommen werden. Sie hat glückliche Momente und hardiesse; Vieles kann ihr mit der Zeit leicht werden, was die Meisten niemals lernen."

Ihren Ungehorsam und ihre hardiesse mußte das kühne Persönchen nach der Heimkehr büßen. Goethe schickte sie in — Arrest. Trotzig forderte sie ihre sofortige Entlassung vom Weimarischen Theater und — als Goethe ihr das rundweg abschlug — bewog sie Iffland, vermittelnd einzutreten. Aber auch diesem antwortete Goethe ziemlich herb in seinem Schreiben vom 14. Juni 1804:

„Auf Ew. Wohlgeboren vertrauliche Zuschriften war ich eben im Begriff zu antworten, als ich vernahm, daß Freund Schiller sich bei Ihnen befinde. Ich war überzeugt, daß er auch ohne Auftrag Sie meiner dauernden Hochachtung und meines aufrichtigen Zutrauens versichern würde.

Die theatralischen Verhältnisse haben so manches Wandelbare, daß man auf Veränderungen immer vorbereitet sein muß, und wenn es gleich für uns einigermaßen unbequem ist, daß unsere Schauspieler auf größeren und besser ausgestatteten Theatern eine gute Aufnahme finden, so müssen wir die Ehre für etwas rechnen, die uns dadurch erzeigt wird, und uns wenigstens einbilden, daß wir zu Beförderung der Kunst und der Künstler einiges beitragen. Uebrigens ist nichts gegen ein neueres Engagement zu erinnern, das erst seinen Anfang nimmt, wenn der Termin des alten verlaufen ist; wobei ich jedoch bemerken will, daß Demoiselle Maas um frühere Entlassung nachgesucht hat, welches wir jedoch auf keinen Fall gewähren können.

Wegen „Götz von Berlichingen" melde ich sogleich, sobald er mir produzibel ist. Leider will er sich noch immer nicht auf die Bühne fügen. Eine angeborene Unart ist schwer zu meistern.

Der ich mich mit immer gleichen Gesinnungen unterzeichne

Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster Diener
Goethe."

Vielleicht hatte Goethe darauf gerechnet, Wilhelmine Maas — auch ein „ungezogener Liebling der Grazien" — werde sich inzwischen besinnen und sich dennoch wieder an die Weimarische Bühne und an seine Person fesseln lassen.

Aber sie besann sich nicht — — zum Unglück ihres Lebens.

Kaum war ihr Kontrakt in Weimar abgelaufen, so trat sie 1805 ihr neues Engagement in Berlin an, mit 780 Thalern Gehalt und jährlich einem Benefiz. Damals eine bedeutende Gage! War doch der Schauspieler Lemm kaum ein Jahr zuvor mit nur 364 Thalern und der junge Rabenstein gar mit 78 Thalern engagirt worden — und Beide wurden Hauptzierden des Berliner Schauspiels.

Wilhelmine Maas debütirte 1805 auf der Berliner Bühne als Natalie in den „Korsen" mit glücklichstem Erfolge. Der Theatersekretär Johann Valentin Teichmann, ein Zeitgenosse, schreibt über sie aus jenen Tagen, die vor meinem Erinnern liegen:

„Sie sprach sehr durch den reinen Klang ihrer Stimme an und wurde bald im Spiel der sogenannten naiven, muntern und zärtlich liebenden Mädchen der Liebling des Publikums, wie in „Haß den Frauen" — „Laune des Verliebten" — „Rosen des Malesherbes" u. s. w. Als Heldin, Königin oder tragische Liebhaberin war sie weniger glücklich, wozu ihre kleine gedrängte Figur wesentlich beigetragen haben mag . . ."

Man wollte ihren tragischen Liebhaberinnen die Tiefe und Wärme des Gefühls und die hinreißende Leidenschaft absprechen. So bat Zacharias Werner 1808, als seine „Wanda" in Berlin aufgeführt werden sollte: „die Ludmilla

nicht der gefühllosen, wiewohl gut sprechenden Maas, sondern der älteren Mebus zu geben."

Dagegen entzückt sie 1811 in Goethe's „Tasso" als Prinzessin „durch ihren sinnigen zarten Vortrag und die Glockentöne ihrer Stimme" — während gleichzeitig Friederike Unzelmann-Bethmann die Leonore-Sanvitala „unübertrefflich spielt."

Der alte Musikmeister Zelter, der das Gastspiel der Maas doch einst so sehr gelobt hatte, als er die Schülerin bei ihrem Meister Goethe noch in Gnaden glaubte, ließ später keine Gelegenheit vorüber gehn, dem in Weimar in Ungnade gefallenen Liebling einige Seitenhiebe zu versetzen. So berichtet er im April 1812 an Goethe über Wilhelmine Maas als Shakespeare's Julie:

„Diese Künstlerin (wie wir so etwas hier nennen) ist noch immer, was sie war: ein gutes réservoir. Sie spricht ihre Rolle ohne Anstoß, man könnte sagen, ohne Aergerniß, und die Julie kann sich nun der Zuhörer selber machen!"

Ach! der böse Reif war ja damals schon in der Frühlingsnacht auf das zarte Blaublümelein gefallen — und es fing an zu welken — zu verdorren . . .

Eine dämonische Leidenschaft hatte das Herz — das ganze Leben der jungen Künstlerin gefangen genommen. Die sonst so beglückende Liebe wurde ihr Unglück.

In Berlin hatte sich ihr ein junger Graf Königsmarck mit den glühendsten Huldigungen genaht — ein Sproß jenes alten stolzen schwedischen Geschlechts, dem jener unglückliche Graf Philipp Christoph von Königsmarck angehörte, welcher die schöne Kurprinzessin Sophie Dorothea von Hannover liebte und an jenem späten Juliabende 1694 im kurfürstlichen Schlosse zu Hannover von dem eifersüchtigen Kurprinzen, dem späteren Könige Georg I. von Großbritannien, ermordet wurde. Die Schwester dieses unglücklichen Grafen war die

berückend schöne Gräfin Aurora von Königsmarck, die so viel Herzen in Flammen setzte und noch als Aebtissin von Quedlinburg so lustig lebte und liebte — und die so trostlos gestorben ist. Voltaire nannte sie „die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte." Karl XII. von Schweden, den nie Frauenliebe überwunden, fürchtete Aurora's bezaubernde Schönheit so sehr, daß er sie — als sie ihn 1702 im Auftrage ihres kurfürstlichen Geliebten Friedrich August von Sachsen im Kriegslager von Kurland aufsuchte, um ihn zu einem günstigen Frieden zu bewegen, lieber gar nicht vor sich ließ.

Und das heiße wilde Blut und die dämonische Schönheit und Liebenswürdigkeit jenes alten Philipp Christoph und jener Aurora von Königsmarck glühten und zündeten nach mehr als hundert Jahren in jenem Nachgebornen des stolzen Grafengeschlechts fort — zum Unglück der armen holden Künstlerin Wilhelmine Maas und — — zu seinem eigenen Unglück. Sie sollten nicht allein „der Liebe glühende Wonnen" kosten, auch „der Liebe frierendes Weh!" Ihre Liebe war ein „Glück ohne Ruh!" — und ohne Ruh' kein wahres Glück.

Graf Königsmarck war so leidenschaftlich in die reizende Schauspielerin verliebt, daß er trotz des Protestes seiner Familie ihr wiederholt seine Hand und seinen Namen anbot. Doch Wilhelmine Maas dachte edel und — stolz genug, sich in eine Familie nicht eindrängen zu wollen, welche die Künstlerin als Familienglied ablehnte. Und sie liebte den Grafen Königsmarck auch zu aufrichtig, als daß sie die Veranlassung der Entfremdung zwischen ihm und seinen Familien- und Standesgenossen sein wollte. Sie brachte ihm aus vollem liebendem Herzen das Opfer der Entsagung und wurde des Grafen Geliebte, da es doch in ihrer Hand lag, seine Gemalin zu werden.

Aber der kunstschwärmende exaltirte Graf Königsmarck begnügte sich nicht mit der Liebe der holden Künstlerin — nicht mit ihren Triumphen als jugendliche, naive Liebhaberin — — er wollte sie auch von aller Welt als erste Tragödin des Jahrhunderts bewundert sehen. Selbst ihre Erfolge als Jungfrau von Orleans — Eboli — Thekla genügten seiner ehrgeizigen Liebe nicht — — sie sollte als Phädra, Medea, Lady Macbeth, Iphigenie Triumphe feiern. Und sein krankhafter Ehrgeiz steckte sie unheilbar an. In ihrer Selbstüberschätzung verkannte sie immer mehr die Sphäre, in der ihr wahres Talent blühte, und drängte leidenschaftlich über seine Grenzen hinaus. Sie vernachlässigte ihre dankbaren Rollen und strebte nach unerreichbaren. Sie studirte mit Königsmarck die Iphigenie, die Lady Macbeth und Medea und wollte sie in Berlin spielen — und reichte trotzig ihre Kündigung ein, als Iffland ihr dies abschlug. Umsonst erhöhte nach Ifflands Tod der neue Intendant Graf Brühl 1815 ihre Gage auf 1600 Thaler — dasselbe Gehalt, für das eine Amalie Wolff Weimar und Goethe aufgab und in Berlin Engagement nahm. Umsonst versuchte Friederike Bethmann kurz vor ihrem Tode mit der verirrten Kollegin eine überaus drastische Kur, sie in die Grenzen ihres Talents zurückzuführen ... Die arme verblendete Wilhelmine Maas rannte ihrem Verderben blindlings und rettungslos entgegen ...

Direktor Heinrich Bethmann, der mich von Karlsruhe nach Berlin entführte und bei dem ich später noch oft in Magdeburg, Halle und Lauchstädt als „Fee Herausreissiana" gastirte, hat mir diese Scene mehrere Mal lebhaft geschildert.

Es war im Frühjahr 1815 und im Konversationszimmer des Berliner Schauspielhauses, wo die Kollegen sich vor einer Probe versammelt hatten. Man sprach von der Tollheit der Maas, welche die Lady Macbeth einstudire und

durchaus spielen wolle. Witz, Spott und Hohn machten sich nach Kräften über diese Selbstverblendung lustig — — als Wilhelmine Maas kühl und vornehm, wie ihre Stellung zu den Kollegen in letzter Zeit geworden war, in's Zimmer trat. Alle verstummten verlegen — nur Friederike Bethmann trat mit ihrer unwiderstehlichen Offenheit auf die Verspottete zu und sagte ganz unbefangen:

„Wenn man vom Wolf spricht, so ist er nicht weit. Gut, daß Sie kommen, liebe Kollegin, da kann ich Ihnen gleich in's Gesicht sagen, wovon hier soeben die Rede war und was mir schon lange auf dem Herzen brennt. Also, kurz und offen: Sie rennen in Ihr Verderben, Wilhelmine! Ich tadle Sie nicht wegen Ihrer Liebe zu Königsmarck — denn das würde Friederike Bethmann schlecht anstehn. Das Herz hat seine Rechte und Niemandem darüber Rechenschaft abzulegen, als sich selber. Aber Sie versündigen sich an der göttlichen Kunst — und an Ihrem schönen Talent, dessen Grenzen Sie im tollen Uebermuth — in rasender Selbstverblendung überschreiten wollen. Im heitern Genre der Kunst könnten Sie die schönsten Blumen pflücken, aber Sie zertreten sie mit Füßen und haschen nach unerreichbarem Lorbeer auf einem Gebiet, das Ihnen versagt blieb. Sie eine große Tragödin — eine Medea — Phädra — Iphigenie — Lady Macbeth . . . Unsinn! Tollheit!"

„Aber ich gefiel doch als Jungfrau von Orleans als Thekla, Eboli . . ." warf die Maas pikirt, aber mit zunehmender Verlegenheit ein.

„Liebes Kind, das beweist gar nichts. Das schwärmerische Hirtenmädchen Johanna ist keine rasende Medea — die verliebte Eboli und die sanfte Thekla sind keine Lady Macbeth, die mit Mordgedanken zu Bette geht und mit dem Giftbecher aufsteht. Und, liebe kapriziöse Kollegin, sagen Sie doch mal aufrichtig selber: sieht denn eine Phädra — eine Iphigenie

so — so aus? Mit diesem lieben hübschen kindlichen Gesicht und mit diesem zierlichen Persönchen?"

Dabei hatte Friederike Bethmann die kleine Kollegin vor den großen Stehspiegel geführt — und eine reizende Mignon mit zornblickenden Augen schaute draus hervor. Unbarmherzig fuhr die Bethmann fort:

„Seien Sie aufrichtig, Wilhelmine, — paßt dies Figürchen für den Kothurn? — dies klare, jetzt allerdings ein wenig auf mich zornige Auge zur Gluth dämonischer Leidenschaft? — diese weichen lieblichen Züge zum Ausdruck rasender Liebe und wahnsinniger Wildheit?"

„Aber ich werde Ihnen beweisen, was edle Begeisterung und ein ernstes Streben in der Kunst vermögen, wenn ich nur erst die beengenden Schranken dieser Bühne hinter mir habe, wo Kabale und Neid mich nicht aufkommen lassen wollen . . ."

„Beweisen? — Ja, so beweisen Sie das doch gleich, was Sie können!" — fiel nun auch die Bethmann gereizt ein. — „Sie haben die Lady Macbeth studirt — nun gut, so spielen Sie uns hier auf der Stelle die Nachtwandlerscene vor — — und ich werde die Erste sein, die Ihnen neidlos den Kranz reicht, wenn Sie ihn — verdienen!"

„Hier und ganz unvorbereitet? Ohne Kostüm — ohne eine würdige Umgebung — ohne den Rahmen der Bühne für das Bild, ohne Illusion des Lampenlichts und ohne ein begeistertes und begeisterndes Publikum? — unmöglich!"

„Bah! Eine echte Komödiantin bedarf solcher Aeußerlichkeiten nicht, um durch das Können ihrer Kunst zu zünden und sogar ein Publikum von Kollegen mit sich fortzureißen. Das will ich Ihnen zeigen und auf der Stelle!"

Und schon hatte Friederike Bethmann Hut und Mantel fortgeschleudert, das Haar gelöst, einen Leuchter ergriffen — — und so schreitet sie nachtwandelnd langsam heran —

mit weit offenen, leeren Augen — sie stellt den Leuchter auf den Tisch und reibt sich angstvoll die Hände — und dumpf und qualvoll drängt es tief aus der schuldigen Brust herauf:

„Da ist noch ein Fleck... Fort, verdammter Fleck! fort sag' ich! — Eins, Zwei! Nun, dann ist es Zeit, es zu thun. Die Hölle ist finster! — Pfui, mein Gemal, pfui! ein Soldat und furchtsam!... Aber wer hätte gedacht, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich hätte?... Wie, wollen diese Hände denn nie rein werden?... Noch immer riecht es hier nach Blut; alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wohlriechend machen. Oh! oh! oh!"

Ja: „Was das für ein Seufzer war! Ihr Herz ist schmerzlich beladen!"

Und es traf in's Herz. Alle Anwesende durchrieselte es eisig und sie vermochten ihrer Bewunderung für die große Künstlerin Friederike Bethmann anfangs kaum Worte zu verleihen.

Wilhelmine Maas ging schluchzend davon...

War sie beschämt — bekehrt — gerettet?

Vielleicht für den Augenblick. Aber Königsmarcks vergötternder Einfluß und ihre eigene Verblendung und Selbstüberhebung verwischten jene demüthigende, aber heilsame Scene nur zu schnell wieder. Sie bestand auf ihrer Kündigung in Berlin und spielte die ihr übertragenen Rollen mit einer verletzenden Gleichgiltigkeit und Nichtachtung. So schreibt Zelter bald nach jener Lady-Macbeth-Scene im Konversationszimmer des Berliner Schauspielhauses über eine Aufführung des „Kaufmann von Venedig", wo Ludwig Devrient den Shylok, Friederike Bethmann die Portia und Wilhelmine Maas die Jessica spielte, an Goethe:

„Jessica war wie eine Puppe angezogen; so spielte sie auch: das alte Maaß — die alte Maas!"

Und bald darauf:

„Sie hat Ton und Sprache, aber leblos und ohne Modulation; sie geht neben ihrer Rolle her, indem sie solche spricht!“

Dann am 20. Juli 1816, von Wiesbaden aus, milder:

„Mlle. Maas, die in Berlin ihren Abschied genommen hat, ist hier; ich habe ihr von Dir gesagt, was Du mir über sie nach Berlin geschrieben hast“ — („Ich war ihr sehr gewogen wegen ihrer großen Ruhe und allerliebsten klaren Rezitation . . .“) — „worüber sie sehr zufrieden war. Sie hofft in Darmstadt unterzukommen, aber sie leidet am Halse, den sie hier erst kuriren will.“

Sie ist nicht in Darmstadt „untergekommen“. Nach dem dortigen resultatlosen Gastspiel finden wir sie im September in Mannheim gastirend, ohne anfangs zu gefallen; „man findet sie zu hoch und nicht bürgerlich genug.“ Später steigt sie in „Maske für Maske“ in ihre wahre Kunstsphäre hinab, erringt Beifall und wird sogar gerufen, was damals als größte Auszeichnung gilt. Ende September schreibt Varnhagen an Rahel: „Die Maas als Prinzessin Eboli gefiel mir doch sehr! . . . Sie hat ein unglücklich gestelltes Gemüth, kalt, äußerlich, gehässig; ihr wird es sehr schwer, auf solchem Boden etwas Liebliches zu erzeugen . . .“

Von Mannheim geht sie nach Frankfurt a. M., ein „Unterkommen“ zu suchen. Sie besucht Rahel und diese meldet an Varnhagen:

„Ich werde Alles thun, was nur der Maas helfen und nützen kann und angenehm ist. Sie ist wie sonst in Geist und Sinn; aber angenehmes Profil, Stimme und Aussprache des R; ein wenig voller, ein wenig körperlich gesetzter . . . Die Kunst, höhere, wenn auch dumpfe Stimmung hat sie berührt; Goethe das Auge auf ihr gehabt: sie bedarf als Reisende und Bürgerliche Schutz und muß ihn bei den besten Landsleuten am gewissesten finden . . .“

Auch Frau von Humboldt und Dorothea Schlegel nehmen sich der fahrenden Komödiantin in Frankfurt freundlich an. Ob sie hier schließlich „untergekommen" ist? Ich weiß es nicht. Aber sicher hat dies „Unterkommen" nicht lange gedauert, denn die Verblendete ging bald mit ihrem Freunde Königsmarck nach Paris, um am Théâtre français nach den Vorbildern eines Talma, einer Duchenois und George die hohe Tragödie zu studiren, — dann nach Rom, um von der Antike Plastik und Gewandung zu erlernen . . .

Und so — als Tragödin — erschien Wilhelmine Maas im Herbst 1819 wieder in Berlin und es gelang ihr, ein Gastspiel auf Engagement zu erzielen.

Darüber schreibt Rahel am 11. November 1819 an ihre Freundin, die württembergische Hofschauspielerin Auguste Brede, nach Stuttgart:

„Vorgestern sah ich „Sappho" von Mlle. Maas . . . Wolff, Rhamnes, sehr gut, eine Mlle. Rögée Melitta, und eine Mlle. Willmann das andere Mädchen, sehr schön, letztere sogar viel Talent. Die Maas hübscher, stärker, beinahe größer. Gut angezogen, vortrefflich stummes Spiel, bessere, sprechendere Mienen; außerordentlich gesprochen, nie in's Feine geschnappt, und mehr als sechs Stellen wie eine Meisterin. Ich bin also sehr zufrieden. Die Scene gut arrangirt. Rothes Licht: Morgen; blaues: Mondschein; viel Volk; schöner Pavillon mit breitem Stufenvorplatz, seitwärts; Aphroditens Altar in der Mitte hinten; von dem lief die Maas wie eine von einem Sterblichen berührte Olympierin hervor. Das war mit das Schönste, was ich je sah. Sie wissen, sonst war ich nie verliebt in ihr Spiel; noch nicht, aber ich freue mich, lobend gerecht sein zu dürfen . . ."

In demselben Monat notirt Varnhagen in sein Tagebuch:

„Mlle. Maas sagte mir, sie habe in der Rolle der Phädra sehr den Beifall des Königs gehabt, aber der Intendant des Schauspiels (Graf Brühl) frage danach nichts; was der König wolle, was dem König gefalle, das geschehe ja in allen Dingen am wenigsten."

Genug, das so heiß ersehnte Engagement in Berlin kam nicht zu Stande. Die arme Tragödin versuchte ihr Glück weiter in — Prag. Rahel gab ihr einen Empfehlungsbrief mit an den Heldenspieler Bayer — den Vater der noch jetzt in Dresden beliebten Hofschauspielerin Bayer-Bürk — und schrieb:

„Werden Sie gütig und freundlich gegen Mlle. Maas sein? Gewiß! Bayard-Bayer. Sie verdient es, ein artiges gutes Frauenzimmer, voller Sitte, am besten Umgang unseres Landes, an der besten Behandlung gewöhnt. Sie können ihr Prag versüßen helfen, thun Sie's! . . ."

Aber auch in Prag: weder Glück — noch Stern! Sie sind gewandert hin und her . . . ruhelos — freudlos — heimatlos . . .

So kam Wilhelmine Maas mit dem Grafen Königsmarck im Herbst 1822 auch nach Karlsruhe und gastirte auf Engagement. Ich sah sie zuerst als Sappho — und blickte mit dem ganzen Publikum verwundert auf diese kleine zierliche Tragödin. Allerdings war jede Pose, jede Bewegung in der malerischen griechischen Gewandung treu der Antike nachgeahmt — aber gar zu peinlich und künstlich. Die Sprache war korrekt und melodisch, das Organ wohlklingend, wenn auch für die große Rolle nicht stark genug — — aber das Haus blieb kühl, weil diese Sappho kalt war. Es fehlte ihrer Deklamation, ihrem Spiel das Packende, Fortreißende der flammenden und zündenden Leidenschaft, die aus dem Herzen kommen muß, wenn man an sie glauben soll. Das war eine ganz geschickte, künstlerische Leistung einer denkenden

und erfahrenen Schauspielerin — aber es war keine kunstbegeisterte, liebeglühende, altgriechische Dichterin, die sich verzweifelnd in's Meer stürzt . . .

Es fehlte der göttliche tragische Funke. Und ohne Feuer keine erwärmende Flamme.

In ihrer zweiten Rolle als Octavia in der Tragödie „Kleopatra" gefiel Wilhelmine Maas noch weniger. Ihre kleine Gestalt und ihr rundes, weiches Stumpfnäschen-Gesicht machten diese edle Römerin fast unglaublich.

Schon lief ein bedenkliches Kopfschütteln über diese „berühmte" Künstlerin in Karlsruhe um, als die große Tragödin zu ihrem Glück den Kothurn abschnallte und in niedere Sphären herabstieg. Sie gab als dritte Rolle die Baronin in dem interessanten, aus dem Französischen übersetzten Konversationsstück: „Die falschen Vertraulichkeiten."

Hier war die Künstlerin in ihrem wahren künstlerischen Element — hier war sie Meisterin. Nichts Manierirtes, Gedrechseltes, künstlich Eingeübtes störte in Spiel und Haltung! Wilhelmine Maas war die graziöse, vornehme Frau von Welt, wie nur der elegante Salon sie auszubilden vermag. Sie entzückte durch feine, überraschende Nüancen und sah in dem weißen Atlaskleide nicht nur schön, sondern auch jugendlich aus.

Nicht weniger sympathisch war ihre naive, herzige Pauline im „Getheilten Herzen". Alles Anmuth, Lieblichkeit, Reiz — ein entzückendes Bild, wie eine Schäferin von Watteau. Und der weiche Silberton ihrer süßen Stimme kam von Herzen und ging zu Herzen.

So wurde denn Wilhelmine Maas in Karlsruhe engagirt. Im Januar 1823 stand im Stuttgarter Morgenblatt:

„An Mlle. Maas hat die Karlsruher Bühne einen Erwerb gemacht, um den andere Bühnen sie beneiden müssen.

Hier ist eine Künstlerin, der ihre Werke nicht blos gelingen, sondern die sie mit schöpferischem Geiste hervorbringt."

Bald darauf kam ich bei meinem zweiten Debüt als Elise Valberg in dem gleichnamigen Iffland'schen Stück zum ersten Mal in persönliche Berührung mit Wilhelmine Maas. Sie spielte die Fürstin, benahm sich aber in den Proben so exclusiv steif und kalt gegen alle Mitwirkenden und sagte mir, der jungen schüchternen Anfängerin, auch nicht ein einziges freundlich ermunterndes Wort, daß ich mir dachte: Es ist dem Fürsten wahrhaftig nicht zu verdenken, wenn er dieser alten, unliebenswürdigen Fürstin, dieser ceremoniösen, steifen Puppe, die junge, hübsche, freundliche Elise Valberg — nämlich: mich! — vorzieht. — Sehr wenig erbaut von der unfreundlichen Kollegin kehrte ich nach Hause zurück.

Natürlich hatte ich auch schon von dem seltsamen Verhältniß der Künstlerin zu dem Grafen Königsmarck gehört. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen — des gemalten Theaterhimmels. Neugierig schaute ich ihm nach, wenn er mir auf der Straße begegnete. Man nannte ihn in Karlsruhe nur „Graf Ahasver". Er war auch eine befremdliche, fast unheimliche Erscheinung in den stillen, kleinstädtischen Straßen unserer Residenz. Eine hohe, schlanke, vornüber gebeugte Gestalt mit wirrem Bart, in vernachlässigter Kleidung und plumpen Schuhen, eilte er mit großen Schritten dahin, Niemand anblickend, gewöhnlich mit den Händen in der Luft fuchtelnd und unverständlich vor sich hinmurmelnd. Auf dem Museum konnte er stundenlang stumm und regungslos dasitzen, auf das Zeitungsblatt — oder darüber hinweg in's Leere stierend, mit den großen, weit offenen Augen — bis er plötzlich aufsprang und ohne Gruß in's Freie stürmte. Er hatte noch mit Niemandem im Museum ein Wort gewechselt, auch keine Besuche gemacht. Er wohnte still und

eingezogen im Hôtel und ging nur täglich in den Visitenstunden zu seiner Freundin.

Als ich nach meinem Engagement den älteren Mitgliedern der Bühne meinen Besuch machen mußte, wollte ich durchaus nicht zu Wilhelmine Maas gehen und ich äußerte mich keck und stachlich über die eisige, verschlossene Kollegin und ihr „unmoralisches Verhältniß" zu dem Grafen Ahasver-Königsmarck . . .

Aber meine sonst so milde Mutter verwies mir mein jugendlich vorschnelles, liebloses Urtheil ungewöhnlich strenge:

„Kind, wie kannst Du nach der Oberfläche gleich so herzlos aburtheilen und ordinären Theater- und Stadtklatsch gleich gedankenlos nachschwatzen! Weißt Du denn, wie es unter dieser anscheinend eisigen Hülle im Herzen aussieht? Ich fürchte, dies Herz hat schon viel gelitten und leidet noch tief. Fräulein Maas ist nicht glücklich — weder als Künstlerin, noch in ihrer Liebe zu dem Grafen. Diese Liebe ist sicher für Beide das größte Unglück — eine taube Blüte — ohne Frucht. Beide sind wohl längst zu der trostlosen Ueberzeugung gekommen, daß in dieser verfehlten Liebe ihr ganzes Leben verfehlt ist. Und ist es nicht rührend, wie treu sie auch im Unglück zusammen halten, seit ihnen Jugend und Schönheit, Glück und Stern, goldne Illusionen von höchstem Künstlerruhm — — und in diesen Enttäuschungen auch wohl die beseligende Liebe verglüht sind? — Lina, hüte Dich, so schnell und lieblos Steine zu werfen, wie sie nur zu bequem auf der Straße liegen — — wer weiß, in welch einem gefährlichen Glashause Du noch dereinst wohnen wirst! Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet!"

Ich schämte mich meiner Liebloſigkeit und bat die Mutter um Verzeihung, gelobend, mein vorschnelles Zünglein künftig mehr im Zaum zu halten.

Dann machten wir unsern Besuch bei Wilhelmine Maas. Sie bewohnte freundliche Parterrezimmer nicht weit von Mad. Neumann.

Die Kollegin empfing uns etwas zurückhaltend förmlich, aber mit dem feinsten Anstand und der Höflichkeit der guten Gesellschaft. In dem Zimmer keine Spur von sogenannter übelberufener Komödiantenwirthschaft. Die Künstlerin sah in dem grauseidenen Ueberrock und dem duftigen weißen Morgenhäubchen wie eine vornehme, elegante Dame aus — und so sprach sie auch. Kein Theaterklatsch — kein Rollenneid — keine kleine Bosheit über Kollegen, Intendant oder Publikum schlüpfte in die Unterhaltung!

Ich nahm am Gespräch wenig Theil. Mich fesselte ganz ein großes, wunderschönes Oelgemälde, das mir gegenüber an der Wand hing.

Es war die Jungfrau von Orleans! Johanna, kaum den Kinderjahren entwachsen, lehnt als Hirtenmädchen im malerisch-ländlichen Kostüm unter einer alten Eiche, gestützt auf den langen Hirtenstab. Reiche Locken umwallen das süße, unschuldsvolle Kindergesicht — die frommen Augen schauen schwärmerisch zum Himmel empor und der liebliche Mund ist leicht geöffnet, wie zu den Worten:

„Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh' hin, Du sollst auf Erden für mich zeugen!
In rauhes Erz sollst Du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken Deine zarte Brust,
Nicht Männerliebe darf Dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust;
Nie wird der Brautkranz Deine Locken zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an Deiner Brust . . ."

Man konnte nichts Liebreizenderes, Herz erfreuenderes sehen, als diese holde Johanna. Eine keusche Frühlingsblume, kaum von der Sonne wach geküßt.

Später fand ich dasselbe Kostüm für die Jungfrau: rother Rock, schwarzsammtenes Mieder, lange, weite, weiße Aermel! — auf der Berliner Bühne wieder.

Und diese holdselige, jugendblühende Johanna saß mir jetzt gegenüber — verblaßt und vergrämt — verblüht und verbittert — aus allen ihren beseligenden Jugendträumen von Glück und Liebe, von ewigem Sonnenschein und erhebendem Künstlerruhm gerissen — eine alternde, müde — müde Komödiantin . . .

Und doch war Wilhelmine Maas noch nicht siebenunddreißig Jahre alt! Aber —

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret!

Das Herz war mir schwer und das Auge wurde mir naß. . .

Wilhelmine Maas las auf meinem Gesicht, was in meiner Seele vorging. Sie sagte mit bebender, thränenverschleierter Stimme:

„Nicht wahr, liebes Fräulein, Sie erkennen das Original zu dieser Johanna kaum wieder? Die Jahre — und des Lebens und des Herzens Stürme lassen ihre bösen, unverlöschlichen Spuren zurück . . . Dies Bild stellt die „Jungfrau" dar als einfache, schuldlose Hirtin — als gotterfüllte Seherin, nur das eine hohe Ziel vor Augen, das Gott selber ihr gestellt hat . . . Sie ist noch die reine Jungfrau . . . Ihr Auge hat Lionel noch nicht erblickt — ihr Herz ist noch nicht erlegen der irdischen Liebe — den Dämonen bethörender, zerstörender Leidenschaft . . ."

„Ja, ja — den Dämonen bethörender — zerstörender Leidenschaft!" — klang es dumpf hinter mir. — „Das war Johanna's Unglück . . . aber auch Lionel's . . ."

Ich hätte laut aufschreien mögen — doch die Stimme stockte mir in der Brust, als ich dem Grafen Ahasver in

die glühenden, unstäten Augen schaute, die das wunderschöne Bild an der Wand fast verschlangen. Und in diesen großen, blauen, noch immer dämonisch schönen Augen lag ein unsäglicher Hohn — eine qualvolle Bitterkeit . . .

Wie Faust, der von tausend Zweifeln zerrissene, gottversuchende Alchymist und Forscher des ersten Auftritts, erschien mir Graf Königsmarck in seinem langen, schlotternden, schwarzen Sammetrock, aus dem die schmalen, aristokratischen Hände so weiß und ruhelos hervorzitterten — mit dem langen, wirren Haar und Bart, umrahmend ein geisterhaft bleiches, vornehm schönes, geistig bedeutendes — aber von Leidenschaften verwüstetes, in Enttäuschungen verblaßtes, müdes — müdes Gesicht . . .

Aus der offenen Thür des Nebenzimmers war der Graf eingetreten und auf den weichen Teppichen näher gekommen, ohne daß wir es bemerkten.

Wilhelmine Maas gewann zuerst ihre Geistesgegenwart wieder und stellte den Grafen Königsmarck uns vor — aber eine Unterhaltung wollte nicht wieder in Fluß kommen. Der Graf war theilnahmlos in einen Sessel gesunken und starrte nur das schöne, sonnige Bild der Johanna an . . .

Die Mutter stand bei erster passender Gelegenheit auf und nahm den herzlich bewegtesten Abschied von der unglücklichen neuen Freundin.

Als wir zu Hause waren, sagte die Mutter weich zu mir:

„Nun, Lina, urtheilst Du noch so lieblos hart über Deine Kollegin, wie die gedankenlose, gleichgiltige Menge?"

Laut weinend warf ich mich der besten, liebevollsten Mutter an die Brust und sie drückte mich zärtlich an sich, als könnte sie mich so bewahren vor einem traurigen Loose, wie es diesem armen Blaublümelein zu Theil geworden — und vor dem vernichtenden Reif in der Frühlingsnacht . . .

Und das hat selbst die treuste, schützende Mutterliebe nicht vermocht! —

* * *

Wilhelmine Maas hatte ein herzliches Zutrauen zu meiner milden, schönen Mutter gefaßt und sie kam oft auf ein Stündchen zu uns, wenn ihr das Herz zum Springen traurig voll war. Aber nie schlüpfte auch nur die leiseste Klage gegen den Grafen Königsmarck über ihre Lippen — und auch wir lernten ihn in seiner hingebenden Treue achten — — und in seinem tiefsten Unglück bemitleiden.

Ja, wer war unglücklicher: diese Frau — oder dieser Mann, die ihre schweren, selbstgeschmiedeten Ketten — — einst beglückende Rosenbande hoffender, süßer Liebe! — — nun schon Jahre lang, nachdem ihnen die Rosen und die Liebe und die Hoffnung trostlos verblichen, dennoch mit rührender Treue und Geduld weiterschleppten und standhaft an einander fest hielten?

* * *

Als die Mutter und ich Ende Mai 1824 von Wilhelmine Maas tief bewegt Abschied nahmen, um in's neue Engagement nach Berlin zu übersiedeln, sagte sie uns mit Thränen in den Augen:

„Grüßen Sie meine lieben Berliner! Mit verzehrender Sehnsucht gedenke ich jener kunstfrohen, unschuldsvollen, goldigen Zeit, als ich dort jene — Johanna war, die Sie im Bilde kennen!" —

Bald darauf las ich mit Freuden im Stuttgarter Morgenblatt, wie eine Karlsruher Korrespondenz an Wilhelmine Maas rühmte: „das systematische, durchdachte, Spiel" in der Tragödie als Sappho und als Salmonäa in den „Maccabäern" — dann im Lustspiel ihre Malerfrau im „Bethlehemitischen Kindermord" — das gräfliche geistes-

arme Fischermädchen im „Bräutigam aus Mexiko“ und ihre Hauptmännin im „Fremden!“

Hin und wieder war bei Rahel und bei Hofrath Heun (Klauren) noch von Wilhelmine Maas die Rede — aber mit traurigem Kopfschütteln und Achselzucken . . .

Dann hörten wir, daß sie ihr Engagement in Karlsruhe verlassen — oder verloren? — habe und wieder mit dem Grafen Königsmarck heimatlos — unstät in der Welt umherirre, von Bühne zu Bühne . . .

Und dann hörte man nichts mehr von Wilhelmine Maas.

Da — ich denke, es war Anfang 1829 — ließ sich bei der Mutter und mir eine „alte Bekannte aus Karlsruhe“ melden. Es war — Wilhelmine Maas!

„Welche freudige Ueberraschung, Sie hier in Berlin zu sehn!“ rief ich fröhlich aus, die Kollegin in die Arme schließend. — „Nicht wahr, Sie gastiren hier? Wie freue ich mich, mit Ihnen mal wieder zusammen spielen zu können, wie einst in dem guten Karlsruhe. Ich denke, Sie sollen mich ein wenig loben, wie damals die Anfängerin Linchen, die so viel von Ihnen gelernt hat. Ich bin hier fleißig gewesen und fortgeschritten. Wann treten Sie auf?“

So plauderte ich harmlos fort, ohne anfangs zu bemerken, wie bleich und kummervoll unser Besuch drein schaute. Wie verblüht! Wie gebrochen!

Dann stutzte ich plötzlich — und hielt verlegen inne. Aber Wilhelmine Maas errieth meine Gedanken und sagte mit wehmüthigem Lächeln:

„Sie haben Recht, liebes Fräulein! „Ich bin nur noch der Schatten der Marie!“ — und: „Vorbei! vorbei sind unsre Spiele!“ Ich bin nach Berlin gekommen, um auf den Rath meines alten Gönners, des Hofrath Heun, in meiner Vaterstadt ein Engagement zu suchen — ich fühl's, das letzte auf Erden. Aber umsonst waren meine Bitten! Umsonst

erbot ich mich, für die kleinste Gage die bescheidensten Rollen zu übernehmen — ja, sogar komische Alte zu spielen! Ich wäre so gern in meinem lieben Berlin gestorben und begraben, wo einst „die Wiege meines Ruhmes“ stand. Man ließ mich mit höflichen Redensarten weiter gehn ... Und es ist gewiß auch so am Besten! Ich — mit dem todtwunden Herzen „komische Alte“ spielend! Der Gedanke allein könnte Einen wahnsinnig machen ...“

„Und Ihr Freund? — Sie stehen jetzt ganz allein im Leben da?“ — warf die Mutter zagend ein.

„Ganz allein! Graf Königsmarck hat sich mit seiner Familie ausgesöhnt. Ich selber habe ihm den Rath gegeben, sich von mir zu trennen und sich seinen Verwandten wieder zu nähern — — seit ich fühlte, daß seine Liebe zu mir — von keinen Erfolgen meiner Kunst mehr genährt — für immer erloschen ... Ruhelos und unstät irrt er allein weiter durch die Welt ... Jetzt ist er in Paris ...“

„Aber Sie, arme theure Freundin — und Ihre Liebe, so treu, so wahr und aufopferungsfähig ...“

„Diese Liebe des Herzens wird Gott mir verzeihen, denn sie war rein und selbstlos! Aber mein unersättlicher Ehrgeiz — meine Ruhmsucht — die frevelhafte Selbstüberschätzung meiner Fähigkeiten in der Kunst — — die sind mir zum Fluch geworden, der mich bis an mein einsam Grab begleiten wird ...“

„Und jetzt — wohin werden Sie sich wenden? Bitten Sie doch direkt den König um ein Engagement. Er war Ihnen früher gewogen und er hat ein gutes menschenfreundliches Herz. Ich werde sogleich zu dem Geheimkämmerier Timm eilen und ihn um seine Fürsprache für Sie bitten ...“ rief ich tief ergriffen aus.

„Ich danke Ihnen, liebes Fräulein — aber Wilhelmine Maas drängt sich keiner Bühne auf! Ich weiß zu entbehren

und still zu leiden und — — zu sterben! Ich gedenke mich in Frankfurt am Main oder in Mainz niederzulassen und Deklamationsstunden zu geben — bis auch meine Stunde schlägt. Ich fühle, sie ist nicht mehr fern . . ."

Auf einen Augenblick war der alte Stolz wieder hervorgeblitzt und sie hatte sich in alter Vornehmheit straff aufgerichtet . . . Aber gleich darauf ließ das arme wunde Vöglein die gebrochenen Flügel wieder traurig hängen . . .

Noch ein freundlich Trosteswort wollte die Mutter versuchen, aber unser Gast schüttelte traurig den Kopf:

„Des Glücks herzerwärmende Sonne ist mir untergegangen. Ich weiß selber am besten, für immer! Immer dunkler seh' ich die kalte Nacht heraufsteigen — ohne Stern — ohne Hoffnung! Und wer nicht mehr hofft, lebt nur noch aus Gewohnheit — ohne blütentreibende Lust — ohne siegesmuthigen Kampf! Ohne Freude und Ehrgeiz gibt es keinen wahren Künstler . . . Verfehlte Liebe — verfehltes Leben!" . . .

Tief erschüttert nahmen wir von einander Abschied! Wußten wir doch Alle: es sei ein Lebewohl für's Leben und — Sterben!

Weinend schauten die Mutter und ich, uns schmerzlich umschlungen haltend, aus dem Fenster der Unglücklichen nach, wie sie in anscheinend ungebrochener Vornehmheit und glücklicher Sicherheit über den Gensdarmenmarkt dahin schritt — — den Tod im Herzen!

* * *

Wie lange Wilhelmine Maas auf Erden noch gelebt und gelitten hat, habe ich nie erfahren können. Aber sie hat noch mit Schmerzen erlebt, daß ihr unglücklicher Ahasver — Graf Königsmarck — in Paris ermordet wurde . . .

Sie hat noch erlebt, daß die Familie Königsmarck sich der armen Komödiantin mit Achtung und zarter Dankbarkeit

nahte, weil sie den edlen Stolz hatte, sich nicht verwirrend und verfeindend in diese vornehme Familie einzudrängen. Des ermordeten Grafen Neffe und Erbe führte ihr auf der Hochzeitsreise seine junge Gemalin zu und bat sie, von ihm ein Jahrgehalt bis an ihren Tod anzunehmen.

Aber wie Wilhelmine Maas einst im Stolz edler Weiblichkeit es verweigert hatte, sich von ihrem geliebten Grafen Königsmarck unterstützen zu lassen — — so lehnte sie auch entschieden die Pension von der Familie ab.

Jenes wunderliebliche Bild, das Wilhelmine Maas im Glanz der Jugend und Schönheit, im Glück erster Liebe und edler Kunst als Jungfrau von Orleans darstellt, wird noch heut in der gräflichen Familie Königsmarck in hohen Ehren gehalten — als ein theures Andenken, an das sich wehmüthige Erinnerungen knüpfen . . .

Wilhelmine Maas ist „wie man sagt, in den dreißiger Jahren gestorben!"

Der traurigste Nachruf für ein groß angelegtes edles Künstlerleben!

Und doch hat es in meinem „glänzenden" Leben Stunden gegeben — dunkle, qualvolle Stunden voll Selbstanklage und Verzweiflung, in denen ich Wilhelmine Maas um ihr einsam Sterben in Verschollenheit und um ihr frühes vergessenes Grab beneidet habe!

Auch heute will mir das alte traurige Lied nicht aus dem Sinn und Gehör:

„Es hatt' ein Knab' ein Mägdlein lieb,
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt's nicht Vater noch Mutter.
Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück, noch Stern,
Sie sind verdorben — gestorben!

Ja, auch mein Leben — mein Loos!

* * *

Und so ging's denn im Mai 1824 von Karlsruhe nach Berlin — in's neue glänzende Künstler-Engagement — in's neue lockende — brausende — verschlingende Leben hinein . . .

Aber wo war die kindliche Unschuld der armen jungen, von Gott so rein und so reich geschmückten Lina geblieben?

War ich auch noch keine gefallene Eva, für immer aus dem Paradies getrieben von dem Engel mit dem feurigen Schwert — so hatte ich in diesen 17 Monaten auf der schiefen Ebene des Theaterlebens doch schon bedenklich mit den verbotenen Früchten am Baume der Erkenntniß gespielt . . .

Eine schwache Stunde — — und draußen steht ein armes unseliges Menschenkind, weinend um das verlorene Paradies . . .

III.

Schlangenringe.

Die Schlange und der Apfelbiß,
Die haben es verschuldet,
Daß uns der Herr im Paradies
Nicht länger hat geduldet.

Altes Lied.

Ja, ja, die Welt dreht ſich um ihre Axe,
Die Menſchheit dreht ſich mit ihr, Kind und Kegel
Lebt, liebt und ſtirbt und zahlt Abgab' und Taxe,
Und wie der Wind ſich dreht, drehn wir das Segel.

Byron: Don Juan.

1. Neues Leben.

Es breitet sich lustig und glänzend aus
Das zusammengefaltete Leben.

Schiller.

Das neue bunte Leben des alten Berlin berauschte mich förmlich, in das die Mutter und ich am Abend des 26. Mai 1824 zum ersten Mal hineinfuhren, — die Herzen nicht ohne Zagen und Bangen, und doch voll froher Hoffnungen! Es war ein neues Leben heiterer Künste und anmuthender Geselligkeit, wie wir es in dem stillen kleinstädtischen Karlsruhe nicht geahnt hatten.

Und doch war das Berlin anno 1824 ein ganz, ganz anderes, als das heutige Berlin. Es hatte nur 193,000 Einwohner, keine Eisenbahnen, kein Gas, kein Parlament und kein öffentliches politisches Leben.

Die beiden einzigen politischen Zeitungen, die Vossische und die Spenersche, erschienen erst seit einem Jahre täglich, in strammer monarchisch-patriotischer Haltung und unter so strenger Censur, daß sie über Politik und öffentliches Leben nie eine eigene freie Meinung haben durften, wenn die von der Meinung des Hofes oder der Minister abwich.

Für die Briefe in's Ausland mußte man oft acht Tage auf den richtigen „Posttag" warten, und dann kostete ein solcher Brief wohl das Zehnfache von dem heutigen Porto.

Berlin hatte nur die beiden königlichen Bühnen für Schauspiel und Oper. Ein drittes, das Königstädter Theater, war soeben im Entstehen — und ganz Berlin nahm den aufgeregtesten Antheil an diesem weltbewegenden Ereigniß.

Das ganze Interesse der Stadt drehte sich um den königlichen Hof — um das Theater — um einige Bücher und um die kleinen Tagesereignisse. Vive l'amour! et vive la bagatelle! — wie Yorick's Korporal schreibt, — war die Devise des alten Berlin.

Als damals durch die Seehandlung die ersten kleinen chinesischen Artikel nach Berlin kamen, lief die ganze Stadt — der Hof voran — hin, diese Wunderwerke zu schauen.

Nicht weniger wurde die erste große Spiegelscheibe angestaunt und besprochen, welche der Kaiser Nikolaus seinem königlichen Schwiegervater für sein „Palais" geschenkt hatte.

Welche Sensation erregte der Seiltänzer Kolter, der im September 1824 mit seiner Schwägerin, als Pilger und Pilgerin kostümirt, auf dem hohen Thurmseil in eine zierliche Klausnerei wallfahrtete — unter grenzenlosem Jubel der dichtgedrängten Zuschauer. Gradezu phrenetisch wurde der Beifall, als sie wieder aus der Klausnerei hervortraten: er in glänzender Ritterrüstung, sie in flimmernder Flitterpracht! — und so auf dem Seil zurück balancirten.

Nicht weniger setzte im nächsten Frühjahr der Schnellläufer Göhrig — der erste, den Berlin sah — die ganze Residenz in staunende Bewegung, als er auf der Potsdamer Chaussee von Schöneberg bis Stimming fünf Meilen hin und zurück in 142 Minuten lief.

Wie stolz war Berlin, als bald darauf ein echter Berliner Junge, noch obenein angethan mit einer blechernen Ritterrüstung, dem berühmten Schnellläufer dies Kunststück nachmachte.

Die kindlich-harmlosesten Scherze — die man heute „Kalauer" nennt — gingen von Mund zu Mund und konnten die Weißbierstuben und Conditoreien und abendlichen Theegesellschaften der guten friedlichen Stadt Berlin wohl acht Tage lang auf das angenehmste und heiterste unterhalten.

So z. B. die geistreiche Frage:

„Was für ein Unterschied ist zwischen dem Könige von Preußen und dem Elephanten auf der Pfaueninsel?"

Dazu die nicht weniger geistreiche Antwort:

„Der Elephant hat nur einen — der König von Preußen aber zwei Rüssel!" — So hießen nämlich zwei Generale.

Oder:

„Wer sollte eigentlich die wärmsten Füße haben?"

„Der König von Frankreich, denn er hat 600,000 Pariser zu seiner Verfügung!"

Und wie sehr war dies gute harmlose Berlin mit sich und seiner Schönheit und Großartigkeit und allen seinen Herrlichkeiten zufrieden! So schrieb Chamisso am 25. Juni 1825 an seinen Freund de la Foye:

„Solltest Du einmal unsere Stadt wiedersehen, so würdest Du sie nicht wiedererkennen. Es wächst kein Gras mehr in den Straßen! Der Fluß hat durch dieselbe einen neuen Lauf genommen, eine Unzahl von Brücken, steinerne, eiserne, hölzerne, sind überall entstanden, etliche von einer ausnehmenden Pracht. Vier neue Standbilder, worunter ein ehernes, Thore, Straßen, — die Stadt wächst aus sich selbst heraus. Die Sandwüste, aus deren Mitte das Hochgericht weither gesehen sich erhob, ist jetzt ein Stadtviertel, der Galgen ist ganz verbaut. . . . An dem Kleide wird fortwährend gestickt — aber das Hemd, das verschlissene Hemd! Daran ist nur verdrießlich zu denken, wenn an dessen Statt die alte Haut an vielen Orten herausguckt. . . ."

Am meisten entzückte mich doch der holde Theaterwahnsinn der Berliner, von dem Christian Josias von Bunsen 1827 sehr ernsthaft schreibt:

„Es ist entsetzlich zu sehen, wie sich mit Ausnahme Weniger, die ganze Bildung Berlin's um das Theater dreht!"

Diese süße Theaterraserei, über die Saphir, der damalige Postillon der „Schnellpost“, so lustig witzelt:

„Als ich zum ersten Mal nach Berlin kam, war das „Theater“ mehr als je das einzige Magen- und Kräutersäckchen der ganzen Berliner Konversationswelt. Weder Cholera noch Politik, weder Frauen- noch Tabackrauchen-Emanzipation, weder junges Deutschland, noch alter Mystizismus hatte die geselligen Elemente angefressen und zersetzt; es war Alles ein einziges Athemholen in dem unbegrenzten Element: Theater! Nie, nirgend und auf keine Weise war je die Theaterwuth so ausschließlich das Lebensprinzip, die Daseinsbedingung, der Brustkern der Existenz und der Pulsschlag aller Geselligkeit, als dazumal in Berlin! Hegel, Neander und Ancelot verklangen in dem Namen Sontag; Literatur, Kunst und Wissenschaft zerstoben in den Namen Stich, Devrient; und Gewerbe-Industrie- und Erfindungsgeist flüchteten vor dem Namen: Dlle. Karoline Bauer. Diese Letztere betrat dazumal grade die theatralische Laufbahn auf dem Königstädter Theater und bildete neben der gefeierten Sontag den zweiten Stern der Dilettanti, der feurigen und der sogenannten, dazumal weitverzweigten Theater-Alte-Garde.

Von den Zelten Charlottenburgs bis zu Stralow's Krebsenfluren, von den Rüben Teltow's bis zum Königsberger Klops zog sich nur ein Schall durch die ganze Menschheit! Theater! Theater! Theater! . . .“

Ja, mit diesem phrenetischen — berauschenden Theater-Enthusiasmus nahm die preußische Königstadt die siebenzehnjährige Debütantin aus Karlsruhe gleich bei ihrem ersten Auftreten am Eröffnungsabend des Königstädter Theaters (4. August 1824) auf. Ich sprach den Prolog und wurde mit Beifall überschüttet und stürmisch hervorgerufen . . . Damals noch eine seltene Auszeichnung.

Der von Goethe gewürdigte Kritiker der „Spenerschen Zeitung," Hofrath Schulz, stadtbekannt unter den Spitznamen: Theater- oder Spuckschulz, schrieb über mich:

„Wenn schon das Erscheinen dieser hoffnungsvollen jungen Künstlerin, der Liebreiz, der jede ihrer Bewegungen überstrahlte, ihre schöne jugendliche Gestalt und ihr seelenvolles Gesicht einen Jeden einnahm, so gewann ihr die Rede Aller Herzen. Der Ausdruck war hinreißend, jedes Wort kam aus der Seele und jede Modulation ihres wohltönenden zarten Organs traf die Seele . . ."

Dazu die herzlichsten Glückwünsche und Huldigungen von allen Seiten . . . Wer möchte es der jungen leichtherzigen Schauspielerin verargen, daß sie glückberauscht und hoffnungsfröhlich in das neue sonnige Berliner Leben schaute? — daß sie träumte von ewigem Glück und Sonnenschein und Künstlerruhm?

Es ist ja des jungen Herzens unschuldvollstes Vorrecht: zu träumen und zu hoffen!

Und von Woche zu Woche, von Rolle zu Rolle eroberte ich mir auf der Bühne und im geselligen Leben mehr Freunde und Herzen. Es waren schöne blütenreiche Tage.

Da fiel der erste Schatten in meinen jungen Sonnenschein. Ende September kam die routinirte Schauspielerin Karoline Müller von Graz nach Berlin, am Königstädter Theater zu gastiren, — und mit ihr die Kabale. Ihr zu Gefallen studirte ich in drei Tagen die große schwere Partie der Minna von Barnhelm ein, weil sie als Franziska auftreten wollte, — und sie hetzte die Theaterdirektion gegen mich auf und beschuldigte mich der — Kabale, weil sie weniger laut gerufen sei, als ich.

Ludwig Robert, der geistreiche Bruder von Rahel Varnhagen, schreibt über die Aufführung und dies Intermezzo, das bald für Berlin zur Haupt- und Staats-Aktion

werden sollte, am 28. September an's Stuttgarter „Morgenblatt“:

... „Mlle. Bauer als Minna spielte mit einer hinreißenden Lebendigkeit, die nur aus echter Liebe zur Kunst hervorquillt; setzt man nun noch hinzu, daß ihre Schönheit Alles, was ihr nahe kam, überglänzte, so ist das hinlänglich genug für eine junge Schauspielerin, die sich in der ersten Epoche ihrer künstlerischen Ausbildung befindet. Mlle. Müller, die in der Rolle der Franziska debütirte, ist recht hübsch, im Zimmer vielleicht schön, allein sie hat nicht jenen Schmelz, nicht das Feuer, und obgleich schön gewachsen und nicht klein, dennoch nicht jene Gestalt, die von der Bühne aus mächtig wirken. Ihre Stimme ist durchaus nicht störend, aber nicht so klangreich, wie die der Mlle. Bauer ... Herr Nagel führte am Schlusse beide Damen vor; ob Beide gerufen wurden, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen ...“

Dieser Stich reizte die Rivalin nur immer mehr und sie setzte alle Hebel der unsterblichen Theater-Intrigue gegen mich in Bewegung. Es kam zu ernsten Zerwürfnissen zwischen mir und Karoline Müller — und so kündigte ich kurz entschlossen der Direktion des Königstädter Theaters, da mir inzwischen die lockendsten Anerbietungen von der königlichen Bühne gemacht waren.

Ganz Berlin gerieth darüber in Aufregung und beschäftigte sich lebhaft — ja leidenschaftlich mit der brennendsten Tagesfrage: Wird es dem General-Intendanten Grafen Brühl gelingen, Mlle. Karoline Bauer auf die königliche Bühne zu entführen — oder werden Direktion und Aktionäre des Königstädter Theaters die blonde Künstlerin an ihre Bretter zu fesseln wissen? Die Zeitungen, alle Salons, Kaffee's und Bierstuben besprachen sehr ernsthaft und wichtig dies „Ereigniß“, als handelte es sich um das Gehen oder Bleiben des gesammten Ministeriums. Ludwig Robert widmete

der großen Frage sogar mehrere Spalten im fernen Stuttgarter Morgenblatt, in seiner Korrespondenz vom 18. Oktober 1824:

„Königstädter Theater. Wir müssen dieser Bühne — die Noth that! — zu ihren fortschreitenden Gedeihen Glück wünschen und wir können dies im Namen Vieler, Vieler thun, da der gerechte und lebendige Antheil, den diese Kunstanstalt erweckt, täglich allgemeiner wird. So hat die Nachricht, die sich heute in der Stadt verbreitet, überall die lebhafteste Freude erregt; man will nämlich die angenehme Gewißheit haben, daß Mlle. Bauer bei dem Königstädter Theater bleiben wird. Sie ist den Berlinern während der kurzen Zeit ihres hiesigen Aufenthalts nicht nur ob ihrer Schönheit und dem Wohllaut ihres Sprachorgans, sondern mehr noch wegen ihrer sonstigen vorzüglichen Anlagen zur dramatischen Kunst und wegen des Fleißes, mit welchem sie solche auszubilden strebt, sehr lieb geworden. — Seit der Zeit, als Mlle. Düring (jetzige Mad. Stich) zuerst die Bretter betrat, sahen wir hier keine junge Schauspielerin, die zu größeren Erwartungen berechtigt hätte, als Mlle. Bauer. Und sollen wir die ersten Eindrücke dieser beiden Erscheinungen, besonders was das Aeußere betrifft, gegen einander stellen, so müssen wir von Mlle. Düring sagen: daß sie eine Gestalt und eine Haltung auf die Bühne brachte, die eigens für die Tragödie geschaffen und bestimmt schien. So wie ein hochemporgeschossener Halm, den das Gewicht der eigenen Schwere überschweben läßt, so neigte sich der schöngeformte Kopf und Hals über die hohe jugendliche Gestalt. Es beugt der Schmerz so grazienhaft nur großartige, wir möchten sagen: olympische Gestalten, und ein so schön und frühgebeugtes Haupt läßt schon das spätere Schicksal Phädra's und Iphigenias ahnen. Dabei die dunkle Glut des Feuerauges, der helle Perlenschmuck des Mundes und die Vollgewalt der Stimme — wahrlich, man kann von der Natur nicht reicher ausgestattet

sein zum Dienste Melpomene's. — Das städtische Theater besitzt nun an Mlle. Bauer ein eben so köstlich ausgestattetes Talent; nur daß dieses uns an der Hand Thalia's erscheint. Ein Schwarm von Amoretten umflattert das goldgelockte Köpfchen und verscheucht den tragischen Ernst von der ebenfalls bedeutenden Gestalt. Aus dem lieblich blauen Auge spricht Lust und Scherz, wohl gar etwas Schalkheit; der Schmelz des blendend weißen Teint gibt dem schönen Angesicht einen strahlenden Glanz und in des Mundes Lächeln, das uns den Reiz der schönst geformten Zähne blicken läßt, erkennen wir die Tochter Thalia's. Dies sind wohl deutliche Winke der Natur für Beruf und Fach, doch wie im Leben selbst, so werden sie auch auf der Bühne selten beachtet. Der Geist will sich nicht in Fesseln schlagen lassen und hätte darin recht, wenn er nur nicht der Einbildung erlaubte, über eine vernünftige Beschränkung hinaus maßlos zu sein. Doch sind wir weit entfernt, Mlle. Bauer ausschließlich auf das Lustspiel beschränken zu wollen — (obgleich dies ihr von der Natur angewiesenes Fach ist und obgleich sie neuerlich im „Schwaben in Berlin" am meisten ergötzlich, am meisten Meisterin war!) — denn es gibt ernstere Gattungen, die an die Tragödie nur grenzen, und unsere junge Künstlerin hat sich bereits als Hauptperson in der „Waise von Genf" und in der „Diebischen Elster" und im „Turnier von Kronstein" mit Glück versucht; ja, sie entwickelte in der letzteren Rolle ein sehr mannigfaltiges Kunstvermögen. Demnach sind wir um so unbesorgter, sie in allen möglichen und unmöglichen Fächern sich versuchen zu sehen, als glücklicher Weise bei dem städtischen Theater ihr aufkeimendes Talent nicht zu befürchten hat, in der Sturmnacht einer antiken Tragödie entblättert zu werden oder wohl gar in dem langweiligen Schicksalssumpfe der altmodernsten Trauerpossen unter Jamben und Trochäen und Reimen und Assonanzen langsam zu ver-

gehen ... Ihr auch also ist Glück zu wünschen, daß sie das städtische Theater nicht verläßt, wo sie sich zu einem bestimmten Fache auszubilden vermag und unter verständiger Leitung (?) und bei fortgesetzter Liebe zur Kunst gewiß die Erwartungen rechtfertigen, ja übertreffen wird, die man so allgemein von ihr hegt ..."

Zu spät! Noch ehe diese freundlichen Wünsche und wohlwollenden Rathschläge mir zu Gesicht kamen — ja, noch ehe sie gedruckt waren, hatte sich mein Schicksal entschieden. Der Geh. Rath von Gräfe, der berühmte Operateur und Augenarzt, der leidenschaftliche Theaterenthusiast und Freund des Grafen Brühl, kam in dessen Auftrage zu uns, vertraulich mir ein Engagement mit 1000 Thaler Gehalt bei der königlichen Bühne anbietend! Mit Freuden schlug ich ein — und unterschrieb auch den Kontrakt, obgleich die Königstädter Direktion mich durch Verdoppelung meiner bisherigen Gage, also Erhöhung von 800 auf 1600 Thaler, zu fesseln suchte.

Ganz Berlin gerieth auf's Neue über dies „Ereigniß" in wogende Erregung und die sechs großen Banquiers, die an der Spitze des Aktien-Theaters standen, versäumten am Tage meiner definitiven Kündigung sogar die Börse. Unerhört!

Aber auch ich sollte der bretternen Welt, die mir bis jetzt so viel freundliche Rosen gebracht hatte, böse Dornen mehr und mehr empfinden lernen. Die Direktion des Königstädter Theaters forderte mir sämmtliche Rollen ab und verweigerte mir fortan jedes Auftreten auf ihrer Bühne — um mich so dem Publikum zu entfremden. Aber auch die königliche Bühne durfte ich vor Ablauf meines Kontrakts, am 15. Dezember, nicht betreten. So war die Schauspielerin auf zwei Monate — unschädlich gemacht!

Meinem Bruder Louis schrieb ich damals:

„Nun folgten schreckliche Tage ... Die Mutter wird sicher noch krank und ich habe verweinte Augen. Plötzlich

bin ich berühmt geworden — aber es freut mich nicht. Ich bin tief betrübt ... Ich hätte doch nie gedacht, daß die weltbedeutenden Bretter so rothglühend und furchtbar heiß werden könnten ... "

Ueber meine Rollen und Erfolge und über meine Kollegen am Königstädter und am königlichen Theater habe ich in meinem „Bühnenleben" seiner Zeit ausführlicher gesprochen. Ich muß den theilnehmenden Leser auf dies Buch zurückweisen. Hier darf ich nur wiederholen, wie sehr es mich beglückte, mit so großen Künstlern jener fernen hohen Kunstzeit wirken zu dürfen.

Auf dem Königstädter Theater mit Joseph Spitzeder, Schmelka, Angeli, Nagel, Ludwig, Meyer, Piehl, Röfike — und den Kolleginnen Herold, Sutorius, Weidner, Käthchen Eunicke und Henriette Spitzeder ...

Auf der königlichen Bühne mit Ludwig Devrient, Pius Alexander und Amalie Wolff, Krüger, Beschort, Mattausch, Gern Vater und Sohn, Lemm, Unzelmann, Rebenstein, Wauer, Blume, Weiß, Stawinsky, Krüsemann, Franz, Rüthling, Bader, Stümer, Eduard Devrient, Louis Schneider — mit Auguste Stich, Luise Fleck-Schröck, Mutter und Tochter Eunicke, Mutter Krickeberg, Wilhelmine Unzelmann, Henriette Sebastiani, Wilhelmine Dötsch, Luise von Holtei, Anna Milder-Hauptmann, Karoline Seidler-Wranitzky, Josephine Schulze-Killitschgy, Pauline von Schätzell ...

Welche unvergeßlichen Namen in der deutschen Theater-Geschichte! Fast jeder Name ein leuchtender Stern am Himmel der Kunst!

Dazu jene berühmten Künstler, die damals als Gäste nach Berlin kamen! Ja, es war eine berauschende Zeit für das kunstenthusiastische Herz der jungen Lina.

2. Des Herzens Dämonen.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebesluſt
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
Goethe: Fauſt.

Wer von uns könnte die Hand auf's Herz legen und ſagen: hier in meiner Bruſt wohnt nur die eine — die reine hehre Seele?

Niemand! — deſſen Herz noch von jugendheißem Blut durchſtrömt iſt. Denn in dieſem heißen Blute niſten die wilden Leidenſchaften — des Herzen böſe Dämonen. Wohl uns, wenn das Herz ſtark genug iſt, ſeinen dämoniſchen Leidenſchaften nicht zu unterliegen — für immer!

Der Kampf dieſer beiden Seelen in unſerer Bruſt iſt — das Menſchenleben!

Und doch, wie kommt's, daß ich bei jenen Worten Fauſt-Goethe's — der die beiden Seelen aus ſeiner eigenen Bruſt kannte — ſtets zuerſt an zwei geniale Kolleginnen denken muß, deren Wege oft den meinen begegneten?

Darauf möge ihr Leben, in das ich tiefe Blicke thun durfte, Antwort geben. Es iſt reich an verſchollenen Herzensgeſchichten.

Ihre Namen ſind Sophie und Wilhelmine Schröder — Mutter und Tochter.

Sophie Schröder, die größte Tragödin unſeres Jahrhunderts, hatte ſchon als Gaſt der Karlsruher Bühne —

als Lady Macbeth mein ahnendes, sehnendes Kinderherz mit höchstem Entzücken — und tiefstem Grauen erfüllt. Die Nachtwandlerscene — und alle Qual und alle dämonische Leidenschaft, die sie in jene berühmten drei Seufzer und in das eine Wort „Blut" zu legen wußte, machten mich noch oft angstvoll aus dem Schlafe auffahren — — und noch heute höre ich jenen unbeschreiblichen Ton „oh! — oh! — oh! — Blut!" in mir nachklingen — und ich sehe im Geiste vor mir die nicht große, gedrungene Frau von 40 Jahren im wallenden weißen Nachtgewande, das unschöne, fast männliche Gesicht von aufgelösten dunklen Haaren umflattert — das große Auge so unheimlich starr — in der Hand ein flackerndes Licht ... das angstvolle Reiben der gespenstisch weißen Hände, das Mörderblut zu vertilgen ...

Und nun im August 1826 kam Sophie Schröder mit ihrem jungen Gatten Wilhelm Kunst zum Gastspiel nach Berlin. Mit welcher Spannung sah ich ihrem Auftreten entgegen! Durfte ich doch jetzt die große Künstlerin nicht nur wieder neidlos bewundern — ich sollte auch als strebende Kunstgenossin mit ihr wirken und von ihr lernen.

Sophie Schröder war seit 1815 am Wiener Burgtheater engagirt und ihr Ruf als tragische Heldin und Heldenmutter längst ein europäischer. Sie trat in Berlin zuerst als Sappho in Grillparzer's Trauerspiel auf. Ich war in dem Stück nicht beschäftigt und erwartete im Parket des dichtgefüllten Opernhauses in glühender Erregung das Erscheinen der berühmten Kollegin. Ich werde nie den überwältigenden Eindruck vergessen, als Sappho, im weißen Gewande mit Purpurmantel und Lorbeerkranz, auf goldenem Triumphwagen, unter dem nicht enden wollenden Jubel des ganzen großen Hauses — imposant, majestätisch wie eine Königin des idealen klassischen Griechenthums — edel, berauschend, anbetungswürdig, wie ein hohes reines Weib und eine gott-

begnadete, begeisterte Dichterin, auf der prächtigen Scene erschien ... Wie Sonnen leuchteten Sappho's wunderbare große Augen im Kreise umher und von ihren Lippen klang es wie Musik:

„Dank, Freunde! Landsgenossen, Dank!
Um Euretwillen freut mich dieser Kranz,
Der nur den Bürger ziert, den Dichter drückt,
In Eurer Mitte nenn ich ihn erst mein! .."

— Dann schwoll ihre herrliche sonore, so überaus modulationsfähige Stimme, wie ich keine zweite gehört habe, gleich Orgelton an, bis sie in voller, seltener Kraft und Klangfülle das ganze große Haus durchrauschte.... Und wie erschütternd — überwältigend klang dann ihr Schmerzensgrollen, als Phaon ihre Liebe zurückstößt und verräth! Welch' eine Welt der Liebe und des Schmerzes wußte sie in das eine Wort „Phaon!" zu legen, als sie den Geliebten mit Melitta überrascht! — Und welche todesmuthige Begeisterung — doch von tiefer Wehmuth umflossen — durchklang ihre Scheideworte, ehe sie sich in's Meer stürzt — sich opfernd für Phaons und Melitta's Liebe:

„Die Flamme lodert und die Sonne steigt,
Ich fühl's, ich bin erhört! Habt Dank! Ihr Götter!...
Den Menschen Liebe und den Göttern Ehrfurcht!
Genießet, was Euch blüht und denket mein!
So zahle ich die letzte Schuld des Lebens,
Ihr Götter segnet sie und nehmt mich auf!"

Wer da nicht sein Herz in allen Fibern erbeben fühlte — der hatte eben kein Herz!

Ja, ihr Vortrag war ihre Hauptstärke; sie hatte aus der edlen Redekunst ihr ganzes Bühnenleben lang ein ernstes, unermüdliches Studium gemacht und es hierin zu einer Meisterschaft gebracht, wovon unsere heutige Theaterwelt keine Ahnung mehr hat. Sie stammte aus der alten klassischen, ernsthaften Schule von Friedrich Ludwig Schröder in Hamburg

und hat diese nie verleugnet. Jedes Wort, jede Betonung war bei ihr überlegt, erprobt und — vollberechtigt. Und daß doch das Ganze in reinster Harmonie dahinquoll und der Hörer von Absichtlichkeit und langem, mühsamen Studium nichts merkte, — — das war eben die nie übertroffene Kunst von Sophie Schröder. Mit diesem wunderbaren Vortrage gingen ihre seelenvolle Mimik und klassische Plastik Hand in Hand.

Es wird erzählt, wie es dem größten Menschendarsteller seiner Zeit, Friedrich Ludwig Schröder gelang, das wunderbare, noch schlummernde tragische Talent seiner jungen Namens- und Kunstschwester, zu wecken und auf die rechte Bahn zu leiten.

Bald nachdem Schröder der Hamburger Theaterleitung im Jahre 1801 grollend den Rücken gewendet hatte, betrat ein munteres junges Frauchen von zwanzig Jahren, die geschiedene Madame Sophie Stolmers, geborene Bürger, ein Komödiantenkind, als Kathinka im „Mädchen von Marienburg", — dann singend und tanzend als Hulda im „Donauweibchen", als naive Margarethe in den „Hageſtolzen" und als stummer Julius im „Abbé de l'Epée" die Hamburger Bühne. Sie heirathete 1804 den schönen und braven Schauspieler und Sänger Friedrich Schröder, der besonders als Don Juan glänzte.

Friedrich Ludwig Schröder konnte es auf die Dauer in seinem ländlichen Stillleben zu Rellingen doch nicht aushalten und er wendete sein Interesse wieder der Hamburger Bühne zu — und dem Talent der Sophie Schröder. So schreibt er am 1. Dezember 1808: „Aline, Königin von Golconda, ist das prachtvollste Singspiel, das ich auf dieser Bühne gesehen habe ... Madame Schröder könnte besser singen; doch bin ich froh, daß diese Rolle keiner eigentlichen Sängerin in die Hände fiel ..." Später: „Das Strudel-

köpfchen wird durch Madame Schröder sehr gehoben". — „Die Eboli der Madame Schröder ist ganz vortrefflich; nur bin ich in einer Stelle des Monologs nicht mit ihr einig, wo sie die Nebenbuhlerin erräth . . ."

Vielleicht war es diese Stelle, die den Meister nach der Vorstellung auf die Bühne und zu der Frage trieb:

„Liebe Schröder, recht brav gespielt, — aber was haben Sie sich bei den Worten . . . . . gedacht?"

Die Künstlerin sieht den Frager erst hochbeglückt — dann aber verdutzt und sprachlos an.

„Vielleicht haben Sie sich gar nichts dabei gedacht?"

„Nein!" — ist die verlegene kleinlaute Antwort.

„Kleine Frau, das ist nicht gut!" — lächelt der Meister freundlich. Man muß auf der Bühne nicht nur empfinden, man muß noch mehr denken und sich über alles Empfundene und Gedachte auch in klaren Worten Rechenschaft geben können. Unser großer Lessing verlangt mit Recht: „Der Schauspieler muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken!"

Das Wort fiel wie ein Himmelsfunke in die Brust der jungen Tragödin. Drinnen ward es klar und immer klarer. Erst empfand — dann dachte Sophie Schröder ihre Menschendarstellungen und gern erzählte sie später aus jenen Hamburger Werdetagen:

„Ich las meine Rolle so lange durch, bis ich mich dabei ausgeweint hatte und dann ging ich an das eigentliche Studium und suchte die gehabten Empfindungen im richtigen Maße zu der Steigerung zu reproduziren . . ."

So erwuchs aus sich heraus die große — die einzige Tragödin Sophie Schröder.

Und doch hatte Mutter Natur diesem Lieblinge der Musen und Grazien so bitterwenig äußerliche Hülfsmittel und Zehrung

mit auf die Reise über die bretterne Welt gegeben. Als ich am Morgen nach der Sappho-Vorstellung die damals schon 45jährige Schröder in der Probe zur „Medea" zum ersten Mal mitten im alltäglichen Leben sah, erschrak ich förmlich. War diese kleine, dicke, starkknochige Frau mit dem robusten Gesicht und der kurzen derben Nase, — im jugendlichen, kurzen Indiennekleide und koketten Häubchen, zierliche Kreuzbänder an den Schuhen . . . die königliche, ideale, berauschende Sappho von gestern Abend? — Nichts erinnerte mehr an die Auferstandene des schönen Griechenthums, als das seelenvolle, große, leuchtende Auge.

Freund Krüger, der den Jason geben sollte, sah mein Erstaunen. Er lächelte: „Nur Geduld — Sie werden trotz der Kreuzbänder bald in der Medea eine würdige Schwester der Sappho wiederfinden!"

Und er hatte Recht! Ich sollte die Kreusa spielen und ging nicht ohne Zagen an die wenig dankbare Aufgabe neben dem berühmten Gast. Die Schröder kam mir freundlich und wohlwollend entgegen und sagte mir: daß sie schon viel Schönes über mich und mein Talent und mein Streben gehört habe! — Und schon nach der ersten Scene der Künstlerin hatte Kreusa die — Kreuzbänder, das kurze Indiennekleid, das kokette Häubchen und die ganze Unschönheit der Medea vergessen. Ja, das war grade der Zauber ihrer Kunst, daß Sophie Schröder des äußern Beiwerks der Schauspielerei so wenig bedurfte.

Wie wußte sie zu erschüttern und hinzureißen mit dem Wort:

„Sieh mich nicht so voll Verachtung an!"

Ein solcher Beifallssturm, wie am Abend der Vorstellung nach den Worten

„Zurück, wer wagt's Medeen zu berühren!"

losbrach, soll im Berliner Opernhause noch nie gehört sein,

und noch heute steht die grauenhaft schöne, dämonische Zauberin Medea lebensvoll vor meinen Geistesaugen.

Drei Mal durfte ich die Kreusa neben dieser Medea spielen — und mit Glück. Ein Kritiker rühmt meine Kreusa als „anmuthig nicht blos in der Erscheinung, sondern auch in zarter Rede und im Ausdruck jungfräulicher Gefühle. Ein so milder, rein weiblicher Kontrast zu dem unweiblichen Ungestüm der Medea brachte an rechter Stelle und Zeit eine höchst gefällige und höchst wohlthätige Wirkung hervor . . ."

Sophie Schröder gab ferner die Isabella in der „Braut von Messina" — ich die Beatrice — und in diesem Augenblicke, wo mein erinnerungswehmüthiges, altes Herz sehnsüchtig in jene Zeiten zurücktaucht, höre ich Isabella's markdurchdringenden, herzerschütternden Aufschrei an der Leiche Manuels im letzten Akt:

„Es ist mein Sohn!"

Und doch war es mehr ein Schmerzensschrei des armen todtwunden Mutterherzens, als des Mundes.

Nicht weniger groß war Sophie Schröder als Phädra — (ich spielte die Aricia) — als Lady Macbeth — und als Margareth in Houwalds kleinem, längst vergessenen Drama „Fluch und Segen." Dazu deklamirte sie Schiller's „Glocke" — und so, wie diese wunderbare Dichtung wohl nie wieder gesprochen ist. Der Hörer sah den Glockenguß mit Meister und Gesellen und dem ganzen reichen inneren Leben förmlich vor sich verkörpert und — vergeistigt.

Wie war in diesen Meisterleistungen Alles durchdacht und psychologisch vertieft, wie kraftvoll der Ausdruck, wie edel und groß der Ton, wie malerisch alle Stellungen, klassisch das Mantelspiel — — und doch nichts gekünstelt und gemacht! Alles gab sich so einfach und natürlich, als hätten kein Fleiß, keine Berechnung — ja, keine Kunst dran gearbeitet!

Die Meisterin schuf nie glänzende Einzelheiten — sondern stets ein volles abgerundetes Ganzes. Ihr gewaltiger Geist — ihre wunderbare reiche Phantasie umfaßte und durchdrang des Dichters Werk und machte es sich so zu eigen.

Dazu ihre göttliche Inspiration! Was kein klügelnder Verstand heraustüftelte, das traf sie mit sicherem Wurf, fast spielend. Wenn man sie dann nach dem Wie und Warum fragte, dann schüttelte sie wohl lächelnd den Kopf: „Das weiß ich nicht auseinander zu setzen mit Worten — aber hier in der Brust steht bei mir alles klar und deutlich geschrieben: so und nicht anders!“

Das Ideale der Kunst war ihr zur belebenden, schaffenden Natur geworden.

Das Wunderbarste an Sophie Schröder aber war doch ihr herrliches, einziges Organ — diese seelenvolle Mischung von Kraft und Weichheit — donnernder Wildheit und süßem, säuselnden Liebesgirren. Wie klar artikulirt war jeder Flüsterton!

Und doch hatte diese große Künstlerin eine doppelte Schwäche — als Weib! Die hat sie oft und schwer büßen müssen.

Sie hatte in ihrer Jugend ohne Jugendschöne naive und sentimentale Liebhaberinnen gegeben. Es ward ihr schwer, sich von der „Jugend“ zu trennen.

Einst erschien sie vor den Wienern in Müllner's „Schuld“ als Elvira. Zu ihrem Unglück hat Graf Hugo von dem Gürtel zu sprechen, den er um „Elvira's schlanken Leib“ legen will ... und da lachten die lachlustigen Wiener laut über die kleine, dicke, unschöne Elvira.

Die wilden „Mädchenreize“ Medea's, von denen Jason spricht, mußten wegen der lauten Heiterkeit des Publikums gestrichen werden.

Und auch in Berlin sollte Sophie Schröder diese Weiberschwäche büßen.

Sie hatte darauf bestanden, die Maria Stuart zu spielen und nicht die Königin Elisabeth. In Berlin gab die schöne Auguste Stich sonst die Maria Stuart — und sie war eine bezaubernde Schottenkönigin. Nun trat eine — gradezu häßliche Maria, die überdies in der großen Stuarthaube noch um zehn Jahre älter aussah, als sonst, vor die verwöhnten Berliner. Amalie Wolff als Elisabeth erschien dagegen jung und schön. Und als dann zum Ueberfluß Mortimer begeistert zu Maria Stuart sagt:

„Du bist das schönste Weib auf dieser Erde!"

– da lachte auch das Berliner Publikum, und selbst die enthusiastischen Verehrer der großen Künstlerin — lächelten.

Ob denn die geniale Frau nie davon gehört hatte, daß nach Goethe's Bestimmung in Weimar Mad. Vohs als schönste Schauspielerin die Maria und Frau von Heigendorf als geistreichste die Elisabeth spielte?

Aber auch die „Elisabeth" hatte ihre Klippen für Sophie Schröder — und als anno 1840 die Wiener bei den Worten Leicester's zu Elisabeth:

„Ja, wenn ich jetzt die Augen auf Dich werfe
Nie warst Du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gerüsteter, als eben jetzt. . . ."

über die jungfräuliche Königin der 59jährigen Sophie Schröder lachten — da zog sie sich tiefgekränkt und grollend von der Bühne nach München zurück.

Und auch jetzt — 1826 — war Sophie Schröder, ebenso sehr als Weib verletzt, wie als Künstlerin trauernd über den Verfall der Tragödie auf dem Burgtheater, tiefgrollend von Wien gegangen.

Da kommen wir auch gleich zu ihrer andern Schwäche als Weib: jener „derben Liebeslust," von der Faust-Goethe spricht.

Ihr trotz zweier unglücklicher Ehen und reicher trauriger Liebeserfahrungen ungebändigtes, wild glühendes Herz hatte sich mit blinder Leidenschaft in den 18 Jahre jüngeren, blühend schönen Heldenspieler Wilhelm Kunst verliebt. Der talentvolle, aber geistig rohe und gemüthlose Mann ließ sich die Huldigungen der berühmten Künstlerin gern gefallen und glaubte als Gatte von Sophie Schröder des brillantesten Engagements am Burgtheater sicher zu sein. Frau Schröder hatte deswegen beim Kaiser Franz Audienz und stellte als Bedingung ihres Bleibens in Wien: ein Engagement ihres Bräutigams Kunst für erste Rollen . . .

Da sagte Kaiser Franzerl, der es herzlich gut mit ihr meinte, in seiner Weise:

„Schröder, sein's g'scheidt, bleiben's bei uns und lassen's die dummen Heirathg'schicht'n außi — bedenken's doch: so an alt's Weiberl und so an jung's Mannerl . . ."

„Ich an alt's Weiberl? — noch nicht ganz fünfundvierzig, Majestät!" — war die entrüstete Antwort in den Tönen einer Medea.

„Nu — nu — i mein ja nur im Verhältniß zu dem jung'n Mannerl — könnt' ja halt fast zwei Mal Ihr Sohn sein . . ." begütigte Kaiser Franzerl.

Das war zu viel für das liebende Herz von Sophie Schröder. Sie heirathete den schönen Kunst und ging mit ihm auf Gastreisen, in der Absicht, nach dem undankbaren Wien nicht wieder zurück zu kehren. So war das Ehepaar nach einem gemeinschaftlichen Gastspiel in Hamburg nach Berlin gekommen, aber man sprach schon viel von den bösen ehelichen Zerwürfnissen, obgleich seit der Hochzeit noch nicht sechs Monate verflossen waren.

Ich sah Wilhelm Kunst zum ersten Mal als Jaromir in Grillparzer's „Ahnfrau" auftreten, und zwar im Opernhause, was allgemein frappirte, da diese überwundene

Schicksalstragödie sonst das viel kleinere Schauspielhaus nicht zu füllen vermochte.

Jetzt hatte die Neugierde die Berliner angelockt, den berüchtigten jungen Gatten der berühmten alten Schröder zu sehen. Aber Jaromir war gerichtet, ehe er auftrat. Man wußte, daß er die große Künstlerin nur aus Spekulation und Eitelkeit geheirathet hatte — man wußte, daß er seine unglückliche Gattin roh und herzlos behandelte und nur seinen bösen Leidenschaften lebte. So wurde Wilhelm Kunst mit eisigem Schweigen empfangen. Still und kalt ließ man sein Spiel vorüber gehn. Und doch war der damals erst siebenundzwanzigjährige Kunst ein berauschend schöner, feuriger Jaromir, mit einer höchst sympathischen, klangvollen Stimme, die nur von dem Edelmetall seiner Gattin verdunkelt wurde.

Wilhelm Kunst war der glänzendste Naturalist seiner Zeit, aber ihm fehlte die wahre Bildung des Geistes und des Herzens, die Strenge der Selbsterziehung und der Selbstkritik und jeder ideale Flug. Er war im Leben und in der Kunst ein — mauvais sujet.

Welch' ein buntes wüstes Leben hatte er bei seinen jungen 27 Jahren schon hinter sich, ehe er nach Berlin kam!

Wie oft hatte er seinen Kontrakt gebrochen! Man sagte, er habe noch nie anders eine Bühne verlassen, als — heimlich durchbrennend. Und dieser Renommée blieb er auch in Berlin treu — und während seines ganzen späteren Lebens.

Als der Sohn eines armen Schuhflickers 1799 in Hamburg geboren, wuchs Wilhelm Kunst in Aermlichkeit und fast ohne Schulbildung auf. Er bediente mehrere Schauspieler und kam so zuerst mit dem Theater in Berührung, so daß er zu kleinen Statistenrollen verwendet wurde. Sein Drang nach Abenteuern führte ihn erst unter die Hanseatischen — dann unter die französischen Truppen, mit denen er in

Mecklenburg ziemlich wüst hauste und dann nach Münster zog, wo er — desertirte. Von einem Hamburger Kaufmann aus der Lehre gejagt, versuchte der hübsche gewandte Bursche sich als Komödiant in einer Bretterbude auf dem Pferdemarkte und mit Glück auf einem bescheidenen Liebhabertheater „am grünen Teich“. In schneller Folge hatte er Engagements in der Vorstadt St. Georg, in Mölln mit 1 Thlr. 12 Gr. Wochengage, in Preußisch-Minden, in Lübeck, wo er schon mit Glück den Abällino und Wetter vom Strahl spielte, in Stettin, Danzig, Bremen, Köln, Düsseldorf, Würzburg, München ... Natürlich war dieser schnelle Engagementswechsel nur möglich durch ein fleißiges virtuoses — Durchbrennen.

Mit dem Direktor Karl kam Wilhelm Kunst 1825 nach Wien — und hier in der Stadt des glänzenden Scheins und der gemüthlichen Leichtlebigkeit war der schöne, wildfeurige Komödiant in seinem Element. Er entzückte und berauschte die Wiener in den damals gern gesehenen Ritter-, Schauer- und Räuberstücken — so als Otto von Wittelsbach in gold'ner Rüstung — als Wahnsinniger im „Irrenhaus von Dijon“ — und als Räuber Karl Moor. Er schreckte aber auch nicht vor den ordinärsten Effektmitteln zurück. So spielte er den Räuber Moor in dem buntscheckigsten, unmöglichsten Kostüm und riß bei den Worten: „Und diese Flamme brenne in Deinem Busen, bis die Ewigkeit grau wird! Fort, Ungeheuer, laß Dich nie wieder unter meiner Bande sehen!“ — sans façon ein Pistol aus dem Gürtel und — schoß das mordbrennerische Schufterle unter dem moralischen Jubel der Zuschauer auf offener Scene todt ...

Und für diese „kolossale Leistung“ hatte Schillers Sohn dem Karl Moor mit schmeichelhafter Widmung ein Exemplar der Räuber geschenkt, das der Dichter selber benutzt hatte!

Noch realiſtiſcher und naturaliſtiſcher ſtattete Kunſt ſeinen Otto von Wittelsbach aus. In der Scene, wo Otto den Kaiſer ermordet, ſtürzt Kunſt in die Kouliſſe . . . und wankt zurück auf die Bühne, ſein mächtiges langes Schwert bis an's Heft — blutroth angeſtrichen!!

Kein Wunder, daß Kaiſer Nikolaus von Rußland — dieſer „geborene Komödiant" — dieſer „Apoll in einem Heloten-leibe" — dieſem blutig-draſtiſchen Otto von Wittelsbach bei ſeinem Gaſtſpiel im deutſchen Theater zu Petersburg in Bewunderung eine ſilberne Rüſtung und ein rieſiges Schwert mit ſilbernen Knauf ſchenkte! —

Dies war der glänzende Heldenſpieler Wilhelm Kunſt, deſſen Jaromir Berlin ſo eiſig kalt an ſich vorüber gehen ließ — — weil es die betrogene Gattin an dem über-müthigen brutalen Geſellen rächen wollte.

Mit begreiflicher Spannung ging ich der Probe der „Phädra" entgegen, in der Sophie Schröder die Titelrolle — ihr Gatte den Theſeus — ich die Aricia ſpielen ſollte. Ich beobachtete die Gatten, die ſchon getrennt von einander lebten. Sophie Schröder würdigte Kunſt keines Worts, keines Blicks — und war nur: Phädra! Theſeus forcirte lächelnde Unbefangenheit — Uebermuth und Hohn . . . war aber im Grunde doch verlegen und ſpielte eine traurige Rolle, da auch die Mitſpielenden ihm den Rücken wieſen. Es war eine Probe voll peinlichſter Situationen für uns Alle.

Als Sophie Schröder mir am Schluß der Probe zum Abſchiede die Hand reichte, fühlte ich, wie ſie zitterte. Eine geiſterhafte Bläſſe hatte ihr Geſicht überzogen und das Auge war thränenverſchleiert. Zu Lemm hörte ich ſie erregt ſagen: „Bitte, lieber Kollege, geleiten Sie mich nach Hauſe — mit meiner Faſſung und Kraft iſt es zu Ende!"

Bei der Aufführung wurde Phädra mit demonſtrativem Beifall überſchüttet, während der wirklich glänzende Theſeus

womöglich noch eisiger aufgenommen wurde. Ja, es ließen sich gegen ihn einige Zischlaute hören.

Am andern Morgen hatte Wilhelm Kunst heimlich Berlin — sein Gastspiel und seine arme bethörte Gattin verlassen. Für immer!

Sophie Schröder trat noch mehrere Mal mit steigendem Erfolge auf. Aber man merkte ihr an: diese jüngste Erfahrung nagte an ihrem Herzen. Und doch sollten dessen Dämonen — sinnlicher Liebe verzehrende Leidenschaften — noch viele Jahre hindurch das räthselvolle Herz der genialen Frau durchtoben.

Das deutet Sophie Schröder an, als sie später von Freunden und besonders von ihren Kindern bestürmt wurde, ihre Memoiren zu schreiben. Endlich giebt sie nach und macht den Anfang: „Doch kann ich mich nur entschließen, über mein Künstlerleben zu schreiben, indem mein bürgerliches Leben zu viel Schattenseiten hat, die mehr Andere als mich kompromittiren würden. Ueberdies hat das Grab viel zugedeckt; oft wäre ich auch gezwungen, in mein eigenes Fleisch zu schneiden, und überhaupt bin ich des Glaubens, daß das Publikum mehr an der Künstlerin Theil nimmt, als an der Frau — deren Erziehung und Lebensverhältnisse sie zu manchen großen Irrthümern verleiten konnten, aber sie nie schlecht und herzlos handeln ließen. — Welche Freude könnten die Leser daran finden, auf gräuliche Schlechtigkeit zu stoßen, woran ja leider unsere Zeit reich ist! Also will ich mein bürgerliches Leben übergehen, und auch ferner, wie seit vielen Jahren, Gras darüber wachsen lassen, umsomehr, da von meiner Seite Alles lange vergeben und vergessen ist. Berühren werde ich es nur, wenn es mit meinem Künstlerleben unmittelbar und unausweichlich zusammentrifft . . ."

Aber diese Memoiren sind entweder nicht weit über diesen Anfang hinaus gediehen — oder später, als die Greisin

1854 in einer trüben Stunde ihre sämmtlichen Papiere verbrannte, mit in Flammen aufgegangen. Sicher ein großer Verlust für die Geschichte der deutschen Bühne.

* * *

Erst nach Jahren sollte ich Sophie Schröder wiedersehen, als sie 1838 von Wien aus in Dresden gastirte. Ich durfte sie in zwei neuen Rollen bewundern: als Sibylle in Raupach's „Kaiser Heinrich VI." und noch mehr als Goethe's „Iphigenie". Man erzählte sich, daß die Meisterin mit Zagen und scheuer Ehrfurcht an diese idealste Rolle gegangen und derselben ein langes Künstlerleben hindurch ein liebevolles Studium gewidmet habe ... Ich muß gestehen, daß auch ich ihrem Auftreten in dieser Partie nicht ohne Zagen entgegen sah, wenn ich an diese edelschöne Griechin und Priesterin dachte — — und an die kleine alte robuste Frau, welche sie den schönheitverwöhnten Dresdnern verkörpern wollte.

Und noch am Abend, als Iphigenie in weißen wallenden Gewändern, den dicken derben Kopf in weiße Tücher gehüllt und so noch verbreitert, an die Lampen vortrat — da erschrak ich förmlich über diese unschöne alte Priesterin der Diana ...

Aber kaum hatte sie ihren zaubervollen Mund geöffnet — und begonnen:

> Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
> Des alten heil'gen dichtbelaubten Haines,
> Wie in der Göttin stilles Heiligthum
> Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl ...

— da war mein Zagen — da war die ganze Körperlichkeit dieser Iphigenie völlig vergessen. Mit Entzücken lauschte ich ihren wunderbaren Tönen, die Ohr und Sinn unwiderstehlich gefangen nahmen. Die Macht ihrer Rede, Vortrag, Mimik und Plastik erschienen mir bei der alternden Frau

siegender, als je. Hier nahm keine dämonische Leidenschaftlichkeit, kein wildes Rasen einer Medea im Sturm gefangen — hier war Alles klare griechische Ruhe und wohlthuende Anmuth, von einem echten warmen Menschenherzen durchglüht. Wie klagender Nachtigallensang am duftigen Frühlingsabend entströmte die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat und die Klage um des theuren Bruders Schicksal der wunden Brust ...

Selbst Ludwig Tieck, der in seiner grämlich mäkelnden Art selten ein dramatisches Talent anerkannte, das nicht aus seiner Schule hervorgegangen war, und der schon vor Jahren das herbe Wort hatte drucken lassen: Sophie Schröder hat durch eine grelle Manier viel dazu beigetragen, die deutsche Bühne zu „verschlimmern!" — selbst der liebe alte egoistisch-launenhafte Dramaturg schlug vor dieser Iphigenie an seine Brust und sagte: „Ja, da sieht man, was Geist, Fleiß, künstlerische Bildung und Wärme des Gefühls über die arme Körperhülle vermögen! Die alte Schröder sieht aus wie eine Marketenderin — aber sie spielt und spricht wie eine Göttin!" — Am meisten bewunderte auch er, der selber durch seine schöne, metallreiche Stimme als Vorleser so berühmt war, der Schröder edlen klaren vollen Ton — bald anschwellend zum mächtigen Donnergrollen — bald schmelzend im süßesten Liebessäuseln.

Dabei erzählte Tieck eine seiner Lieblings-Anekdoten: Als Friedrich Ludwig Schröder, der wie kein anderer Menschendarsteller Komödianten und alltägliche Sterbliche nachzuahmen verstand, gebeten wurde, doch auch einmal den großen Eckhof zu copiren — da sagte er kopfschüttelnd: Gebt mir erst seine Stimme!

Das konnte man auch von Sophie Schröder sagen.

Aber welch' einen nie müden Fleiß verwandte die Künstlerin auch bis in ihr hohes Alter auf die Ausbildung

ihres schon von der Natur so reich geschmückten Sprachorgans!

Als sie 1834 in Hamburg gastirte, hörte ihr Schwiegersohn, Dr. P. Schmidt, sie Morgens um 5 Uhr schon ihre oft gespielte Rolle laut memoriren und dabei bisweilen einen Vers wohl zwanzig bis dreißig Mal stark und zornig wiederholen. Das erklärte sie dann beim Frühstück selbst mit den Worten:

„Wie immer habe ich meine Rolle für den heutigen Abend laut recitirt — und dabei stieß ich auf ein Wort, das nicht in gewohnter Weise über die Zunge wollte und dann" — (mit erhobener Stimme) — „dann habe ich keine Ruhe, die Zunge muß so lange ihre Widerspenstigkeit büßen, bis sie Ordre parirt, — nein, dafür habe ich keine Gnade!"

Den gleichen Fleiß wandte sie auch auf die geistige Ausarbeitung ihrer Schöpfungen. Ganze Bibliotheken über das Leben der alten Griechen studirte sie durch für ihre Medea — Phädra — Sappho — Iphigenie. Und ehe sie an die Sibylla in Raupach's „Heinrich VI." ging, vertiefte sie sich mit Andacht in Raumer's „Hohenstaufen". —

In den zwölf Jahren seit Berlin, in denen ich Sophie Schröder nicht gesehen hatte, waren wieder neue — und darunter manche Herzensstürme durch ihr bewegtes Leben gegangen. Ihre blinde Schwäche für Wilhelm Kunst und der unerquickliche Scheidungsprozeß hatte nicht nur ihr und ihrer Kinder glückliches Familienleben zerstört, sondern auch ihre Vermögensverhältnisse zerrüttet. Wien war ihr verleidet, besonders auch durch Wilhelm Kunst, der auf den Vorstadtbühnen in den Ritter-, Räuber- und Schauerstücken mit seinen glänzenden physischen Mitteln noch immer Triumphe feierte. Dazu kamen Zerwürfnisse mit der Burgtheater-Intendanz ... und so kündigte Sophie Schröder, benutzte aber 1829 — noch ehe ihr Kontrakt abgelaufen war —

eine Gastspielreise: um — nicht wieder nach Wien zurück zu kehren. Und diese schnelle leidenschaftliche That hat ihr viel Sorgen und Enttäuschungen gebracht.

Es begann nun ein ruhe-, ja oft auch brodloses fahrendes Komödiantenleben. Im harten Winter zog sie mit ihren jüngeren Kindern durch Rußland bis nach Moskau und Petersburg. Auf Betrieb der Oesterreichischen Gesandtschaft mußte sie ein glänzend begonnenes Gastspiel abbrechen . . . Mit getäuschten Hoffnungen, krank, müde, kehrte sie nach Deutschland zurück. Der Berliner Intendant, Graf Redern, schlug ihr Anfangs — wohl im Hinblick auf ihren gebrochenen Wiener Kontrakt — ein Gastspiel ab. Aber fast heftig trat die Künstlerin ihm entgegen:

„Excellenz, ich muß spielen — denn ich muß Brod haben — für mich und meine Kinder!"

„Wie? Eine Schröder — und dahin gekommen?"

Und sie spielte, nachdem es gelungen, den Wiener Kontrakt zu lösen, in Berlin mit der alten vulkanischen Leidenschaft — aber ohne das gewünschte Engagement zu finden. Auch Versuche, mit dem Wiener Burgtheater wieder anzuknüpfen, schlugen fehl. Da bot König Ludwig von Baiern, der stets große Stücke auf „Deutschlands größte Tragödin" gehalten, wie er sie in jedem Briefe nannte, ihr eine dauernde Stellung an seiner Hofbühne an, mit beträchtlichen Opfern aus seiner Privatchatulle. In München schuf die schon fünfzigjährige Sophie Schröder im begeisterten Zusammenspiel mit Esslair ihre Iphigenie — die Civa in Schenk's „Krone von Cypern" und die Sibylle.

Aus dieser Zeit stammt König Ludwigs pikantes Wort:

„Schröder, Ihre ganze Grazie steckt in Ihrem griechischen Oberarm!"

Der König trug es seiner „größten Tragödin" auch nicht nach, daß sie schon nach fünf Jahren ihr Münchener

Engagement wieder aufgab und mit 1200 baierischen Gulden Pension an das wieder versöhnte Burgtheater zurückkehrte.

Aber ihre Zeit war um. Sie fügte ihren alten Meisterschöpfungen nur drei kleine neue Rollen hinzu: die Claudia in „Emilia Galotti", die Armgard im „Tell" und die Anna Lambertazzi in Halms Tragödie. Aber was wußte sie aus diesen kleinen Rollen zu machen! Wenn sich Armgard mit ihren Kindern vor Geßlers Pferd niederwarf, so ging die tiefste Bewegung durch das Haus.

Nach drei Jahren, 1839, bat Sophie Schröder auch in Wien um ihren Abschied und zog sich mit einer kleinen österreichischen Pension von 800 Gulden, zu denen ja noch die baierischen 1200 fl. kamen, zunächst nach Augsburg ins Stillleben zurück — voll Dank gegen König Ludwig und Kaiser Ferdinand, die ihren Lebensabend zu einem sorgenfreien gemacht. Sie sagte gern:

„Habsburg und Wittelsbach sind die Schutzengel meines Lebens gewesen und nichts kann meiner Verehrung und Dankbarkeit gegen diese Fürstenhäuser gleich kommen!"

Diese Dankbarkeit begeisterte sie sogar zu den Versen:

„Habsburg und Wittelsbach!
Zwei Namen, die mir tief in's Herz geschrieben,
Denn beide lenkten gnädig mein Geschick,
Hoch werd' ich sie verehren, treu sie lieben,
Ihr ew'ges Heil erflehn, wie hier ihr irdisch Glück!"

In Augsburg lebte Sophie Schröder mit ihrem geliebten Sohn Alexander zusammen, der als Offizier dort in Garnison stand.

Aber hin und wieder mußte die alte Komödiantin doch mal wieder hinaus auf die Bretterwelt, um Lampenluft zu athmen. So kam sie im November 1842 auch nach Dresden, wo ihre geniale Tochter Wilhelmine Schröder-Devrient als Sängerin glänzte.

Auf Wunsch des Hofes betrat die einundsechzigjährige Tragödin noch zwei Mal die Bühne. Ich spielte mit ihr die Emilia Galotti — sie die Mutter Klaudia. Durch ihre wunderbar erschütternde Tragik erhob sie den dritten Akt zu dem bedeutendsten des Trauerspiels. — Dann spielte sie noch die Königin von Cypern.

Mit ihrer Tochter Wilhelmine fuhr sie nach Leipzig hinüber und gab ein Konzert, indem sie Bürgers „Leonore" und Klopstocks „Frühlingsfeier" deklamirte — wie eben nur Sophie Schröder zu deklamiren wußte.

Felix Mendelssohn schreibt darüber am 28. November 1842 an seine Mutter nach Berlin:

„Vor drei Tagen war das Konzert der alten Schröder, in dem ich spielen und die Ruy-Blas-Ouvertüre dirigiren mußte. Die alte Deklamatrice hat uns Alle durch die Kraft und Lebendigkeit ihres Organs und ganzen Wesens wahrhaft erfreut.

Die Tochter (Wilhelmine) — jünger aussehend und wilder und toller, als je — sang außerdem und singt noch heute Abend in Döhlers Konzert, und acht Tage, welche die in einer Stadt zubringt, sind auch nicht die ruhigsten für ihre Bekannten. Dazu Tichatschek, Wagner, Döhler, Mühlenfels — das war die vorige Woche ein fortwährendes Leben und Treiben . . ."

Während jenes längeren Aufenthalts der alten Schröder in Dresden sollte die große Künstlerin und die interessante, geniale Frau mir auch persönlich näher treten. Wir begegneten uns in manchen geselligen Kreisen: bei Tieck — bei dem Intendanten von Lüttichau — beim Grafen Baudissin — bei der Baronin Brunnow — und immer mehr lernte ich die große Liebenswürdigkeit, Herzensgüte, Geistesfrische und gediegene Bildung Sophie Schröders schätzen.

Als ich einst zu ihr sagte: ich müsse bei meinen fünfunddreißig Jahren nun auch wohl ernstlich daran denken, die

erste Liebhaberin in den Rauchfang zu hängen und in's ältere Fach überzugehen! — schüttelte sie den Kopf:

„Dazu würde ich Ihnen nicht rathen. Es ist nicht gut, zu lange zu spielen. Man überlebt sich und seinen Ruhm und wird dem Publikum zur alltäglichen Erscheinung. Auch ich habe zu lange gespielt, aber nur aus Noth — um's tägliche Brod. Ich mußte mir erst die Pensionsberechtigung erspielen, ehe ich mich ohne Sorgen in's Stillleben zurückziehen durfte. Das haben Sie nicht nöthig. Sie sind noch jung genug, um zu heirathen. Das ist besser, als Komödie spielen . . ."

Ein ander Mal sagte sie mir:

„Ich gedenke die Erinnerungen und Erfahrungen aus meinem Künstlerleben niederzuschreiben. Das sollten auch Sie später thun. Wir Beide haben genug erlebt und das Zeug dazu, es auf's Papier zu bringen . . ."

Ich schüttelte damals ungläubig den Kopf dazu — — denn ich konnte noch nicht ahnen, daß später einmal die gänzliche Vereinsamung meines Lebens und Herzens — die trostloseste Oede um mich und in mir — ja, die Verzweiflung am Leben mich zur Feder greifen lassen würden: im Schreiben über die sonnige Vergangenheit die dunkle Gegenwart zu vergessen! —

Was Sophie Schröder aus ihrem reicheren Bühnenleben niedergeschrieben, hat keines Menschen Auge erblickt. Sie hat 1854, als die Cholera in Augsburg wüthete, mit anderen Papieren auch ihre Erinnerungen verbrannt. —

Doch zurück nach Dresden — 1842. Im kleineren, geistig angeregten Kreise bei der „tollen, wilden" Wilhelmine Schröder, die gern den Champagner knallen ließ, wurde auch die Mutter nicht selten toll und wild, übermüthig lustig und witzig — als hätten die vielen dornigen Herzenserfahrungen ihres bewegten Lebens sie nicht näher berührt.

Einst war von der süßen — bösen Liebe die Rede — und Wilhelmine Schröder wußte viel davon zu erzählen . . .

Da erhob sich plötzlich die Mutter — die einundsechzigjährige — und sagte erregt und mit der Geste und in den tiefsten Tönen der Medea:

„Dieser niederträchtigen Leidenschaft habe ich entsagt — auf ewig — auf ewig . . ."

Erst sahen wir uns sprachlos an. Dann stieß auch mich der Bock des Uebermuths und ich fragte harmlos:

„Seit wann haben Sie dieser — niederträchtigen Leidenschaft entsagt — auf ewig?"

Mit dem größten Ernst und in den alten tiefen Herzenstönen antwortete die Tragödin:

„Seit — zwei Jahren!"

Ob wir gelacht haben! Wilhelmine natürlich die tollste und wildeste voran.

Dieser kleine Zug charakterisirt das Weib Sophie Schröder sehr treffend.

Sie selber hat über ihr leidenschaftliches Herz und sein Liebesleben einst niedergeschrieben:

„Wir sollen Euch die Leidenschaften in ihrer ganzen Wahrheit auf der Bühne darstellen, — was scheltet Ihr uns, wenn wir sie selbst empfinden?!" —

„Wer ein krankes Herz durch Strenge und Härte heilen will — hat entweder selbst kein Herz, oder versteht sich schlecht auf tief fühlende Herzen." —

„Wenn wir das, was wir achten, verehren und anbeten, auf irgend eine Art: durch Schicksal, Verhältnisse, durch Vernunftsgründe verlieren oder ihm entsagen müssen, — so ist dies wohl ein ewiger brennender Schmerz und das Herz wird mit Thränen getränkt und überflutet, bis es bricht, — aber zertreten, zerrissen wird es und alle Furien der Hölle nehmen darin Platz, wenn das Ungeheuer: Ueberzeugung uns

vor Augen tritt und uns zeigt, daß Liebe, Verehrung, Achtung, Anbetung verschwendet waren an einem Gegenstande, der dessen nicht würdig war. Möge der Allmächtige eher das Herz brechen, die Augen auf ewig sich schließen lassen — als daß diese Ueberzeugung uns wird!“ —

In diesen Worten liegt klar: wie tief und wie schwer Sophie Schröder durch jene „niederträchtige Leidenschaft“ ihres Herzens gelitten hat.

Dabei war Sophie Schröder wahrhaft religiös, sehr wohlthätig und von großer Herzensgüte.

In ihrem Nachlasse fanden sich die Worte von ihrer Hand:

„An Gott will Keiner mehr glauben,
Doch lasse ich ihn mir nicht rauben,
Ich fühle ihn thronen in meiner Brust,
Fühl' nahe ihn mir in Schmerz, in Lust.“

Ihre letzten Worte auf Erden waren:

„Heute wird es der liebe Gott aus mit mir machen!“

Hier nur noch zwei Züge von ihrer rührenden Herzensgüte.

Während der letzten Rolle eines jeden Gastspiels konnte man in Sophie Schröders Garderobe auf dem Toilettentisch stets ein Körbchen mit vielen kleinen schweren Päckchen, in weißem Papier und versiegelt, sehen. Auf den verschiedenen Päckchen stand geschrieben: „Der Garderobière“ — „dem Theaterdiener“ — „dem Souffleur“ — „dem Requisiteur“ — „dem Lampenputzer“ — „dem Heizer“ — „dem Zimmermann“ — „dem Portier“ u. s. w.

Niemand war vergessen. Die Päckchen enthielten die Abschieds-Trinkgelder für diese untergeordneten Theaterbediensteten, gewöhnlich den Antheil der Künstlerin an der Einnahme eines Abends. Hatte sie viel eingenommen, so schenkte sie auch viel. Es war ihr ein Bedürfniß, Freude zu bereiten. Und ihr Gerechtigkeitsgefühl verlangte: daß diese schlecht besoldeten Angehörigen des Theaters, die Jahr

aus Jahr ein sich für das Gedeihen des Ganzen quälen mußten, an dem freudig Antheil nähmen, was sie mit ihrem Talent so leicht erwarb. Sophie Schröder pflegte zu sagen:

„Ich sehe gern frohe Gesichter um mich — und keine mißgünstigen, neidischen. Ich weiß, diese guten Leute freuen sich stets meines Kommens — und ich nehme es ihnen nicht übel, wenn sie sich auch meines Gehens freuen, wegen des damit verbundenen leichten goldigen Regens. Sie thun während meines Gastspiels mir Alles zu Liebe, was sie mir an den Augen absehen können. Und ich könnte nicht ruhig und frohen Gemüths eine Stadt verlassen, ohne mit diesen kleinen Geldpäckchen meinem Herzen Genüge gethan zu haben!"

Das gefiel mir so sehr, daß hinfort auch bei meinen Gastspielen auf dem Toilettentisch der Garderobe das Körbchen mit den klingenden Papierpäckchen nicht fehlte.

Die alte Schröder und auch ich haben von der Bühne keine Reichthümer mit in's bürgerliche Leben hinüber genommen.

Ein anderer Zug zeugt von dem seltenen großherzigen Edelmuth Sophie Schröders, wie man auf den Brettern der Kabale und Intrigue kaum ein zweites Beispiel findet.

Die Tragödin gastirte in Stettin. Die dortige erste Liebhaberin, ein schönes und talentvolles Mädchen, mußte neben ihr zweite Rollen spielen, wie die Kreusa, Aricia und Beatrice, und fühlte sich dadurch in ihrer Eitelkeit verletzt. Auch war sie neidisch auf die Triumphe der berühmten Kollegin. Sie intriguirte, um das unbequeme Gastspiel zu unterbrechen, oder doch wenigstens in die Länge zu ziehen. Bald wurde sie krank, — bald brauchte sie ungebührliche Zeit zum Studium ihrer verhaßten Nebenrollen. Sophie Schröder verhehlte in ihrer offenen Weise ihren Unmuth nicht. Das goß Oel in's Feuer.

In diese Zeit der Reibungen fiel nun das Benefice der einheimischen Liebhaberin. In ihrem Uebermuth wählte sie

eine Glanzrolle des berühmten Gastes, die Civa in Schenks „Krone von Cypern.“ Sophie Schröder zuckte die Achseln und — wartete ab.

Der Tag des Benefice's ist da — aber die Beneficiantin ist vor Erregung total heiser geworden und muß sich krank melden. . .

Was nun? Einen Aufschub des Benefice's gab es nach den Stettiner Theater-Gesetzen nicht. Und die kranke Schauspielerin, die ihre Mutter und jüngere Geschwister zu ernähren hatte, bedurfte der Einnahme bitternöthig. . .

Da nahm Sophie Schröder ihre Rache an der mißgünstigen Kollegin — in edelster Weise. Aus freien Stücken und ganz unerwartet erschien sie auf der Probe, wo alles in Verwirrung war, und probirte die Hauptrolle — und am Abend spielte sie dieselbe statt der Beneficiantin vor dichtgefülltem Hause — und verzichtete auf jeden Antheil an der brillanten Einnahme.

Die mißgünstige Kollegin war beschämt — und kurirt von Neid und Kabale.

Der Schauspieler Ziegler, damals Regisseur in Stettin, und später mein werther Kollege, hat mir alle Einzelheiten dieser einzigen Komödiantenthat erzählt. —

Ich habe Sophie Schröder seit jenen fröhlichen November-tagen 1842 nicht wieder gesehen, aber noch oft ihrer herzlich gedacht, besonders wenn ihr Name mal wieder durch die Zeitungen lief und so in meine trübe Einsamkeit drang.

Zum letzten Mal betrat die Tragödin in einer ganzen Rolle 1847 die Bühne — in Hamburg, wo einst die Wiege ihres Ruhmes stand — vor einem halben Jahrhundert! Sie spielte die Isabella in der Braut von Messina „mit unveränderter Kraft“ — und wurde mit Beifall und Ehren überschüttet. Was Alles muß an jenem Abend das Herz der Greisin bewegt haben!

Im Frühjahr 1854 sah auch Wien seine größte Tragödin noch ein Mal auf der Bühne des Burgtheaters — Abschied nehmend für's Leben. Tief bewegt und tief bewegend sprach sie Schiller's „Glocke."

Damals, am 24. Mai, schrieb Grillparzer seiner edelsten Sappho und hehrsten Medea „in alter Freundschaft und Bewunderung" in's Album:

„Zwei Schröder, Frau und Mann,
Umgrenzen unsers Drama höhern Lauf;
Der Eine stand in Kraft, als es begann,
Die Andre schied — da hört's wohl, fürcht' ich, auf!"

Friedrich Hebbel fügte hinzu:

„Unvergänglicher Lorbeer in schnell verbleichender Locke,
Welch ein gewaltiges Bild menschlicher Größe und Kraft!"

Und Ludwig Löwe als Schluß eines schwungvollen Sonetts:

Dir rief die Kunst ihr gottdurchglühtes Werde!
Dir ward Posaunenklang, wo Andre lallten,
Und einzig stand'st Du da auf deutscher Erde!" —

Im Oktober 1857 nahm Sophie Schröder mit der Glocke auch von Berlin Abschied.

Das letzte öffentliche Auftreten der Künstlerin sah München — im November 1859.

Es war zur Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstage, als Sophie Schröder auf besonderen Wunsch ihres alten Freundes und Gönners, König Ludwigs I., wieder vor die Münchener trat — sie, die Achtundsiebenzigjährige. Ein Augen- und Ohrenzeuge berichtet darüber:

... „Mit allgemeiner Spannung sah man nun dem Erscheinen der Frau Sophie Schröder entgegen. Aller Augen richteten sich nach der Thür, durch welche die berühmte greise Künstlerin treten sollte. Sie erscheint an der Hand des Regisseurs Richter. Jubelnder Zuruf begrüßt sie. Schon die ersten Worte: „Das Lied von der Glocke. Von Schiller"

bekundeten, daß ihr Organ dem Alter trotzte und noch große Kraft besaß. Aber nicht nur viele Kraft, auch alles Gefühl hat sie behalten und ungeschwächt flammte in den rechten Momenten die Leidenschaft aus ihrem künstlerisch vollendeten Vortrage. Das ganze Haus fühlte sich zur Bewunderung hingerissen, so daß die Künstlerin wohl mehr als sechs Mal vom Beifallssturm unterbrochen wurde. Am Schlusse der Deklamation aber nahm das Bravorufen nicht eher ein Ende, als bis Sophie Schröder drei Mal nach einander auf der Scene erschienen war und dem Publikum gerührt mit stummer Geberde gedankt hatte. König Ludwig neigte sich aus seiner Loge hervor und gab der auch früher von ihm Gefeierten seinen Beifall in der ihm eigenen lebhaften Weise mit Applaudiren, Nicken und Zuwinken zu erkennen . . ."

Wie gern hätte ich, die beneidete polnische Gräfin, mit der alten Komödiantin, die sich und ihrer Kunst treu geblieben, an jenem Abende und — für immer getauscht!

In demselben Monat November 1859 sollte das alte Herz Sophie Schröders eine Todesnachricht durchzittern — in Verbindung mit einem Namen, der ihrem Herzen einst der theuerste war: Wilhelm Kunst war in Wien gestorben . . .

Und im nächsten Jahre folgte der Tod ihrer genialsten und liebsten Tochter Wilhelmine.

Aber am 1. März 1861 feierte ganz Deutschland den achtzigsten Geburtstag seiner größten Tragödin . . . Von allen Seiten, besonders auch von den alten Kollegen ihrer goldnen Ruhmestage, nahten sich ihr Glückwünsche, Adressen, Gedichte, Medaillen, Geschenke und Huldigungen aller Art . . .

Nur ich mußte stumm und verschollen bleiben für die theure Genossin bess'rer Zeiten. Mein Herr und Gebieter liebte es nicht, daran erinnert zu werden, daß er einst in heißer Leidenschaft eine Komödiantin zur Lebensgefährtin gewählt . . . „Caroline Bauer — la comédienne est morte

— à jamais!“ Wie oft habe ich das eisige Wort hören müssen! Karoline Bauer war todt — — und die Gräfin Plater lebte nicht! Welch' trostloses Dasein! —

Noch sieben Jahre überlebte die Greisin Sophie Schröder jenes seltene Fest des achtzigsten Geburtstages. Ihre Einsamkeit und ihre zunehmende Harthörigkeit erfrischte sie sich durch Lektüre und fleißiges Kunststudium. So sagte sie einst:

„In jedem Winter lese ich die Werke Shakespeares von Anfang bis Ende durch und jedes Mal mit erhöhtem Verständniß und größerer Bewunderung. — Wissen Sie, welche Rolle ich gern spielen möchte? — Richard den Dritten! Um dieser Rolle willen habe ich oft bedauert, nicht Mann zu sein!“

Nur zuweilen hörte man sie grollen über den Untergang ihrer Kunst, die sie stets so hoch und heilig gehalten hatte — untergehend durch ein gedankenloses Publikum und handwerksmäßige Schauspieler. Ihre Worte waren:

„Gegen das Publikum war ich oft undankbar. Ich schämte mich seiner Gunstbezeugungen, denn wenn ich mein Wollen mit dem Geleisteten verglich, dann mußte ich mir oft selbst sagen: „Ach Gott, die versteh'n es nicht! . . .“ Die Kunst geht unter, das Handwerk siegt. Je mehr es glitzert und prasselt und rauscht, desto größer der Jubel! Große Namen — kleine Künstler. Und die sogenannten Künstlerinnen? Toilette machen — das ist Alles! Aber Begeisterung — Leidenschaft, ohne die keine dramatische Kunst sein kann — — lieber Gott! — Ja, eine Leidenschaft, mit der man das Haupt an den Wänden blutig schlägt — — eine Leidenschaft, wenn auch Wasser und Brod und ein leinen Kleid dazu — — aber, Himmel, eine Leidenschaft!“

Doch — eine solche Leidenschaft gibt's nicht ohne: des Herzens Dämonen! —

Am 25. Februar 1868 ist Sophie Schröder im siebenundachtzigsten Lebensjahre zu München, in den Armen ihres geliebten Sohnes Alexander sanft und friedlich gestorben.

Ihre letzten Worte waren: „Heute macht es der liebe Gott aus mit mir!“

„Im Tode war sie schön. Sanftmuth und Hoheit prägten sich auf ihrem Gesichte aus!“

Ihr Leichenbegängniß war feierlich und würdig. Die Muse weinte an ihrem Grabe. Eine weiße Marmorbüste überragt heute den Hügel.

Ein beneidenswerthes friedliches Sterben.

Wer wird mir einst in Liebe die Augen zudrücken?

Wer wird mir eine Thräne der Wehmuth nachweinen?

Niemand! Ich sterbe allein — aber ich habe es nicht besser verdient.

* * *

Mit Wilhelm Kunst haben sich meine Lebenswege nur noch ein Mal gekreuzt. Ich gastirte im Juni 1843 in Neisse, um den bedrängten Direktor Nachtigall flott zu machen. Als mein Gastspiel beendet war, traf Kunst zu dem seinen ein. Er hatte einen schönen Knaben bei sich, den er Sohn nannte und für die Bühne erzog. Wer die unglückliche Mutter war, hat Niemand erfahren. Der sonst so leichtlebige und leichtzüngige Mann, der aus seinen Leidenschaften und Verirrungen kaum ein Geheimniß machte, bewahrte hierüber stets ein tiefes Schweigen. Jener Sohn soll später in Amerika als Schauspieler verschollen sein.

Nur ein Mal sah ich Kunst noch in Neisse auftreten — als Klingemann's Faust. Der war eine seiner alten Glanzrollen. Und der fünfundvierzigjährige Heldenspieler war noch immer ein imposanter wildfeuriger dämonischer Faust — — Klingemann's. An den Goetheschen Faust hat er sich nie gewagt. Und darin liegt die beste Charakteristik

für unseren von der Natur so reich mit äußerlichen Mitteln ausgestatteten Helden. In Rollen, wozu nur eine schöne stattliche Erscheinung, ein funkelndes Auge, eine metallisch dröhnende Stimme und eine unverwüstliche physische Kraft gehörten — war er unübertrefflich. Aber alle Rollen, die eine tiefe warme Innerlichkeit, ein geistiges Schaffen und einen idealen Flug verlangten, mißglückten ihm total. So war er ein brillanter Schröderscher Hamlet — aber als echter Shakespearescher gradezu eine Lächerlichkeit. Den Wallenstein in Bahrdt's „Grabesbraut" spielte er meisterhaft — den Schillerschen wie ein unsicher hin und her tappender Schüler.

Als Mensch war Wilhelm Kunst in diesen siebzehn Jahren, seit ich ihn nicht gesehen, nur noch wüster, rücksichtsloser und selbstsüchtiger geworden. Die Direktorin Nachtigall klagte mir später brieflich: wie sehr er sie während seines Gastspiels gedrückt — wie er nur immer auf seinen eigenen pekuniären Vortheil bedacht gewesen — und daß er bei seiner Abreise weder dem Soufleur, noch dem Theaterdiener das geringste Douceur hinterlassen habe. . .

Und doch zerrannen die glänzendsten Einnahmen in seiner Hand wie — Wasser.

Gesehen habe ich Wilhelm Kunst nie wieder, aber noch oft von dem unseligen — ja, unheimlichen Komödianten gehört und gelesen: von seinem tollen Leben — und von seinem trostlosen Sterben.

Seit Kunst im August 1826 aus Berlin und aus seiner unglückseligen Ehe mit Sophie Schröder durchbrannte, finden wir ihn nur noch in einem ruhelosen Wanderleben — bergauf — bergab. . .

Bald reis'te er mit eigener glänzender vierspänniger Equipage, mit Sekretär, Dienern und allerlei unsauberen Schmarotzern — von Hofbühne zu Hofbühne . . . bald in einem schäbigen Einspänner von einer Wanderbühne zur andern.

Seine größten Triumphe feierte Kunst noch immer in Wien. So oft er auch dem Direktor Karl durchging, bei seinem Wiederkommen wurde er doch stets von Direktor und Publikum mit offenen Armen aufgenommen.

So war er erst 1832 heimlich aus Wien verschwunden und hatte in Leipzig ein Engagement angenommen. Aber schon nach 7 Monaten brach er auch in Leipzig den Kontrakt — und eilte in die offenen Arme Direktor Karls nach Wien zurück.

Dort richtete er sich — natürlich mit Karl'schem Vorschuß — am Graben, der damals elegantesten Straße des alten Wien fürstlich ein und gab lukullische Feste. Bei einem solchen wüsten tumultuarischen Bacchanal wurde der Schauspieler Würth, der im Rausche in die Wohnung eines aus dem Schlafe aufgeschreckten spanischen Gesandschafts-Attachés gewaltthätig eindrang, von diesem mit dem Dolche schwer verwundet, was noch im nächsten Jahre, als ich nach Wien zum Gastspiel kam, lebhaft besprochen wurde.

Originell ist, wie der tiefverschuldete Kunst damals — 1833 — aus Wien wieder durchging: auf dem Reitpferde seines Direktors Karl. Er war eine Wette eingegangen, daß der Direktor ihn sogar flehentlich bitten solle, dies Pferd — einen schönen Siebenbürger Schimmel — zu besteigen.

Kunst sollte am Abend in dem gleichfalls vom Direktor Karl geleiteten Theater an der Wien in seiner Glanzrolle als Otto von Wittelsbach in Babo's Schauspiel auftreten. Kurz vor Beginn des Stücks trifft Karl, der auf seinem Schimmel aus dem Prater heimkommt, seinen kostbaren Heldenspieler behaglich durch die Leopoldstadt schlendern... Erschrocken ruft er ihn an:

„Wie, Kunst, Sie hier? Und in einer Viertelstunde sollten Sie schon auf der Wieden als Otto von Wittelsbach fertig kostümirt sein..."

„Ist's schon so spät, Herr Direktor? Da will ich mich gleich auf den Weg machen. Aber kein Fiacker in der Nähe . . ."

„Da — nehmen Sie meinen Schimmel — und nun fort und zeigen Sie, daß Sie ein fescher Reiter sind . . ."

„Wenn Sie es durchaus wollen, Herr Direktor, so nehme ich Ihren Schimmel. Schön Dank und Adieu . . ."

„Und Roß und Reiter sah man niemals wieder!"

Ohne den Otto von Wittelsbach zu spielen, ritt Kunst, den Gewinn seiner Wette als Reisegeld in der Tasche, sofort zum Thore hinaus — zunächst nach Linz. Da seine Papiere unter sicherem Verschluß des Direktors Karl lagen, reis'te er als Diener des Schauspielers von Hanstein.

Dies Mal war Karls Zorn groß. Er verfolgte seinen durchgebrannten Otto von Wittelsbach und seinen mitgenommenen Schimmel nicht nur steckbrieflich, sondern er erließ auch ein geharnischtes Cirkular, in dem er jede Bühne für ehrlos erklärte, die den kontraktbrüchigen Kunst auftreten ließe!

Dieser Steckbrief erreichte Kunst in Leipzig. Der Schimmel war schon vorher unter des Reiters Händen in Nichts zerronnen. Der Reiter ohne Pferd sollte in Leipzig Gelegenheit finden, in stiller Klausur über — sich und sein Leben nachzudenken.

Der erste Theater-Direktor, der dem Karl'schen Verruf der Ehrlosigkeit trotzte, war der Mecklenburg-Schwerin'sche Ex-Erb-Landmarschall Graf Karl Friedrich Hahn-Neuhaus, damals auf kurze Zeit Direktor des Stadttheaters zu Magdeburg.

Im Herbst 1833 sah man den Grafen Hahn mit dem edlen Sokratekopf, dem langen weißen Haar und den vornehmen Manieren, ordengeschmückt, eine schöne würdige Erscheinung, täglich mit der stolzen Athlethengestalt seines Heldenspielers und Regisseurs Wilhelm Kunst auf dem Breitenwege zu Magdeburg Parade gehen.

Noch ehe Kunst die Magdeburger Bühne betreten hatte, wußte man schon von seinen neuesten Tollheiten zu erzählen. Er war mit einem eleganten Lohnkutscher nach Burg spazieren gefahren, hatte dem Kutscher seine Uhr und sein Halstuch als Fuhrlohn eingehändigt und ihm den Auftrag an den Grafen Hahn mit zurückgegeben: Wenn der Herr Graf seinen Heldenspieler wieder haben wolle, möge er ihn in Burg aus dem „Gasthof zum Schwan" abholen und auslösen . . .

Das hat der arme alte Theatergraf denn auch pflichtschuldigst gethan und im Gasthof zum Schwan eine riesige Rechnung bezahlen müssen, denn Herr Kunst hatte in Burg offene Tafel gehalten.

Auf dies tolle Debüt des Menschen Wilhelm Kunst in Magdeburg — folgte bald sein noch tolleres Debüt auf der Bühne.

Die neue Direktion wollte am 18. Oktober die Vorstellungen mit Schillers Räubern beginnen. Die Rollen waren vertheilt. Wilhelm Kunst spielte seine Paraderolle: Karl Moor.

Auf der Generalprobe aber stieß den Räuber Moor wieder mal der Bock des Uebermuths. Er rief:

„Dieser Vater Moor ist meiner nicht würdig — ich muß einen andern Vater haben, oder ich spiele nicht!"

Als alle Vorstellungen nichts nutzten, erklärte sich Graf Hahn bereit: am Abend selber den alten Moor zu spielen.

Plötzlich rief Karl Moor:

„Ich muß auch einen andern Bruder haben! Dieser ungerathene Franz ist nicht werth, den Namen Moor zu führen!"

Und es half Alles nichts: Franz Moor und Schweizer mußten ihre Rollen vertauschen, obgleich dadurch die Aufführung um zwei Tage hinaus geschoben wurde.

So fand denn am 20. Oktober die Eröffnung des Theaters mit den Räubern statt. „Kunst war als Karl Moor großartig!" — sagt ein Bericht. „Eine athletische Gestalt, ein

Organ, wie eine Glocke, ein ausdrucksvoller Kopf, — diese Requisiten machten ihn für das Fach der Heldenliebhaber zu einem Edelstein, dem jedoch leider aller Schliff fehlte, zu welchem Kunst auch nicht kommen wollte ..."

Der alte Moor aber wurde nicht vom Grafen Hahn gespielt, sondern von dem ursprünglichen Inhaber dieser Rolle. In den ersten Akten, in denen Karl und der Vater nicht in Berührung kommen, ging auch Alles ganz gut, denn Kunst kümmerte sich nie um das, was auf der Bühne vorging, wenn er selber nichts drauf zu thun hatte.

Dann aber kam der 4. Akt mit der verhängnißvollen Scene. Räuber Moor erbricht die Kerkerthür, hinter der sein Vater schmachtet. „Aus dem Grunde steigt ein Alter, ausgemergelt, wie ein Gerippe: Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!"

Räuber Moor springt erschrocken zurück. Aber anstatt nun zu sagen, wie Schiller vorgeschrieben: „Das ist meines Vaters Stimme!" — brüllt Kunst das „ausgemergelte Gerippe" an:

„Das ist meines Vaters Stimme nicht! Verfluchte Brut mir einen solchen Vater unterzuschieben! Wo ist der verrückte gräfliche Bandenführer, das ich ihm zeige: wer Wilhelm Kunst ist!?"

Natürlich mußte unter dem schallenden Gelächter des Publikums der Vorhang fallen. Mit blankem Degen sucht Kunst den „gräflichen Bandenführer", um ihn aufzuspießen, wie einen Maikäfer. Der arme Graf Hahn hatte sich wohlweislich versteckt. In seiner Wuth fährt Kunst auf den alten Schauspieler los, ihn dafür zu züchtigen, daß er sich erfrechte, sein gräflicher Vater sein zu wollen ... Aber der junge Schauspieler Seydl tritt ihm muthig und würdig entgegen:

„Achtung vor den weißen Haaren eines ehrenwerthen Kunstveteranen! Einst wird kommen der Tag, wo auch Sie

— alt und gebrochen — froh sein werden, den Vater Moor spielen zu dürfen — — und wenn Ihnen dann ein junger übermüthiger Karl Moor gegenüber steht und will nicht mit Ihnen spielen — — dann denken Sie an diese Stunde!"

Ein prophetisch Wort, das buchstäblich in Erfüllung gegangen ist, — und das auch an jenem Abend in Magdeburg seine Wirkung auf Kunst nicht verfehlte, der im Grunde seines Herzens nicht bösartig war, aber bodenlos leichtsinnig und übermüthig. Seiner eigenen alten Mutter war er bis an ihr Ende der liebevollste, fürsorglichste Sohn und Ernährer.

Jenem alten Moor reichte er zur Versöhnung die Hand, bat ihn um Verzeihung — und spielte unter stürmischem Beifall mit ihm jene Kerkerscene und „die Räuber" zu Ende.

Aber dem jugendlichen Liebhaber Seydl vergab er jene Zurechtweisung nicht. Er verweigerte mit ihm zu spielen, indem er dem Grafen Hahn sagte: „Der Mensch ist mir zu ironisch!" So mußte denn der Graf als Liebhaber den brillanten Baison aus Hamburg kommen lassen.

Kunst hatte mit dem Grafen Hahn einen Kontrakt auf 45 Gastrollen abgeschlossen. Für jedes Auftreten erhielt er 150 Thaler in Gold, außerdem mußte der Graf ihm eine elegante freie Wohnung und ein edles Reitpferd stellen.

Aber — wann hätte Wilhelm Kunst wohl jemals einen Kontrakt inne gehalten? Dies Mal war es nicht ganz freier Wille, daß er sein Gastspiel in Magdeburg schon nach der zehnten Rolle abbrechen mußte.

Kunst hatte den Grafen Greifenstein zum Entzücken der Magdeburger gespielt, als nach der Vorstellung eine fremde, schöne, junge Dame auf die Bühne und in Kunst's Arme stürzte, mit dem Jubelschrei:

„Wilhelm, ich bin's — Deine Dora! Endlich habe ich Dich wieder! Du Lieber, Böser — wie konntest Du nur aus Wien ohne Abschied von mir gehn? — Ich hielt's nicht länger

ohne Dich aus und da meine Mutter mich nicht lassen wollte, bin ich Dir heimlich nachgereis't ... Aber, Wilhelm, Du sagst Deiner kleinen Dora nicht ein freundlich Wort des Willkomm's? Freust Du Dich denn gar nicht, daß wir uns wieder haben?..."

Aber Kunst, der nie ein Weib von Herzen lieb gehabt, — der nur mit den Frauen zum Zeitvertreib spielte, wenn sie ihm — wie aller Orten — in blinder Leidenschaft in die Arme liefen, — — trat kalt zurück und sagte hart:

„Mein Fräulein, es muß ein Irrthum sein — ich kenne Sie nicht!"

Anfangs sah die Unglückliche ihn mit weiten Augen starr an, als könne sie seine grausamen Worte nicht fassen — dann wurde sie geisterhaft bleich und über ihre zitternden Lippen kam es langsam und schwer:

„Wilhelm — Du kennst Deine Dora nicht — die Du so oft geküßt — die Dir in ihrer wahnsinnigen Liebe Alles — Alles geopfert? ... Nein, sag mir, daß Du nur wieder mal Deinen bösen Scherz mit mir treibst ..."

Und er zuckte mit eisigem Lächeln die Achseln und — ging ...

Mit einem herzzerreißenden Schrei brach die Unglückliche ohnmächtig zusammen. Der Komiker Gädemann, der mit einigen Kollegen dieser erschütternden Scene sprachlos beigewohnt, fing die Ohnmächtige in seinen Armen auf und sorgte mit dem Grafen Hahn für ihre Pflege in einer wackeren Bürgerfamilie. In ihren Fieberphantasien rief sie oft flehentlich: „Wilhelm — komm — komm — zu Deiner Dora ..."

Aber er kam nicht, so oft ihn auch Graf Hahn und Gädemann drum bestürmten. Er lachte roh über das verliebte Närrchen — — und ritt sans adieu nach Halberstadt, dort ohne Erlaubniß des Grafen Hahn bei dem Direktor Miller gastirend.

Als er nach Magdeburg zurückkehrte, um am 10. November als Gustav Adolf wieder aufzutreten, war die arme Dora

gestorben — — und die Schauspieler weigerten sich: mit dem brutalen Kunst wieder aufzutreten. Schweren Herzens mußte Graf Hahn seinem Liebling und Kassenmagnet diese Mittheilung machen. Wüthend ergriff Kunst sein Gustav-Adolfs-Schwert und verfolgte den armen Direktor damit bis auf die Straße. Dann zog er schleunigst wieder in die Welt hinaus — seinem unseligen Schicksal gedankenlos entgegen irrend . . .

Bald darauf gastirte ich bei dem Nachfolger des Grafen Hahn, dessen Theaterschifflein mal wieder gestrandet war, — bei meinem alten Freunde Heinrich Bethmann in Magdeburg — und dort war noch alle Welt voll von Wilhelm Kunst's tollen — rohen Streichen.

Es kann nicht meine Absicht sein, den unheimlichen wüsten Komödianten auf allen Fahrten weiter zu begleiten. Nur einige charakteristische Hauptmomente möchte ich herausheben.

Mit Direktor Karl, der noch vor zwei Jahren jede Bühne für ehrlos erklärte, die Wilhelm Kunst wieder auftreten ließe, und der seinen durchgebrannten Helden steckbrieflich verfolgt hatte, — fand bald eine so zärtliche Versöhnung statt, daß Wilhelm Kunst 1835 in Wien wieder gastiren konnte — auch vom Publikum jubelnd empfangen. Und fast alljährlich kehrte er nach Wien zum Gastspiel zurück.

Im Frühjahr 1845 gastirte Wilhelm Kunst am deutschen Hoftheater in Petersburg mit so glänzendem Erfolge, das Kaiser Nikolaus dem Otto von Wittelsbach eine massiv silberne Rüstung schenkte und dieser in sein Journal notiren konnte:

„Petersburger Gastspiel: 25. Mai. Räuber. 1882 Rubel Einnahme. NB. Die Kaiserin Alexandra war zugegen."

Dann folgten noch viele Gastrollen mit Einnahmen von 900 — 1070 Rubeln für den Abend.

Dies Petersburger Gastspiel war der Höhepunkt von Wilhelm Kunst's Komödianten-Fahrten. Von jetzt an ging's bergab — und reißend schnell.

Schon Ende der vierziger Jahre gab es „Meerschweinchen-Bühnen" und Komödien-Abende im Leben unseres alternden und verkommenen Helden, von denen er in sein Einnahme-Journal verzeichnen mußte: „Mein Antheil — ein Gulden!" — Ja, nicht selten konnte er nichts weiter einschreiben als — Nullen! Ausrufungszeichen!! Flüche und Verwünschungen!!!

Da heißt es z. B. 1850:

„Ende des unglücklichen Jahres! Schaffhausen ist die schändlichste Stadt, die es auf der Welt giebt. Sie sei verflucht!!"

In der Schweiz war es auch, wo Kunst unter einem entsetzlichen memento mori zusammenbrach. Er hatte einen jungen Liebling bei sich, der zugleich den armseligen Einspänner kutschirte. In Bern durch wüsten Lärm in den Stall gerufen, findet Kunst den schönen Jüngling — — unter den Hufen des durch Quälereien wüthend gemachten Pferdes — als eine zerstampfte, zerfetzte, kaum noch zuckende wirre Fleischmasse. . .

Dies Schicksalsrütteln an seinem alten morschen sündigen Herzen hat Kunst nie überwunden.

Wurde er dadurch an jenes einsame traurige Sterben der unglücklichen Dora in Magdeburg erinnert? — Gestorben auch durch seine Schuld!

Seine Kraft war für immer gebrochen. Er suchte im Trunk Betäubung — Vergessenheit. Das Gedächtniß schwand mehr und mehr. Es ging rasend schnell bergunter.

Lange konnte Kunst keine Bühne betreten. Endlich zwang ihn der Hunger wieder auf die Bretter — der armseligsten Wandertruppe. . .

Noch ein Mal raffte der alte Komödiant allen Muth und die letzte Kraft zusammen. Er wollte sein altes Glück wieder

bei den Wienern versuchen, die ihm so oft zugejubelt und so oft — verziehen hatten. Er bat Nestroy, einen guten Kameraden aus der guten alten Zeit, und Nachfolger Karl's in der Direktion des Leopoldstädter Theaters, um ein Gastspiel. Er trat auf, wurde mit Jubel empfangen... und dann, als der alte Löwe nicht länger verbergen konnte, daß er keine Zähne mehr habe — — von dem herzlosen Nachwuchs verlacht und ausgezischt...

Ein Zeuge dieser Niederlage schreibt: „Ich sah Kunst den Tell wieder spielen — aber, Ihr Götter, wie! Nicht nur, daß er kaum mehr zusammenhängende Stellen ohne Gedächtnißfehler herzusagen wußte — er hatte sich auch, wahrscheinlich um den Souffleur noch zu hören, einen monotonen, breiten Vortrag angewöhnt, gleich einem Methodistenprediger. Es war nicht mehr zum Aushalten und selbst Ludwig-Löwe, der ihm bis zuletzt die Stange hielt, sagte aufseufzend im Hinausgehen: „Nun ist's genug!"

Zwei Jahre später — einunddreißig Jahre nach jenem ersten glanzvollen Auftreten als Jaromir im Berliner Opernhause — als Gatte der großen Sophie Schröder — wagte sich Wilhelm Kunst auch auf die Berliner Bretter des damals noch winzigen Wallner-Theaters, im Volksmunde „die grüne Neune" genannt

Franz Wallner, der Kunst aus seiner Wiener Glanzzeit kannte, erzählt uns dies trübselige Gastspiel:

„Im Jahre 1857 wendete Wilhelm Kunst sich in einem herzbrechendem Briefe an mich, indem er mich bat, ihm einige Gastrollen zu bewilligen. Es sei eine Lebensfrage für ihn wieder einmal an einem guten Theater zum Auftreten zu gelangen, und ich würde mich überzeugen, daß er noch „der Alte" sei. — Ach, er war nicht mehr der Alte, in dem Sinne, wie er es meinte, sondern es war in der eigentlichsten Bezeichnung des Worts der „alte Kunst," der zu mir ein-

trat. Abends in seiner Rolle Percival in „Griseldis“ fiel er total durch, und das Publikum verhöhnte den kokett geschminkten und gleich einem Kunstreiter herausgeputzten verfallenen Komödianten, der nicht eine Spur der einstmaligen Herrlichkeit, ja nicht einmal den Wortlaut seiner oft gespielten Rolle behalten hatte. Das Herz wendete sich mir im Leibe um, als ich, im Zuschauerraum anwesend, das harte Urtheil der jüngeren und rücksichtslosen Theatergänger anhören und dasselbe gerecht finden mußte. Auf die Vorwürfe, warum ich Kunst überhaupt spielen ließe? — hatte ich nur ausweichende Antworten. Ich konnte den Fragenden ja nicht auseinander setzen: das ich den Mann gekannt habe in der Blüthe seines Ruhmes, in Glanz und Reichthum, mit Jubel empfangen und aufgenommen von den verwöhntesten Kennern der Residenz, ein hochwillkommener Gast für den stolzesten Intendanten der stolzesten Hofbühne.

Nach der Vorstellung begab ich mich zagend in die Garderobe meines Gastes und fand denselben am Tische sitzend; einzelne bittere Thränen rollten ihm über die geschminkten Wangen herab. — „Warum hat mein Vater mich nicht Bauer werden lassen!“ — rief er mir schluchzend entgegen.

Einer kleinen Gesellschaft, die ich ihm und der Vergangenheit zu Ehren einige Tage darauf zu mir gebeten hatte, war er die unerquicklichste Erscheinung, die man sich denken konnte: — er selbst im abgetragenen schwarzen, zu eng gewordenen Leibrock in die Sophaecke gedrückt; meine Gäste in Verlegenheit, welches Gesprächsthema sie mit der verfallenen Größe anschlagen sollten; ich wohl der Befangenste unter Allen. . .

Noch zweimal unternahm ich das Wagniß, den Gast dem Berliner Publikum vorzuführen, — dann beschloß ich, mich für die noch zu gebenden Rollen mit Auszahlung des Honorars abzufinden. Es war überflüssige Angst von mir, daß er mir dies übel deuten könne; die Hast, mit welcher er daß

versiegelte Packet entgegennahm, die Bereitwilligkeit, mit welcher er um diesen Preis auf jedes fernere Auftreten verzichtete, bewiesen mir nur zu deutlich: daß der Mann bereits gewohnt war, Almosen und Unterstützungen als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Er reiste sans adieu ab; ich habe ihn nie wieder gesehen. . ."

Und er muß — ja, er muß nothwendig an jenen Augusttag 1826 zurückgedacht haben, als er zum ersten Mal „sans adieu" Berlin verließ. Was Alles lag zwischen diesem und — jenem Scheiden! Wie viel Glanz und Uebermuth — — und wie viel Sünde und Elend!

Im Herbst 1858 finden wir Wilhelm Kunst in Schleswig gastirend. In Schleswig, wo er vor Jahren mit eigenen vier Pferden durch die Straßen rasselte, als er hier in silberner Rüstung vor König Friedrich VI. von Dänemark seine glänzenden Ritter spielte. . .

Wie anders jetzt! Hüstelnd und gebrochen saß er da während der Probe zu Wilhelm Tell, in einem schäbigen Pelz, müde und gelangweilt, das Stück zu Ende hastend, indem er seine Monologe überschlug und immer wieder dazwischen murrte: „Machen wir's kurz — den alten Bettel kann ja Jeder auswendig!"

Und doch verließ ihn selber am Abend das Gedächtniß total. Ein junger Schauspieler, der den Rudenz spielte, schildert die Scene:

„Das Haus war am Abend trotz des Gastes nur spärlich besetzt. Kunst erschien sehr spät in der Garderobe. Er hustete stark und trank Wasser mit Syrup. Ich hatte sein Bild als Tell gesehen, wie er ihn in Wien ehedem gespielt, im Zenith seiner Laufbahn. Ach das war der kühne Schweizerheld nicht mehr, der sonst, die vollendetste Männergestalt mit der imponirenden vollen Schöne, alle äußern Requisiten zum Entzücken des Publikum's repräsentirte. Das war die Er-

ſcheinung und das Koſtüm eines alten Herrn, der eine Maskerade wider Willen mitmachen muß und wohl Acht hat, das er ſich nicht erkälte.

Als Kunſt die Scene betrat, wollten einige Gründlinge im Parterre ihm entgegen applaudiren, — von den Logen antwortete man mit leiſem Ziſchen. Der Künſtler zuckte zuſammen, als habe ihn ein electriſcher Schlag berührt. Seine Lippen preßten ſich auf einander und unbewußt hob ſich die halbgeballte Fauſt empor. Wieder ſah ich das phosphoriſche Aufblitzen im Auge — dann ſchüttelte er verächtlich den Kopf und deklamirte ſeine Verſe. Es war noch immer Metall in dem ſonoren Organ. . .

Ich hatte gehofft, daß der große Monolog in der hohlen Gaſſe das Publikum erwärmen werde. In der erſten Kouliſſe hatte ich Poſto gefaßt, um ihn zu hören. Kunſt erſcheint auf dem Felſen. Er blickt um ſich, wie ein Verfolgter und eilt in die vordere Scene. Hier angelangt, ſtreicht er die Haare zurück und ſcheint das Terrain zu recognosciren. Das Alles machte ſich vortrefflich, — aber warum dieſe Pauſe??. . . Warum dies nochmalige Umherirren an allen Kouliſſen vorüber?. . . Auch dicht an mich kommt er heran. . . „Das erſte Wort!“ liſpelt er in der höchſten Angſt. — „Durch dieſe hohle Gaſſe . .“ antworte ich mechaniſch. Er nickt lächelnd zum Dank und beginnt den Monolog. . . Mir ſchnitt es tief in's Herz. . .

Wir ſprachen über die Reſultate ſeiner Gaſtſpiele. „Es iſt ein elend Leben!“ — brummte er. — „Da iſt ein Neſt in Sachſen — das ſcheußlichſte Loch auf der deutſchen Karte. Da hat Wilhelm Kunſt an einem Abend für ſeinen Tell ſieben Groſchen als Gaſtſpiel-Antheil erhalten! Was ſagen Sie dazu? Sieben Groſchen!“. . .

Am andern Tage gaben wir den Pariſer Taugenichts. Das Haus war faſt noch ſchlechter beſetzt, als bei unſeren

gewöhnlichen Vorstellungen . . . Kunst blickte durch das kleine Loch im Vorhang und fluchte vor sich hin. . . Seine Maske als General Morin war trefflich; man sah den Parvenu, dessen Feldwebel-Manieren sich unter den Generals-Epauletten nicht verstecken ließen. In den Scenen mit Louis und dessen Schwester schlug er wundersame Töne an, so weich, so gefühlvoll! In der großen und dankbaren Scene mit der Baronin wußte er sich jedoch nicht zu mäßigen. Es fehlte eben die Selbstkritik und die geistige Ueberwachung, welche allein im Stande sind, eine harmonisch abgeschlossene Kunstleistung zu erzeugen. . .

Als der Theaterdiener dem Gast den Kassenrapport in die Garderobe brachte, warf er den Zettel wüthend auf die Schminke und rief: Grüßen Sie Ihren Direktor und sagen Sie ihm, daß ich morgen früh abreisen werde. . ."

Nach Abzug der Tageskosten war für ihn nichts übrig geblieben.

Bald darauf langte Wilhelm Kunst wieder in Wien an — — im tiefsten Elend, gebrochen an Körper und Geist — — als Bettler an die Thür der alten Kollegen klopfend. . . Noch einige Mal trat er auf — in einer offenen Bretterbude der Vorstadt Fünfhaus. . .

Ein Augenzeuge dieses Jammers, der Ungar Kertbeny, schreibt darüber:

„Das war ein doppelter Anblick zum Grauen. Die Tage zählten schon zu den kühlen und der Wind wirbelte ganze Staubwolken auf, die Koulissen der offenen Bretterbude krachten und ächzten, die Hälfte der Lichter war durch den Sturm ausgeblasen. Es dunkelte . . . und dabei stand der alte Held auf der Scene und brüllte wie ein Leu die kunterbuntesten Sätze durch einander, nie zur rechten Zeit auf ein Stichwort einfallend. Ich machte, daß ich wieder aus der Bude kam. Aber richtig, sie hatten sich trotz alledem auch

hier wieder eingefunden, wie früher im Karltheater — seine treuen Freunde, die alten Schauspieler der Burg und der Vorstadtbühnen; alle waren sie da, die eben an dem Tage nicht zu spielen hatten, und es schien, als kämen sie so getreu mehr ihren Erinnerungen zu Liebe, an die Zeit wehmüthig zurückdenkend, wo sie sammt dem alten hinfälligen Zugvogel jung, frisch, fröhlich und thatenlustig waren. Und diese alten Herren sind ihm dann bis ans Grab treu geblieben. . .

Als ich im Frühjahr 1859 eines Nachmittags die Jägerzeile in Wien hinabging, rief vom ersten Kaffehause vor dem Leopoldstädter Theater her eine schwache Stimme meinen Namen. Ich kehrte mich rasch um und sah an einem Tische Wilhelm Kunst. . . Er sprach sehr heiser und kurzathmig, das Auge gläsern und schläfrig, am ganzen Leibe und im Gesicht aufgedunsen, schimpfte der einst so berühmte Heldenspieler auf alle Direktoren von Bühnen ersten Ranges, daß sie sein Riesengenie fürchteten und ihn daher nicht auftreten ließen — und welche Diebe und Betrüger die kleineren Direktoren seien! Ich hörte geduldig zu; Mitleid und Grauen überkam mich gegenüber diesem sichtbaren Verfall. Und wie isolirt der Mann war, daß er sich an das erste schlechtere Kafé setzte und nicht an das zweite, wo alle die anderen Schauspieler zu sitzen pflegen; als während unseres Gespräches Karl Treumann vorüber ging, grüßte dieser hastig und sah nach der anderen Seite. . ."

In einer armseligen Bretterbude auf dem Pferdemarkt zu Hamburg hat der junge, schöne, reichbegabte Wilhelm Kunst 1816 zuerst die gefährliche schiefe Ebene des Komödiantenlebens betreten — — dreiundvierzig Jahre später war er wieder in einer elenden Bretterbude angelangt — und zugleich am Ende seiner trostlosen Laufbahn hier unten.

Zwischen diesen beiden bretternen Komödiantenbuden liegt ein langes buntes — von Gott so wunderreich geschmücktes

— — aber von den Dämonen des eigenen Herzens verwüstetes und fortgeworfenes — — armes verlorenes Menschenleben!

Nach jener skandalösen Bretterbude der „Arena“ zu Fünfhaus hatte die Erde für Wilhelm Kunst nur noch ein letztes winziges Bretterhäuschen übrig — den Armensarg!

In einem armseligen Kämmerchen der Wiener Josefstadt hat Wilhelm Kunst lange krank gelegen, von dem Mitleid seiner alten Kameraden aus besseren Zeiten vor dem Hungertode geschützt ... Dort lag er einsam am 10. November — als Wien — als draußen die Welt Schillers hundertsten Geburtstag mit Jubel feierte ... Ludwig Löwe hatte ihm davon erzählt, — auch: daß in München die große Tragödin Sophie Schröder — noch immer hochgeehrt und gefeiert — in ihrem achtundsiebenzigsten Lebensjahre Schillers „Glocke“ öffentlich sprechen werde ... und hier lag ihr treuloser Gatte — — ein vergessener sterbender Bettler ...

Das nagte und fraß — und nagte und fraß — in der todtenstillen Einsamkeit der dunklen kalten Sterbekammer doch gar zu furchtbar an dem Herzen des alten Komödianten ...

Nein, der Gedanke wollte nicht weichen: Wie anders wär' Dein Sterben, wenn Du den Dämonen Deines Herzens und Deines sündigen Fleisches nicht den Sieg über Dich gelassen hättest! Wie anders wär's heute, wenn Du nicht so blind und toll drauf los gelebt — wenn Du mit dem Dir anvertrauten reichen Pfunde treu und redlich gewuchert hättest — wenn ein liebevolles Weib und zärtliche Kinder Dir jetzt zur Seite säßen und dir die Augen weinend zudrückten und Dein Andenken werth und in Ehren hielten ...

Ja, wie anders!! — Während jetzt ...

Die letzten Gedanken eines schuldbeladenen Sterbenden sind unsäglich qualvoll ...

Auch mir graut vor dem Sterben! —

In der siebenten Nacht nach jenem Schiller- und Sophie Schröder-Jubelfest ist Wilhelm Kunst in Wien einsam gestorben.

Ludwig Löwe und die anderen alten Getreuen gingen hinter dem dürftigen Sarge des todten Kameraden her. Schneeflocken und dürre Blätter umwirbelten sein Grab — — mit der Armen-Nummer 39 . . .

* * *

Wilhelmine Schröder hatte von ihrer genialen Mutter das große dramatische Talent geerbt — aber auch das heiße wildleidenschaftliche Herz mit seinen bösen Dämonen.

Zuerst bin ich Wilhelmine Schröder-Devrient in Berlin begegnet. Sie kam im Dezember 1828 von Dresden, wo sie seit Ostern 1823 als erste dramatische Sängerin engagirt war, zu einem Gastspiel nach der „Hauptstadt der Musik", wie der französische Geigen-Virtuos Boucher Berlin nennt. Sie erschien nach den Triumphen einer Katalani, Henriette Sontag, Nannette Schechner, Sabine Heinefetter, Konstanze Tibaldi — und dennoch hatte sie gleich durch ihre erste Rolle die Berliner im Sturm erobert: Durch Webers Euryanthe. Sie siegte durch ihr großartiges erschütterndes Spiel — durch ihren ergreifenden seelenvollen Gesang — und durch ihre ganze siegende Persönlichkeit, so daß sie gleich nach dem Fallen des Vorhanges am Schlusse des zweiten Akts stürmisch hervorgerufen wurde, was in Berlin noch keine Euryanthe erreicht hatte, obgleich die Schechner durch das reiche Metall ihrer wunderbaren Stimme und die Sontag durch die vollendete Technik ihrer reizenden Gesangskunst sie weit übertrafen. Beide hochberühmten Sängerinnen sangen eben mit ihrer glänzenden Kehle — während Wilhelmine Schröder-Devrient mit ihrer glühenden Seele sang.

Nicht weniger enthusiasmirte die geniale Künstlerin die Berliner in ihrer zweiten Rolle, als Rezia in Webers

„Oberon" — besonders durch die gewaltige Arie: „Ocean, du Ungeheuer!" — Man hörte in ihrem Gesange das wilde Rollen und Grollen des tobenden Meeres.

Rellstab schrieb damals: „Madame Devrient hat die Rezia mit einer Tiefe des Gefühls und so reich schaffender Phantasie aufgefaßt, daß sie uns sowohl musikalisch, als dramatisch ganz neue Aufschlüsse über diesen Charakter gegeben hat . . ."

Und wie wußte sie als liebreizendes Schweizermädchen Emmeline zu entzücken!

Auf der Königstädter Bühne sang sie die Titelrolle in Paers komischer Oper: „Sargines, oder der Zögling der Liebe" und die Anna in Boildieu's „Weißer Dame" — eine Glanzrolle der Sontag — mit großem Erfolge, was aber die guten witz- und lachlustigen Berliner, die schon so manches pikante Geschichtchen von Wilhelminens heißem leidenschaftlichen Herzen zu erzählen wußten, nicht abhielt, zu glossiren: „Wie? die will ein Zögling der Liebe sein? Die könnte schon janz jut als Professor der Liebe auftreten!"

Auch persönlich sollte ich der genialen Künstlerin und gefeierten schönen Frau damals schon näher treten. Ihre glühendsten Verehrer gaben ihr ein glänzendes Künstler-Fest mit Musik, Gedichten, Blumen, Lorbeerkränzen und anderen Huldigungen. Ich war aufgefordert, mit mehreren Damen die Honneurs zu machen. Am meisten bewunderte ich bei unserer strahlenden Festeskönigin die Mobilität ihrer bedeutenden Züge, die leuchtenden — lachenden blauen Augen, das wundervolle reiche blonde Haar und den seltenen Verein hoher-geistiger Begabung mit lieblich naiver Heiterkeit.

Von allen Seiten bestürmt, etwas zu singen, ließ sie sogleich eine Guitarre kommen und begleitete sich selber das einfache, herzige Alpenlied:

„Auf der Alm bin ich so gerne,
Denke Dein, Du süßes Lieb . . ."

Welch' ein Zauber lag in diesem schlichten Gesange! — Ein warmes liebevolles Menschenherz! Das lockte uns die beglückende Thräne in's Auge. Tief bewegt lauschten alle den süßen, innigen Herzenstönen. Ein stürmisches Dakapo erfüllte Wilhelmine mit lächelndem Danke.

Der lustige Spitzeder verstand es aber prächtig, uns aus der weichen Stimmung zum übermüthigen Festjubel zurückzuführen. Er ließ sich die Guitarre reichen und begann in seiner urkomischen Weise ein klassisches Wiener Straßenlied, voll des blühendsten Unsinns zu singen. Mir sind nur einige Verse in der Erinnerung geblieben:

Mein Madel
Das kocht Knadel,
Die sind groß als wie mein Kopf . . .
(leise)
— — Hat kein Wasser in dem Topf!

Dann:

Dort auf der Birkenspitz
Sitzt ein alter Stiegelitz,
Der pfeift in guter Ruh . . .
(leise)
— Und hat den Schnabel zu!

Um unser jubelndes Lachen — bis zu Thränen und zum Umfallen — zu verstehen, müßte man das liebe listige Urkomiker-Gesicht Spitzeders dabei sehen. Aber der Münchener Friedhofsrasen deckt es schon seit fast einem halben Jahrhundert . . .

Welch ein herzfröhlicher Dezembertag war das 1828! Und Wilhelmine Schröder die heiterste, ausgelassenste von uns Allen . . . Heute bin ich wohl nur noch allein übrig, davon zu erzählen.

Wilhelmine war damals grade 24 Jahre alt, und in ihrer Lustigkeit und Lebendigkeit, mit den glühenden Wangen, den blitzenden, meertiefen blauen Augen und dem frischen Blumenkranze in den wogenden üppigen Locken schön und berückend — wie eine Bacchantin.

Sie war nur drei Jahre älter, als ich — aber welch ein buntes wildbewegtes Leben hatte sie schon hinter sich! Ein Leben, durchstürmt und zerrissen von des Herzens Dämonen. Sie war eine geschiedene Frau und Mutter von vier Kindern — und doch kinderlos! Das Gericht hatte die Kinder dem Vater zugesprochen, dem die Mutter die Treue gebrochen!

Schon ihre Kindheit war eine heimat- und ruheloſe, wie bei den meisten Komödiantenkindern. Sie erzählt selber:

„Mit meinem vierten Jahre begann für mich die Zeit der „Arbeit“ und ich mußte früh im Leben anfangen, mir mein Brod zu verdienen . . .“

Die Mutter, Sophie Schröder, „leicht empfänglich und von einer Idee hingerissen“, ließ ihr Töchterchen bei einem in Hamburg als Tänzer lebenden Mulatten zur Tänzerin ausbilden. Schon in ihrem neunten Jahre betrat Wilhelmine in einem Pas de châle und in einem englischen Matrosentanz die Hamburger Bühne mit Beifall — „ein Filzhütchen mit blauen Bändern auf dem Kopf und Schuhe mit Holzsohlen an den Füßen. Von diesem ersten Auftreten ist mir nur noch erinnerlich, daß das Publikum dem kleinen gewandten Aeffchen zujauchzte, daß mein Lehrer sehr beglückt war und daß mich mein Vater auf seinen Armen nach Hause trug. Meine Mutter hatte mir vor Beginn des Tanzes, je nachdem ich meine Sache machen würde, eine hübsche Puppe oder Prügel in Aussicht gestellt — und gewiß war es die Angst, die meine kleinen Glieder leicht und gelenkig machte, denn die Schläge meiner Mutter thaten weh . . . Von meinem Schulunterricht wüßte ich nichts zu sagen. Er war jedenfalls sehr mangelhaft, wie ich denn überhaupt bis zu meinem zwölften Jahre zu keinem andern Studium ernsthaft angehalten wurde, als zum Tanz. Aber meine Phantasie war schon damals sehr angeregt . . .

Das Kriegsgetümmel (1813) sollte auf das Schicksal meiner Eltern einen entscheidenden Einfluß haben. Während der Besetzung Hamburgs durch den (russischen) General Tettenborn hatte meine Mutter in dem Gelegenheitsstück „die Russen in Deutschland" eine russische Kokarde vor der Brust getragen. Als darauf Davoust einrückte, verlangte er, daß nun mit der französischen Kokarde gespielt würde. Meine Mutter zögerte lange, diesem Befehl zu gehorchen, und als sie nicht mehr ausweichen konnte, erschien sie — zum Gelächter des ganzen Publikums — mit einer tellergroßen blauweißrothen Kokarde. Sie wurde in Anklagestand versetzt, und sollte als Gefangene nach Frankreich geschleppt werden. Wir mußten flüchten und ich erinnere mich, daß meine größte Sorge war, die Franzosen könnten mir meine Puppe wegnehmen, weshalb ich sie auf's ängstlichste unter meiner Schärpe verbarg . . ."

Die Familie Schröder — Vater, Mutter und vier Kinder — beginnt nun ein ruheloses fahrendes Komödiantenleben, in jenen Kriegstagen doppelt zerfahren Die zehnjährige Wilhelmine und ihre jüngere Schwester Elisabeth müssen in Tanzschuhen schon wacker mit „arbeiten", um das tägliche Brod verdienen zu helfen.

Der Kanonendonner der Schlacht von Hanau vertreibt die armen Komödianten aus Frankfurt a. M. wieder nordwärts. Endlich finden sie in Prag beim Direktor Liebich ein Engagement. Wilhelmine und ihre Schwesterchen müssen im Kinderballet mitwirken. Darüber heißt's später: „Die Rückerinnerung an diese Zeit krampft mir noch heute das Herz zusammen. Wir waren der rohesten Behandlung ausgesetzt, von den schlechtesten Beispielen umgeben und lernten nichts als tanzen und dumme Streiche . . ."

Als Sophie Schröder und ihr Gatte 1815 in Wien am Burgtheater ein Engagement fanden, traten ihre drei kleinen

Töchter in das damals berühmte Horschelt'sche Kinderballet ... Die gefährlichste Lebensschule für das neugierige Kinderauge und die zarte, sorglose Kinderseele! Auch die arme junge Wilhelmine hat nicht ungestraft unter diesen Palmen getanzt! — Das Horschelt'sche Kinderballet wurde später wegen grober Unsittlichkeiten polizeilich aufgelöst. Ein Graf Kaunitz, Sohn des sybaritischen Ministers der Kaiserin Maria Theresia, wäre damals in den „schweren Kerker" gekommen, wenn er eben nicht — der vornehme Graf Kaunitz gewesen. Welche Dämonen wuchsen da in dem jungen Herzen der reizenden kleinen Ballettänzerin Wilhelmine Schröder auf! —

Das größte Unglück für die junge wilde Wilhelmine war der frühe Tod ihres liebevollen braven Vaters. Das spricht sie selber viel später in den Worten aus:

„Ich kann nie ohne Rührung daran denken, mit welcher Umsicht, Sorgfalt und Güte sich der Vater unserer körperlichen und geistigen Pflege annahm. Wie oft bin ich mitten in der Nacht davon erwacht, daß er vor unsere Betten kam, um sich von unserem gesunden Schlaf zu überzeugen; und mit welcher milden Festigkeit suchte er unsere Wildheit zu zügeln, uns an Ordnung und Regelmäßigkeit zu gewöhnen! O wäre mir dieser Vater nicht zu einer Zeit durch den Tod entrissen, wo ich seiner so sehr bedurfte — wie ganz anders wäre es wohl mit mir geworden! Aber eine liebende Hand sollte mir nicht den Lebenspfad ebnen, sondern wie im wilden Strom sollte ich über Klippen und Abgründe dahinjagen — ob Herz und Seele mir auch brechen wollten, wie die aufschäumenden Wellen ..."

Welch eine Anklage liegt zwischen diesen Zeilen gegen die eigene Mutter!

Ob ganz mit Unrecht?

Sophie Schröder war damals die gefeierte Sappho des Burgtheaters. Der Phaon ihres Herzens — der beliebte

Wiener Miniaturmaler Daffinger, der seine Sappho in ihrem zweiunddreißigsten Lebensjahre, also noch bei Lebzeiten Friedrich Schröders, malte.

Wilhelmine bildete sich bald nach des Vaters Tode unter der Leitung ihrer Mutter für das Schauspiel aus. Sie war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als Phaon-Daffinger die Entdeckung machte, daß sie die liebreizendste Melitta neben dieser hehren Sappho sein würde ... Und eines Tages fand Sappho ihren Phaon und die blondlockige, blauäugige Melitta sehr zärtlich bei einander ... Da gab es eine leidenschaftliche Scene. Sappho fiel ganz aus der Rolle. Sie segnete nicht Phaons und Melitta's Liebe und stürzte sich nicht im edlen Opfermuth in's Meer ... Sie traktirte die Liebenden mit Ohrfeigen ...

So lernte die junge Wilhelmine des Herzens „niederträchtige Leidenschaft" schon früh kennen — durch den Liebhaber ihrer Mutter.

Ja, ihre Jugenderziehung im Hause der Mutter hat viel an ihrem Herzen und an ihrem ganzen leidenschaftdurchstürmten Leben gesündigt. Dort sah und hörte sie so Manches, was für ein keusches Mädchen-Auge und -Ohr nicht taugt. Der böse Wurm fraß die holde Knospe an, ehe sie sich noch zur vollen Blüte entfalten konnte. — —

Am 13. Oktober 1819 betrat Wilhelmine Schröder, welche sich schon früher auf der Stegmeyer'schen Liebhaberbühne versucht hatte, noch nicht ganz fünfzehnjährig, mit ihrer Mutter Phädra zum ersten Mal als Aricia das Wiener Burgtheater. Ihr erster Kritiker, Kastelli, schreibt darüber:

„Eine einnehmende körperliche Bildung, eine für ihr Alter bewundernswerthe Besonnenheit im Spiel, eine reine und verständige Deklamation zeugten von der guten Schule, aus der sie hervorging. Als das Publikum sie am Schlusse hervorrief, führte die geehrte Mutter sie an der Hand vor

und empfahl sie nicht nur der Nachsicht, sondern auch der Strenge des Publikum's . . ."

Mit Beifall spielte Wilhelmine damals auch die Luise Millerin, die Ophelia, die Beatrice in der „Braut von Messina."

Aber die Wiener sollten bald durch ihren blonden Liebling noch mehr überrascht werden. So schreibt der alte genialisch-wunderliche, später im Trunk so traurig verkommene Musikkritiker Kanne:

„Am 20. Januar 1821 war eine neue Erscheinung für das Hofoperntheater am Kärntnerthor: Wilhelmine Schröder als Pamina. Die kluge Mutter hatte das Mädchen früher in keinem Privatzirkel singen lassen; Niemand wußte, daß das Mädchen musikalische Kenntnisse besitze, und so war gleichsam eine Sängerin aus den Wolken herausgefallen. Man wunderte sich daher um so mehr, bei ihr eine ziemlich gebildete Stimme, eine ganz reine Intonation und einen zwar einfachen, von allen Schnörkeleien entfernten, aber sehr angenehmen Vortrag zu finden. Diese Vorzüge, verbunden mit einem Schauspielertalent, wie noch wenige große Sängerinnen bewiesen haben, gewährten einen eigenen Zauber und entzückten die überraschten Zuhörer so sehr, daß das Haus von Beifall widerhallte . . ."

Noch größeren Enthusiasmus weckte sie bald darauf als Emmeline in der „Schweizerfamilie" von Weigl. „Ihr Spiel war meisterhaft — idealisch kann man es nennen — voll Innigkeit, Natur und Wahrheit. Sie sang einfach und herzlich, wie es die Rolle erfordert . . . Das Publikum liebt sie schon."

Sie war in dem einfachen echten derben Schweizerkostüm, das keine Spur von dem damals üblichen Theaterflitter zeigte, „schön wie die Morgenröthe" — und bald trug das ganze weibliche Wien „Emmelinen-Röcke" à la Wilhelmine Schröder.

Als Marie im „Blaubart“ erfüllte sie „durch ihre herzdurchdringenden Töne und Geberden, wirklich dem Innern entquollen, das Publikum mit Mitleid und Schaudern. Sie gab den ganzen Part mit gleicher, ja gegen den Schluß der Oper mit steigender Kraft und leistete im Spiele, besonders in den zwei letzten Akten, von dem Moment ihres Herausstürzens aus dem Schreckensgemache an, bis zum Schlusse so Bedeutendes, daß diese Rolle wohl nicht leicht wahrer und ergreifender irgendwo gegeben werden dürfte . . .“

Und diese Marie war erst sechszehn und ein halbes Jahr alt! Aber sie war kein harmloses Kind mehr. Ein solches würde des Blaubarts Weib nicht so erschütternd zu verkörpern vermocht haben. Sie hatte selber schon vom Baume der Erkenntniß gegessen — sie hatte schon gelebt und geliebet.

Entzückend und berückend wirkte sie bald darauf als Agathe im „Freischütz“: „Eine reizende Blondine von 16 Jahren, verbindet mit einer herrlichen wohlklingenden Stimme das innigste Gefühl im Vortrage und einen seltenen, von der Mutter theils ererbten, theils erlernten Grad von Schauspielkunst!“ — Und Weber, der im nächsten Jahre seine Oper in Wien selber dirigirte, soll schon damals gesagt haben: „Sie ist die erste Agathe der Welt und hat Alles übertroffen, was ich in die Rolle hineingelegt zu haben glaubte.“

Und dann — im November 1822 — schuf Wilhelmine Schröder unter den Augen des armen alten, tauben Beethoven die Rolle seines bis dahin verkannten, ja für unmöglich gehaltenen Fidelio — für die Welt — für die Unsterblichkeit! Ihre dramatische Kraft und die Glut ihres lebensprühenden Herzens wußten des Meisters Töne zu verkörpern, wie weder vor ihr noch nach ihr eine Sängerin. Und unsere Künstlerin hat auch nie in einer andern Rolle reinere Triumphe gefeiert, als in dieser ihrer Meisterschöpfung.

Beethoven saß während der Aufführung seiner Oper im Orchester, tief in seinen Mantel gehüllt, daß nur die glühenden Augen daraus hervorleuchteten. Und er sah seinen Fidelio vor sich, wie er sich dies hehre Weib im Mannesgewande und mit dem großen opferstarken Herzen in seinen melodiedurchrauschten Träumen gedacht hatte. Und nach der Vorstellung ging er auf die Bühne zu seinem Fidelio und sein sonst so finsteres, menschenscheues Auge lächelte und er dankte der jungen Sängerin für ihre Belebung seiner liebsten Tongestalt und er streichelte ihr die Wangen und versprach ihr, eine neue Oper für sie zu komponiren . . . und sie küßte ihm gerührt die Hände . . .

Ein weihevoller, unvergeßlicher Augenblick im Leben unserer Künstlerin! Und was sie sich und dem Meister damals gelobt, hat sie glänzend gehalten: im jubelvollen Triumphe hat sie den Fidelio durch die Welt geführt und ihm selbst in dem spröden England und in dem verneinenden Frankreich bis auf den heutigen Tag einen strahlenden Siegesthron erobert!

Mit dem Fidelio hielt Wilhelmine Schröder im Frühling 1823 ihren siegreichen Einzug in das neue Engagement zu Dresden. Dieser Bühne hat sie volle 24 Jahre als größte Zierde angehört und dort sind wir später auch intimere Kolleginnen geworden.

In Dresden war es aber auch, wo die wilden Dämonen verzehrender Leidenschaften mehr und mehr Gewalt über dies junge heiße zügellose Herz gewannen — — bis dies arme Herz und ein ganzes, so wunderbar reich angelegtes Menschenleben unter ihrem vernichtenden Odem zu Grunde gingen, wie Semele unter dem Flammenkusse Jupiters . . .

Wilhelmine Schröder war 18 Jahre alt und freie Herrin ihrer Person und ihrer 2000 Thaler Jahresgage, als ihr in Dresden der jugendliche Held und Liebhaber Karl Devrient

huldigend nahte. Er war schön und vollblühend wie Antinous — kaum fünf Jahre älter als die reizende, von aller Welt vergötterte blonde Sängerin — und er las in ihren Augen der Liebe lodernde Glut ... Sie liebten sich bald wie die Turteltauben.

Im Juli kamen die Liebenden zu einem glücklichen Gastspiel nach Berlin. Dort, in der Jerusalemer Kirche, ließen sie sich in aller Stille trauen. Dann gastirten Beide in Hamburg — und hier stand zum ersten Mal der bald weltberühmte Name „Wilhelmine Schröder-Devrient" auf dem Theaterzettel.

Es war ein wunderschönes glückliches Paar, das nach Dresden zurückkehrte und in den nächsten Jahren gastirend mit einander im eleganten eigenen Wagen die Welt durchzog. Besonders versetzten Beide das alte Königsberg im Frühling 1825 in einen wahren Rausch von Entzücken — von der Bühne herab und im geselligen Leben. Davon wußten die guten Königsberger noch viel zu erzählen, als ich drei Jahre später dort gastirte, auch im Frühling. Jene Königsberger Tage sind wohl die glücklichsten im Leben Wilhelminens gewesen.

Sie entzückte, rührte und erschütterte nicht nur als Agathe, Emmeline, Donna Anna und Leonore-Fidelio — sondern, um das Glück zu haben, mit dem geliebten Gatten zusammen spielen zu können, trat sie damals auf Gastreisen auch im Schauspiel auf. So gab sie die Preziosa und Luise Millerin — er den idealsten Don Alonso und den feurigsten Ferdinand von Walter. Die eifersüchtige Liebe war bei Karl Devrient damals noch so groß, daß er sich eines Abends unter die Statisten mischte, um als Jäger seine ohnmächtige Euryanthe in eigenen Armen auffangen zu können ... Und nach drei kurzen Jahren? Wo waren da das Glück und die Liebe geblieben? — Die Eifersucht trat vor Gericht und klagte auf Scheidung wegen sträflichsten Treubruchs!

Von dem Enthusiasmus, den die glückliche Wilhelmine Schröder-Devrient auf der Königsberger Bühne und im Leben erregte, erzählt ein hübsches Geschichtchen:

Die Künstlerin hielt es nicht unter ihrer Würde, in Holtei's damals beliebter Posse: „Die Wiener in Berlin" die Luise von Schlingen zu spielen und zu singen — entzückend alle alten und jungen Herzen. Kaum hatte sie das eingelegte Lied:

Einmal noch die schöne Gegend
Meiner Heimat möcht' ich sehen ...

unter stürmischem Beifall beendet, — da erhob sich im Parket ein kunstbegeisterter Königsberger und streckte die Hände bittend zur Bühne empor:

„Ach, meine himmlische Madame Devrient, wenn ich doch von diesem reizenden Liedchen eine Abschrift bekommen könnte!"

Und Frau von Schlingen lächelte mit unwiderstehlicher Schalkheit in's Parket hinab:

„Bedaure unendlich, mein verehrter Herr — aber Herr Bäuerle in Wien hat mir das Lied nur zum Singen erlaubt und ich darf keine Abschrift davon geben. Sollten Sie jedoch das Lied von mir da capo verlangen und Papier und Bleistift bei der Hand haben — — so ..."

Ein tausendstimmiger Jubelruf: Da capo! da capo! erschütterte das Haus. Luise von Schlingen wiederholte das Lied — und hundert Hände schrieben es nieder. Am andern Tage sang ganz Königsberg — damals sicher nicht „die Stadt der reinen Vernunft" — auf allen Straßen und in allen Salons: „Einmal noch die schöne Gegend ..."

Von dem unwiderstehlichen Zauber der Künstlerin und der Frau entwirft Fanny Lewald, ein Königsberger Kind, damals vierzehn Jahre alt, in ihren Erinnerungen uns ein reizendes Bild:

. . . „Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Lieblichkeit, entsprachen der idyllischen Rolle (Emmeline) vollkommen; aber schon damals war sie im Besitz großer tragischer Kraft, denn die sanften Klagen Emmelinens, ihr Heimweh, ihre unschuldige Liebessehnsucht wurden in der Darstellung der Devrient so ergreifend, daß das ganze Publikum sich der Thränen nicht erwehren konnte, und Männer und Frauen, denen solche Jugendliebe fernab lag, fanden sich wie verjüngt von dieser Darstellung derselben. Die Arie: „Ich bin so heiter, so fröhlich!“ — wurde in ihrem Munde zur rührendsten Liebesklage, und das schmerzliche Seufzen und der Ton zurückgedrängter Thränen, die aus den Versicherungen ihrer Heiterkeit immer durchklangen, waren tief erschütternd. — Am andern Tage sah ich sie in einer Gesellschaft auf dem Landsitze einer Familie, mit deren Töchtern sie befreundet war. Frauen und Männer umringten sie; wir jungen Mädchen staunten sie aus der Ferne an, geblendet von ihrer Schönheit. Es war heißer Sommer; sie trug ein Kleid von weiß- und rosagestreiftem Taffet, Arme, Hals und Busen entblößt, die Fülle des blonden Haares in Flechten und Puffen um den prachtvollen Kopf gewunden. Einer der anwesenden Herren neckte sie mit dem tiefen Grübchen im Kinn. — „Ja,“ — sagte sie — „das hat Gott der Herr mir selber eingedrückt. Als ich geschaffen war, gab er mir mit dem Finger einen kleinen Stoß und sprach: Nun geh! nun bist du fertig! — Davon ist das Grübchen mir geblieben!“ — Sie erzählte das ganz reizend, und als sie sich dann später am Abend von den Rosen, die man ihr gepflückt hatte, ein paar Zweige vor die Brust und in das blonde Haar steckte, sah sie so schön aus, daß ich mich ihrer Worte lebhaft erinnerte, als ich zwanzig Jahre nachher die Venusbilder Tizians in der Tribune zu Florenz zuerst erblickte. Nicht, daß die Bilder ihr ähnlich gewesen

wären, aber es war dieselbe üppige Pracht jugendlicher Weibesschöne . . .“

Auch mein alter Jugendgenosse Friedrich Tietz, der damals in Königsberg studirte und mich später in Berlin mit Königsberger Marzipan verehrte, erzählt von dem Zauber, den Wilhelmine nicht nur auf's Ohr, sondern fast noch mehr auf's entzückte Auge ausübte. Er sah sie mit ihrem Gatten schon im Reisewagen — „ein Menschenpaar, das der liebe Gott in seiner rosigsten Laune geschaffen zu haben schien. Er, ein schöner Mann mit scharfgeschnittenen geistreichen Zügen — sie, eine neunzehnjährige Blondine, zartduftenden, engelhaften Angesichts . . . Sie trat als Emmeline auf, in welcher Partie der echt deutsche Gesang der jungen Frau seltsam rührende Wirkung übte, ihre Persönlichkeit aber in wirklich zauberischer Weise den Eindruck erhöhte. Als im dritten Akt sich das Fenster der Hütte öffnete und die Sängerin, das mädchenhafte Antlitz von den blonden Haarflechten umwallt, die Hände gefaltet, das feuchtglänzende Auge zum Himmel emporgerichtet, knieend zum Morgengebet, erschien — brach das Publikum, frappirt von diesem lieblichen Madonnenbilde, im Rahmen des grün umrankten Fensters, in einen kaum endenden Jubel aus, der den Beginn des Gesangsstückes lange verzögerte . . .“

Und — kaum drei Jahre später! Eine neue dämonische Leidenschaft hatte das unselige wilde Herz Wilhelminens ergriffen — und Karl Devrient klagte gegen seine Gattin die Mutter seiner vier Kinder — auf Scheidung wegen Ehebruch! Das Gericht sprach die Scheidung aus und erklärte die Gattin für den schuldigen Theil und nahm ihr das Recht der Erziehung ihrer Kinder . . .

Das schmetterte das Mutterherz doch furchtbar nieder — und aus jenen Tagen wird das Wort Wilhelminens erzählt:

„Wäre ich katholisch, so flüchtete ich mich in ein Kloster!“

Da sie aber nicht katholisch war, so flüchtete sie sich in die Arme der Liebe, um sich zu betäuben und ihre innere Zerrissenheit und trostlose Oede des Herzens wenigstens auf Augenblicke zu vergessen ... Und wenn die eine Liebe abgenutzt war, griff sie in dürstender Hast nach einer andern ... Immer zügelloser wurde in ihrem Herzen die Herrschaft der Dämonen — — aber auch immer dämonischer wirkte und siegte die große Künstlerin. Ihr ganzes Leben wurde ein fieberhaftes Jagen von Rausch zu Rausch — von Triumph zu Triumph ... Und dabei war sie noch sechs Jahre lang mit ihrem geschiedenen Gatten gleichzeitig an der Dresdener Bühne engagirt! Welche bitteren Begegnungen! Welche Situationen! Welche neuen Aufregungen täglich! Karl Devrient war der Großmüthige und — ging.

Auf ihrer ersten Gastspielreise nach Paris durfte die Künstlerin im April 1830 in Weimar dem achtzigjährigen Goethe seinen Erlkönig in der Schubert'schen Komposition vorsingen. Der Dichter war von diesem hochdramatischen lebensvollen Gesange so bewegt, daß er der Sängerin schönen Kopf in beide Hände nahm und sie auf die Stirn küßte und sagte: „Haben Sie tausend Dank für diese großartige künstlerische Leistung! Ich habe diese Komposition früher einmal gehört, wo sie mir garnicht zusagen wollte, aber so vorgetragen gestaltet sich das Ganze zu einem sichtbaren Bilde!“

In Paris wurde Wilhelmine Schröder-Devrient gleich nach ihrem ersten Auftreten die Löwin des Tages — und die Königin der Herzen. Sie war die erste Künstlerin überhaupt, die auf einer Pariser Bühne mit Blumen überschüttet wurde — und um ihre Gunst stritten sich die berühmtesten Helden der Zwischenakte — im Bois de Boulogne mit Säbeln und Pistolen. Von den Liebesaventüren der schönen deutschen Sängerin wußte man auf den Boulevards bald so

pikante Geschichten zu erzählen, daß ein literarischer Fabrikant Stoff genug fand, die „Geheimen Memoiren der Mad. Schröder-Devrient“ zu schreiben und zu veröffentlichen.

Aber sie erwarb sich auch das Verdienst: Frankreich für Beethovens einzige Oper erobert zu haben. Ihre wunderbare Schöpfung begeisterte die Pariser Kritik zu dem Wort:

„Seht diese Frau, die der Himmel eigens dazu gemacht zu haben scheint, Beethovens Fidelio zu sein. Sie singt nicht, wie andere Künstler singen; sie spricht nicht, wie wir es gewohnt sind; ihr Spiel ist den Regeln der Kunst durchaus nicht conform — es ist, als wüßte sie gar nicht, daß sie auf einer Bühne steht. Sie singt mit der Seele noch mehr, als mit der Stimme; ihre Töne entquellen mehr dem Herzen, als der Kehle; sie vergißt das Publikum, sie vergißt sich selbst, um ganz in dem Wesen aufzugehen, das sie darstellt ... Das erschütternde Spiel, der Zauber der Stimme, die Feuerseele der Madame Devrient haben ihre ganze Magie entfaltet ... Die kostbaren Eigenschaften dieser Sängerin sind ein Geschenk der Natur. Fidelio ruft den Antheil an seinen Leiden und Freuden nicht dadurch hervor, daß er zu den Handwerkskunstgriffen seine Zuflucht nimmt. Die dramatische Aktion der Mad. Devrient harmonirt so gut mit ihrer Wort- und Tonsprache, sie spielt mit einer solchen Uebereinstimmung von Geberde und Stimme, daß man diesen beiden Mächten, zu denen noch der Zauber ihrer Persönlichkeit hinzutritt, zu widerstehen außer Stande ist. Dies Talent ist erhaben und die Wirkung, die es erzielt hat, unermeßlich, das Schweigen des tiefergriffenen Publikums, die Thränen, die alle Augen netzten, sind zuverlässigere Bürgschaften ihres neuen Erfolges, als die Bouquets, Kronen und Bravos, welche diesen Triumph begleiteten ...“

Und übers Jahr, im Mai hielten „Beethoven, Fidelio und Madame Devrient in der ganzen Fülle ihres Ruhmes

und ihrer Schönheit" wieder ihren siegreichen Einzug in die Herzen der Pariser. Die blonde deutsche Sängerin wurde womöglich noch enthusiastischer aufgenommen, als das erste Mal. Man versuchte sogar, sie dauernd an die Große Oper zu fesseln. Sie war aber klug genug, auf diese Ehre zu verzichten. Dagegen trat sie in den beiden nächsten Wintern in der italienischen Oper zu Paris neben einer Malibran, Pasta, Karadori und Tadolini — und neben einem Rubini, Nicolini, Bordogni, Lablache, Santini und Graziani mit Ehren auf.

Im „Othello" sang die Malibran zu ihrem Benefice die schwarze Titelrolle — Wilhelmine die Desdemona. Beim letzten Niederfallen des Vorhanges kam es zu einer heiteren Scene. Othello hat seine Desdemona erwürgt und sich dann selber erstochen — achtlos, daß beide Leichen zu nah den Lampen niedergefallen sind. Als nun der schwere Vorhang langsam niederrauscht, bemerkt die todte Desdemona durch die blinzelnden Wimpern zu ihrem Schrecken, daß er in der nächsten Sekunde unfehlbar ihren Kopf zerschmettern müsse . . . Da springt sie schnell entschlossen auf, macht dem Publikum eine tragi-komische Entschuldigungsgeste und zupft den todten Othello am Aermel, als frage sie: „Bruder Jacob schläfst Du?" — bis auch dieser von den Todten auferstanden und der Vorhang unter großer allgemeiner Heiterkeit gefallen ist.

Im Mai 1832 trat Wilhelmine Schröder-Devrient zum ersten Mal bei einer deutschen Operngesellschaft in London auf — als Fidelio. Mit welchem glänzenden Erfolg — das sagt am besten die englische Kritik:

„Die Sensation, die „Fidelio" 1832 machte, ist unvergeßlich. Die Italiener, deren Truppe in diesem Jahre nicht stark war, wurden von den Deutschen redlich aus dem Felde geschlagen. Jedermann fühlte es, daß die intensive musikalische Kraft von Beethovens Oper, in der Hauptrolle

von einer Sängerin interpretirt, wie eine ähnliche nie zuvor in England erschienen, eine überraschende Neuigkeit war."

Mein Jugendfreund Moscheles, der damals in London lebte, nennt diesen Fidelio „unübertrefflich, und das Publikum den ganzen Abend so enthusiasmirt, daß es die Ouvertüre, den Canon, den Chor der Gefangenen und zuletzt sogar, als die Sänger gerufen und schon wieder abgetreten waren, noch das ganze Finale wiederholen ließ . . ."

Kaum geringeren Enthusiasmus erweckte Wilhelmine bei den kalten Engländern durch ihre Lady Macbeth in Chelards Oper. Man stellte sie der gespielten Lady Macbeth der großen englischen Tragödin, Mrs. Kemble-Siddons, ebenbürtig an die Seite.

So heißt es in einer Kritik:

„Man konnte sie nicht ansehen, ohne sogleich an das Ideal erinnert zu werden, welches Mrs. Siddons von diesem „großen satanischen Charakter" geschaffen haben soll . . . . Mit einer verführerischen und würdevollen Grazie des Benehmens verband sie einen unheilverkündenden Blick, einen bösen, tiefdurchdringenden Ausdruck der Augen, der um so furchtbarer wirkte, als er mit jenen Farben und Formen, welche wir als Symbole der Unschuld und zarten Empfindung zu deuten gewohnt sind, so arg contrastirte. Das, was in dem Ausdruck „der weiße Teufel" die Haut schaudern macht, sprach aus jedem Gesichtszuge der Mad. Schröder-Devrient, aus ihrem honigsüßen und demuthsvollen Lächeln, wenn sie den zum Tode bestimmten König bewillkommnete, — aus der Mischung von Grausamkeit und schmeichlerischer Liebkosung, die sie in die Ermordungsscene zu legen wußte — aus dem gräßlichen Selbstgespräch der Seele, die da wacht, während der Körper schläft . . . Sie war eine von den Visionen, über welche junge Männer in Wahnsinn und alte in Schwärmerei zu verfallen fähig sind . . ."

So sehr unsere Künstlerin nun auch mit ihren Erfolgen auf der englischen Bühne zufrieden sein konnte — (ihr Fidelio hatte ihr den Ehrentitel „Thränenkönigin" gebracht!) — so empört war sie, der in Deutschland Fürsten huldigten, über ihre Stellung in der exclusiven englischen Gesellschaft. Sie wurde zwar in die vornehmsten Salons eingeladen — aber als bezahlte Sängerin, und so auch behandelt. Zu bewundern ist nur, daß eine Schröder-Devrient sich das gefallen ließ, — daß sie überhaupt kam. Sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihrem Groll gegen die vornehme englische Gesellschaft Luft zu machen. So in Moscheles' Hause, wo damals auch Felix Mendelssohn, Meyerbeer und Hauser musicirten; dort sang sie nach Herzenslust und sagte:

„Ach, Kinder, für Euch singe ich gern, aber denkt Euch eine steife englische Soiree, wo ich stockstill stehen muß und die Ladies mich darauf ansehen, wie ich mich benehme; das quetscht mir die Kehle zu, die Konduktors akkompagniren auch nicht immer, wie ich will; genug, ich fühle mich nicht frei, wie bei Euch."

Bei Moscheles war sie um so lebhafter. So ergriff sie einst bei Tisch, indem sie erzählt, wie Romeo sein Schwert zückt, das Tischmesser und stieß es mit so heftiger Geberde gegen ihren Nachbar, den Tenoristen Haizinger — daß der englische Diener zu allgemeiner Belustigung sein Entsetzen nicht verbergen konnte. — —

Nach achtjähriger Trennung sollte auch ich Wilhelmine Schröder wiedersehen. Mein „glänzendes Stilleben" als Gräfin Montgomery in England und in Paris, ein dreijähriges Engagement in Petersburg und eine größere Kunstreise durch Deutschland und Oesterreich-Ungarn lagen dazwischen. Als ich im Frühjahr 1836 mein letztes und längstes Engagement in Dresden antrat, dessen größte und berühmteste Künstlerin noch immer die Schröder-Devrient

war, hatte diese kurz vorher einen fünfvierteljährigen Urlaub zu Kunstreisen angetreten.

Im Winter 1836 kam Hermann Michaelson aus Breslau nach Dresden, um mich im Auftrage des Direktors August Haake für ein größeres Gastspiel im Frühjahr zu gewinnen. Die Bedingungen waren ungewöhnlich anständig, das vorgeschlagene Repertoire mir sehr angenehm. Ich hatte nicht erst nöthig, neben beliebten Lustspielen auch klassische Stücke zu verlangen, wie gewöhnlich bei Stadttheatern. Maria Stuart, Emilia Galotti, Romeo und Julia u. a. wurden mir angeboten und eine würdige Besetzung garantirt. August Haake hatte ich bei seinem Gastspiel in Berlin selber als denkenden Schauspieler der alten Schule kennen gelernt. Als Regisseur und Direktor hatte er sich längst den besten Ruf in der Theaterwelt erworben. Mit Freuden unterschrieb ich den auch pekuniär günstigen Kontrakt.

An einem sonnigen Frühlingstage, am 23. April 1836 fuhr ich mit der Mutter in die alte behäbige Stadt an der Oder ein. Die wunderschönen Alleen der berühmten Promenaden rings um Breslau schimmerten im ersten frischen Grün. Himmel, welche thurmhohen Häuser und welche wunderlichen Wahrzeichen an so vielen: Löwen und Lämmer, Bären und Hennen, Rosse und Hunde. Daß in Breslau „alle Welt 4—5 Treppen hoch wohnt", hatte ich in Dresden schon gehört. Bald sollten meine Füße es beim Visitenmachen selber erfahren. Und immer mußte ich mich fragen: Wer wohnt denn nur im ersten — zweiten — dritten Stock?

Freundlich nahm die stattliche „Goldene Gans" uns unter ihre Flügel auf. Der elegante und liebenswürdige Regisseur Baron Perglaß erwartete uns, hieß uns im Namen des Direktors und der Kollegen willkommen und geleitete uns in die bestellten Zimmer. Während wir die

Treppe hinaufstiegen, sang eine wunderschöne, warme Herzensstimme über uns mit hinreißender Leidenschaft:

Die Sonne dünkt mich hier so kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was sie reden leerer Schall,
Ich bin ein Fremdling überall.
Wo bist Du mein gelobtes Land?
Gesucht — geahnt — und nie gekannt?
Das Land, das Land so hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn,
Wo meine Träume wandeln gehn.
Wo meine Todten auferstehn,
Das Land, das meine Sprache spricht,
O Land, wo bist Du?
Ich wandle still, bin wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?
Im Geisterhauch tönt's mir zurück:
Dort wo Du nicht bist — dort ist das Glück!

Es war eine seelenvolle Stimme und eine Gluth des Vortrags, die mir das Herz bewegten und das Wasser in die Augen trieben. Während die Mutter und Baron Perglaß vorangingen, blieb ich auf jeder Treppenstufe lauschend stehn. So hatte ich nie singen hören ... Und doch kam mir die Stimme so bekannt vor ... Plötzlich, als Schubert's „Wanderer" zu Ende, klang mir, wie aus weiter Ferne, ein anderes Lied — ein einfacher Alpensang durch die Seele:

Auf der Alm' bin ich so gerne,
Denke Dein, Du süßes Lieb ...

Erinnerungsfröhlich! Und dies Lied hatte dieselbe Stimme gesungen — vor acht Jahren in Berlin. Aber diese Stimme klang damals anders — kindlicher. Ach, welche Stürme waren inzwischen über dies singende Herz hinweggezogen! — Die Sängerin war Wilhelmine Schröder-Devrient.

Baron Perglaß erzählte, daß die geniale Künstlerin bereits am Anfange des Monats in Breslau angelangt sei, aber vierzehn Tage lang bei einer befreundeten Familie auf

dem Lande von ihrer großen Kunstreise und ihren berauschenden Triumphen ausgeruht habe. Viermal war sie jetzt als Norma, Romeo und Fidelio unter immer steigendem Enthusiasmus aufgetreten, bei doppelten Preisen und stets ausverkauftem Hause ... Ich muß gestehen, daß mir bei diesen — guten Nachrichten das Herz doch ein wenig beklommen wurde, obgleich ich Wilhelmine Schröder in Berlin herzlich lieb gewonnen hatte und Künstler- oder gar Brotneid nie zu meinen Charakter-Schatten gehörten. Aber, wenn die Breslauer ihren Enthusiasmus und ihre — Silberlinge für die Schröder-Devrient verpufften, was blieb da von beiden für Karoline Bauer übrig? Und ich hatte doch auch davon geträumt, ein wenig grünen und goldenen Lorbeer in Breslau zu ernten. Denn ohne solch einen Traum bleibt man fein stille und sicher bei den Penaten seiner fest gezimmerten Bühne, besonders, wenn man noch durch einen mehrjährigen Kontrakt im Engagement gebunden und gesichert ist. Eine Fahrt von Dresden nach Breslau war damals eben noch eine langsame, anstrengende und kostspielige Wagenreise. Und jetzt vielleicht gar umsonst unternommen, denn welches theaterglühende Herz und welches kunstschwärmende Portemonaie ist stark und schwach genug, sich heute für Fidelio und morgen für Maria Stuart zu begeistern und zu — ruiniren?

Baron Perglaß, der feine und gewandte Weltmann, mochte wohl dergleichen trübselige Betrachtungen unter meinen derangirten Reiselocken ahnen, denn er warf so hin: Celebritäten der Oper und des Schauspiels sind in der Gunst des Publikums keine gefährlichen Rivalen. Das werden Sie morgen bei Ihrem ersten Auftreten als Donna Diana erfahren. Sämmtliche Logen und Sperrsitze zu der Vorstellung sind bereits ausverkauft und die andereren Plätze werden für unser Sonntagspublikum nicht ausreichen.

Das gab mir meine Haltung wieder. Hatte meine Donna Diana doch überall gesiegt!

Kaum hatte Baron Perglaß uns verlassen, so stürmte der gute alte Theaterdirektor Voigt aus Posen in unser Zimmer, in höchster Aufregung und mit hochrothem Kopfe. Ich hatte schon zwei Mal bei ihm in Posen gastirt und seiner gewöhnlich etwas schwindsüchtigen Kasse goldenes Glück gebracht. Der Gute hatte mich dafür zärtlich in sein ehrliches und ungefährliches Direktor-Herze geschlossen und es sich als höchste Gunst erbeten, mich bei meinem Vornamen nennen zu dürfen. Lachend hatte ich zugestimmt, da der wackere Alte mir wahrhaft ergeben war. Vogt war etwas kurzathmig, sprach in kurzen Sätzen und betonte dabei jede erste Silbe eines neuen Athemansatzes. Jetzt kamen die Breslauer Treppen und seine Aufregung dazu, so daß er förmlich keuchte: „Liebe Karoline — kommen Sie mit mir nach Posen — packen Sie lieber gar nicht aus — Ihr guter Genius führte mich nach Breslau — hier erwarten Sie die heißesten Bretter — vierfach ist Ihnen eingeheizt — erstens hat die Schröder-Devrient allen Beifall weggenommen — zweitens alle Kassen erschöpft — drittens ist Ihre Spielweise hier neu — Sie spielen zu einfach, wahr — Breslau will frappirt, geblendet sein — viertens warten auf Sie hier Kabalen — Anhänger der Frau Dessoir wollen Sie um keinen Preis aufkommen lassen — liebe Karoline — wenn Sie ausgepfiffen würden — ausgepfiffen Karoline, — denken Sie, Frau Rittmeisterin — ich zittere schon bei dem Gedanken daran — setzen Sie sich der Gefahr nicht aus — liebe Karoline — kommen Sie mit mir nach Posen — dort weiß man Sie zu schätzen — uff! ich kann nicht mehr!“ — und schier athemlos, das rothe Gesicht mit einem großen blauen Schnupftuch betupfend, sank der Eifrige auf einen Stuhl.

Obgleich der gute Voigt in seiner Aufregung gar zu komisch aussah, so war mir doch alles Andere näher, als mein sonst so schnell fertiges Lachen. Erregt sagte ich: „Wie, Verehrter? Sie rathen mir, feige den Kampfplatz zu fliehen, ohne ihn nur betreten zu haben? Meine Gegner sollen triumphiren, ohne daß ich auch nur versucht hätte, eine Lanze zu brechen? Und Sie rathen mir das und wollen mein Freund sein! La garde meurt et ne se rend pas! Ich will, ich muß — und ich werde in Breslau spielen, wenigstens einen Cyklus von sechs Rollen. Und wenn ich mir dann nicht auch auf Breslau's Brettern einen ehrenvollen Platz erobert habe — dann —"

„Dann theure Karoline — kommen Sie nach Posen — zu Ihren alten theuren Freunden?"

Da mußte ich doch lachen: „Also aus dem Loche pfeift das Füchslein? Brennt's denn schon wieder mal so furchtbar in der Posener Theaterkasse, daß nur die Lina löschen kann? Und dieser Brand hat am Ende gar ein wenig geholfen, für mich die Breslauer Bretter so glühend heiß zu machen? ... Daß Sie aber auch der Mutter einen so großen Schreck einjagten ..."

„Karoline!" — rief der ehrliche Mann entsetzt aus und schnellte vom Stuhl empor, wie von der Tarantel gestochen — „liebe Karoline — wie verkennen Sie mein Herz — nur an Sie dachte ich — innerste Ueberzeugung sprach aus mir — möchte Alles gut gehn — Niemand soll's mehr freuen — als Ihren treuesten Verehrer — Muth also, theure Karoline — morgen nach der Vorstellung — frage ich wieder an — jetzt will ich für Sie arbeiten, wühlen — liebe Karoline ..." Und noch echauffirter, als er gekommen, stürzte Vogt davon.

Kaum hatten die Mutter und ich uns von der neuen Alteration ein wenig erholt, eifrig mit dem Auspacken und

Einräumen beschäftigt, so wurde mir ein zierliches Briefchen überbracht, mit dem Bemerken: der Bediente wartet auf Antwort. Neugierig brach ich das Siegel — damals kannte man noch keine Klebe-Kouverts. — Wer mochte mir schreiben? Ich war ja in Breslau ganz unbekannt. Freudig las ich in großen, klaren sicheren Schriftzügen: „Wie hübsch, daß ich meiner werthen Dresdener Kollegin, die ich dort im Engagement noch nicht begrüßen durfte und die mir eine liebe Erinnerung aus Berlin ist, hier in Breslau begegne. Wie viele Jahre sind inzwischen vorübergerauscht, seit der gute lustige Spitzeder uns damals seine närrischen Wiener Schnadahupfel sang — und wie viel haben wir beide erlebt! Können wir uns nicht heute noch sehen? Es erwartet Sie mit Ungeduld

Ihre

Wilhelmine Schröder-Devrient".

Kann eine Kollegin liebenswürdiger entgegenkommen?

Ich ließ sagen, daß ich dem Diener in zwei Minuten folgen würde. Als ich die Treppe hinaufstieg, stand dort oben eine wunderschöne Frau, die vollen, weichen Formen durch ein knapp anliegendes Kleid von kornblumenblauer Seide gehoben, den energisch-klassischen Kopf von goldschimmernden Locken umwallt. Sie nickte graziös, lächelte schelmisch und sang mit halber Stimme in reizender Drollerie, den armen lustigen Spitzeder — — der inzwischen auf dem Münchener Friedhofe längst ein stiller Mann geworden war, — kopirend:

Dort auf der Birkenspitz
Sitzt ein alter Stiegelitz,
Der pfeift in guter Ruh . . .
(Pause, dann leise)
— — Und hat den Schnabel zu.

Herzlich umarmte die liebenswürdige Kollegin mich und zog mich ins Zimmer.

Wilhelmine erschien mir in Breslau womöglich noch schöner, ihre geistbelebten Züge noch bedeutender, ausdrucksvoller, als in Berlin. Damals trug sie innerlich doch schwerer an jenem bösen Scheidungsprozeß und an dem Verlust ihrer vier Kinder, die vom Gericht dem Vater zugesprochen waren, als sie der Welt eingestehen wollte. Jetzt sprühten ihre magisch anziehenden Augen ungetrübte Lebenslust. Sie erzählte sehr heiter von ihrer großen Kunstreise und ihren jüngsten Triumphen in Leipzig, Braunschweig, Hannover, Nürnberg, Brünn, Wien, Pest, München, Augsburg ... und jetzt schon zum zweiten Mal in Breslau. Und sie erzählte mit kindlichem Entzücken von diesen Triumphen und dem Enthusiasmus der Breslauer für ihren Romeo — Fidelio — ihre Frau Blaubart und Emmeline in der „Schweizerfamilie ..."

Da fielen mir alle Gespenster meines getreuen Ritters und Direktors aus Posen ein und die eigenen bösen Visionen von leeren Häusern und kühlen Herzen und stummen Mündern und Händen — und ich seufzte so recht ehrlich: „Wie wird es da meinem armen Gastspiel neben dem Ihrigen ergehen?"

„Ich fürchte, nicht gut!" — sagte sie rasch, mit offenem Lächeln. „Dies Mal, liebe Kollegin, habe ich Ihnen die Breslauer weggekapert; sie haben schon gehörig bluten müssen. Als ich im vorigen Sommer hier sang, gab es während des Wollmarktes vierfache Preise. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Ein ander Mal nehmen Sie Revanche, und ich will fein geduldig dabei stehen und Bravo rufen ... Doch" — fuhr sie mit gutmüthigem Lachen fort, als sie mein ernster gewordenes Gesicht bemerkte: — „ich habe nur noch sieben Mal zu singen, dann sind Sie mich los und haben hier das Feld allein!"

Ihre Aufrichtigkeit frappirte mich zuerst nicht wenig — nahm mich dann aber um so unwiderstehlicher für die seltene

Frau gefangen. Ich sollte auch später, als ich in Dresden freundliche Jahre mit der Künstlerin an derselben Bühne wirkte und ihr näher und näher trat, die ungewöhnliche Erfahrung machen, daß Wilhelmine Schröder-Devrient nie unwahr wurde, nie heuchelte und schmeichelte. Selbst wenn sie sich ganz klar bewußt war, wie sehr ihr die Wahrheit schaden werde und müsse, konnte sie sich nicht entschließen, gegen ihre Ueberzeugung zu sprechen. Und diese seltene Charaktertüchtigkeit erwarb und erhielt der Künstlerin und Frau bis an ihren Tod viele ergebene Freunde, die ihr treu blieben, selbst wenn sie die Handlungen der Leidenschaft nicht immer billigen konnten.

Als ich sah, daß im Salon Vorbereitungen zum Abendbrot getroffen wurden, erhob ich mich. Da trat ziemlich familiär ein Offizier ins Zimmer — ein hübscher brünetter Mann. Unbefangen stellte Wilhelmine den Freund vor und sagte: Hr. v. R. will die Güte haben, mir beim Souper Gesellschaft zu leisten . . . Also trotz alledem, liebe Collegin, hier in Breslau und später in Dresden auf gute Kameradschaft!"

Dieser soupirende Verehrer sollte noch tiefe Schlagschatten in das so glänzend begonnene Gastspiel der genialen Sängerin werfen. Die Breslauer Jugend, besonders Bruder Studio, der geborne geharnischte Rival anbetender säbelrasselnder Lieutenants, nahm es der vergötterten schönen Frau übel, daß sie nie ohne diesen Schatten in zweierlei Tuch sich zeigte und für die jugendmostigste Verehrung keine Augen, kein Lächeln übrig hatte.

Die Morgenprobe zur „Donna Diana" machte mir Muth für den Abend. Dies feinste und graziöseste aller Lustspiele war vortrefflich einstudirt und ging wie am Schnürchen. Ludwig Dessoir war kein sonderlich schöner, aber ein geistvoller Don Cesar, der auf jede Nuance im Spiel und Ton

der Donna Diana — nach meiner Auffassung der schwierigen Rolle — bereitwillig einging und sie glücklich erwiderte. Baron Perglaß gab den Perin mit Humor und Grazie und eleganter Volubilität der Zunge, so daß wir die Scenen à trois im schnellsten Tempo nehmen konnten, zum Vortheil des mobilen, temperamentreichen Stücks. Er war ein echter „Fisch ohne Flossen". Wir spielten förmlich mit den glänzenden Witzfunken Don Augustin Moreto's Fangeball. Das mußte am Abend auch im Publikum zünden. — Direktor Haake leitete die Probe mit kritischem Blick, Ernst und Energie, so daß ich ihm aus vollster Ueberzeugung sagen konnte: dies gewissenhafte Zusammenwirken erinnere mich lebhaft an die Proben auf der Berliner Hofbühne — zur Zeit des Grafen Brühl, Ludwig Devrients, Pius Alexander und Amalia Wolffs.

Am Abend klopfte mir das Herz nicht wenig, als ich aus der Garderobe auf die Bühne trat. Mußte doch das erste Auftreten entscheidend sein für mein ganzes Gastspiel in Breslau. Zum Ueberfluß keuchte auch noch mein getreuer Unglücksrabe Vogt aus der Coulisse heran: „Liebe Karoline — das muß ich Ihnen doch noch sagen — damit Sie vorbereitet sind — verlieren Sie ja nicht die Fassung — wenn keine Hand sich zu Ihrem Empfange rührt — scharfe Kritik erwartet Sie — alle Tonangeber sind versammelt — August Kahlert, Epstein, Braniß, Mosevius, Hilscher — schon wird lebhaft für und gegen Sie debattirt — ich werde bei den schärfsten Federn Posto fassen — Muth, liebe Karoline, sonst ist Alles verloren — ach, wären wir doch sicher in Posen — nach der Vorstellung frage ich wieder an — ob Sie morgen mit mir abreisen werden — wie mir das Herz klopft — liebe Karoline . . ."

Er meinte es so gut, der ehrliche alte Vogt. Aber war dies Muthzusprechen wohl geeignet, mir Muth zu machen? Eher das Gegentheil. Dazu kam der Gedanke an die arme

Mutter, die sorgenvoll einsam im Konversationszimmer des Theaters saß, weil sie nicht das Herz hatte, meinem ersten Auftreten und dem Breslauer Empfange — oder richtiger: Nicht-Empfange mit eigenen sehenden Augen und hörenden Ohren beizuwohnen. Ich stand wirklich in recht unbehaglicher Stimmung hinter den Kouliſſen, während die ersten Scenen zwischen Don Cesar, Don Louis, Don Gaston, Don Diego und Perin vor mir abgespielt wurden, spurlos an mir und am Publikum vorübergehend.

Aber war dies nicht die rechte Kampfesstimmung einer stolzen, männerfeindlichen Donna Diana?

Und ich erschien zum ersten Mal vor den Breslauern auf der Bühne ... Todtenstille! Eiseskälte! im ganzen dichtgefüllten Hause. Das war mir noch nicht passirt. Und ich fühlte mit dem untrüglichen Bühneninstinkt, den ein langjähriges Beschreiten der Bretter gibt: Du hast Gegner im Hause! Man hat und ist gegen Dich voreingenommen!

Merkwürdig! Mir sank das Herz nicht. Es bäumte sich stolz auf: Wollt Ihr Kampf? Donna Diana ist gerüstet! Und kühl, vornehm, als bemerkte ich die frostige Temperatur im Hause gar nicht, sagte ich: „Lies weiter, Laura!" — Ich ahnte, wie dort unten das Queckſilber noch einige Grad unter den Gefrierpunkt sank ... Erst bei meiner großen Rede zu den Freiern:

„Verbergen will ich Euch nicht meinen Sinn,
Und was, tief im Gemüth, ich fest bewahre ..."

fühlte ich es wie lauen Frühlingswind durch das alte Haus wehen, das für mich in jenen Minuten nicht umsonst „Zur kalten Asche" hieß. Die starren Augen und Herzen begannen zusehends zu schmelzen und die frostigen Zungen und Hände thauten mählich auf.

In ganz eigener Kampfesstimmung schmückte ich mich zur Ball- und Gartenscene. Galt es doch nicht allein, Don Cesar

zu besiegen — auch die Gegner — nicht nur ein Kieselherz zu erobern, sondern tausend:

Der stolze Thor, er soll mir nicht entrinnen,
Mit tausend Fäden will ich ihn umspinnen.

Aber ich spann sie jetzt nicht blos kampfesmuthig — sondern schon kampfesfreudig. Das war ein bedeutsamer Schritt vorwärts, und nach jedem Fallen des Vorhanges lauteten die kleinen Bulletins in's Konversationszimmer hoffnungsvoller — siegesfreudiger.

Als endlich Diana's stolzes Herz überwunden ist und ich warme Herzenstöne erklingen lassen durfte:

Weh mir! nicht zweifeln darf ich. Ja ich liebe!
Was mich ergreift im tiefbewegten Herzen,
Es sind der Liebe nie gefühlte Schmerzen!

— da hatte ich gesiegt! glänzend gesiegt!

Mit Jubel wurde ich drei Mal hervorgerufen. Drei Mal! Heute eine kleine Zahl, wo Claque und Clique den Ton angeben. Damals ein glorreicher Sieg, mit eigenen, ehrlichen Mitteln errungen. Ich sagte den Breslauern froh gerührte Dankesworte, wie der Augenblick und das überströmende Herz sie mir eingaben — sie dankten mir wieder mit Hand und Mund . . . und der Friedens- und Freundschaftsbund war zwischen uns geschlossen, für alle Zeiten, so lange ich überhaupt über die Welt der Bretter schritt.

Direktor und Kollegen gratulirten mir herzlich zu meinem Erfolge. Wahrhaft freudeflammend stürzte Vogt auf die Bühne: „Sieg', dennoch Sieg — liebe Karoline, wie mich das freut — wenn ich Sie auch jetzt für Posen verloren habe — aber nicht wahr, im nächsten Frühjahr kommen Sie zu mir? — Nun schnell als poetisches Käthchen entzückt — Suschen gerührt — Preciosa bezaubert — Frau von

Lucy (Junge Pathe) ergötzt — und als Maria Stuart frappirt ... liebe Karoline, Ihnen gehört ganz Breslau ..."

Mit Freudenthränen umarmte ich die gute Mutter. So schloß mein erster Abend in dem kleinen alten Komödienhause „Zur kalten Asche!" Welche erwärmenden und belebenden Funken waren aus dieser kalten Asche für mich aufgeflammt — nach so bangem Zagen! Wenn doch das liebe Publikum auch ein wenig in das arme Menschenherz seiner Künstler blicken könnte, die berufen sind, ihm Vergnügen zu machen! Es würde oft milder und freundlicher auf die Bühne blicken.

Meine zweite und dritte Rolle: Käthchen von Heilbronn und das heute kaum mehr schmackhafte kartoffelschälende Suschen im „Bräutigam aus Mexiko" gewannen mir auch die gefühlvolleren Herzen Breslau's — und Maria Stuart, die ich Sonntag, den 1. Mai 1836, zuerst spielte, sollte den kleinen, noch immer vorsichtig abwartenden Rest wirklich im Sturm erobern, wie Vogt prophezeit hatte. Schon am Tage waren sämmtliche Billete vergriffen. Das Orchester wurde zu Sperrsitzen eingerichtet. Das überfüllte Haus wogte auf und ab zwischen athemlosem Lauschen und donnerndem Beifallbrausen — und in Begeisterung und Rührung spielte ich die herrliche Rolle — die einzige tragische, zu der mein Organ ausreichte und in der ich mir selber genügte. Bei Altmeister Ludwig Tieck in Dresden hatte ich Maria Stuart einstudirt, geleitet durch seine begeisterten und begeisternden Erinnerungen an Friederike Bethmann. Und ich höre noch heute seine wunderbar klangvolle beglückende Stimme: „Bravo, Kind, fast wie die Bethmann!"

Am Bußtage fand nach alter Breslauer Sitte im Theater eine Akademie statt, zum Vortheil des Musikdirektors Seidelmann. Es freute mich, neben Wilhelmine Schröder auftreten zu dürfen. Natürlich trug die Sängerin den Löwenantheil am Abend davon. Sie gab zwei Scenen aus dem „Faust"

nach der Kompoſition des Fürſten Radziwill. Ich hörte ſie zum erſten Mal auf der Bühne ſprechen:

Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie!
Und iſt doch eben ſo warm nicht drauß'
Es wird mir ſo, ich weiß nicht wie . . .

— bis ſie in den Geſang des „König von Thule" überging — und dann die Scene in Frau Marthas Garten — als würdige Tochter und Schülerin ihrer großen Mutter. Hätte Wilhelmine Schröder nicht vorgezogen, eine geniale, weltberühmte Sängerin zu werden, ſie hätte ihren Platz unter den beſten tragiſchen Schauſpielerinnen einnehmen können. — Wahrhaft herzbewegend und herzerſchütternd ſang ſie mit ihrer warmen, gefühlsdunklen Stimme den „König von Thule" und Schubert's „Erlkönig". Die Töne rieſelten wie glühendes Herzblut durch des Hörers Seele. Keine andere Sängerin hat den Eindruck, den jene Balladen damals auf mich machten, zu verwiſchen vermocht. — Wie Waldrauſchen und Vogelſang klang dagegen Spohr's Emma-Lied: „Was treibt den Waidmann in den Wald?" — wie ſchmelzende Liebesſehnſucht: Beethovens „Adelaide!"

Ich deklamirte das reizende Gedicht von Auguſt Kahlert: „Papagei und Brille."

Meine gefährliche Gaſtſpiel-Konkurrentin auf Breslau's Brettern ſollte ich noch einige Tage früher „los werden," als ſie mir bei unſerem erſten Sehen lachend angekündigt hatte. Obgleich dies meinem Gaſtſpiel — nun, ſage ich's ehrlich heraus: auch meiner Kaſſe zu gut kam — ſo erfüllte mich doch der Grund, warum die liebenswürdige Kollegin ihre Gaſtrollen plötzlich abbrechen mußte, mit aufrichtigem Bedauern.

Wilhelmine Schröder wollte am 3. Mai in einem Konzert zum Beſten des Bonner Beethoven-Denkmales in der Univerſitäts-Aula ſingen. Ihr beneideter Schatten in zweierlei

Tuch begleitete sie in die Probe. Von einem alten Privilegium Gebrauch machend, füllten die Studenten das Auditorium — mit Unheil drohenden Mienen. Ich weiß nicht, auf welcher Seite der Kampf begonnen wurde. Darüber kursirten damals zwei Lesarten in Breslau. Genug, die Sängerin ignorirte ihr burschikoses Publikum vollständig. — „Provocirend!“ — grollte Bruder Studio.

Es kamen die Nummern der Schröder: „Adelaide“ und die gluthvolle Konzert-Arie: „Ah perfido!“ von Beethoven.

Aber sie sang nicht — sie markirte nur. Gewitterschwüles Murren auf den Studentenbänken. Die Sängerin zuckt die Achseln und wendet sich plaudernd, lachend zu dem Offizier und dem Musikdirigenten — dem Auditorium den Rücken zukehrend. Da bricht das Gewitter los: lautes Murren, Zischen, Fußscharren . . . wie Bruder Studio einen unbeliebten Professor auszutrommeln pflegt. Und als die Sängerin am Arm des Herren v. R. die Aula verläßt, stolz und nichtachtend durch die wogenden Studentenreihen schreitend, — da ruft man ihr Beschimpfungen nach, die nicht der Künstlerin, — die der Frau galten . . . Dennoch sang Wilhelmine Schröder mit seltener Ueberwindung und Charakterfestigkeit am 3. Mai in der Universitäts-Aula und zwei Abende darauf als Romeo im Theater. Da nahm das Studenten-Parterre den Kampf wieder auf — es wurde gelacht, gepfiffen . . . wenn auch überwogt von dem Beifall des unparteiischen Hauses. Am Schluß unter heftiger Opposition hervorgerufen, erschien die Sängerin, dankte ihren Freunden und richtete wenige würdige Worte an die Gegner: „Ich bin mir nicht bewußt, eine so schimpfliche Behandlung hervorgerufen, noch weniger, sie verdient zu haben.“

Sogleich brach der Sturm von Neuem los und aus dem Studenten-Parterre wurden einige Stimmen laut: „Nicht

wieder auftreten! Nicht wiederkommen! Pereat!“ Dazwischen gemeine Schimpfworte gegen die „Frau“ . . .

Wilhelmine Schröder verzichtete auf die beiden noch abgeschlossenen Rollen und schied grollend von Breslau. Als ich im September während der Krönung Kaiser Ferdinands mit ihr und ihrem Schwager Emil Devrient in Prag gastirte, zitterte ihre Stimme noch, als sie von jener Beschimpfung sprach: „Nie! nie sieht Breslau mich wieder!“

Aber die Jahre verwehen des Herzens Lust und Leid, Liebe und Zorn. Die Breslauer Freunde riefen. Die Studenten-Generation war eine andere geworden. Nach drei Jahren gastirte Wilhelmine Schröder wieder in Breslau, jubelnd empfangen. Und im Juni 1842 nahm sie als Maria im „Blaubart“ unter Lorbeerkränzen, Blumen und Thränen der Freude und der Wehmuth für immer Abschied von Breslau. Jene bittere Scheidestunde im Mai 1836 war ausgelöscht.

Auf jenes gemeinschaftliche Gastspiel in Prag werde ich zurückkommen, wenn ich von meinen und Wilhelminens Erlebnissen mit dem Fürsten Felix Lichnowsky erzähle.

Von Prag kehrten wir zusammen nach Dresden zurück. Nach anderthalbjähriger Abwesenheit betrat Wilhelmine Schröder Ende September 1836 die heimatliche Bühne wieder, von den Dresdenern mit Enthusiasmus empfangen. Fast acht Jahre hindurch sollten wir nun dieselbe Stadt bewohnen, derselben Bühne angehören und uns auch gesellschaftlich näher treten.

Wilhelmine war ein „guter Kamerad“ — freundlich, gefällig, hilfreich, wenn auch in ihren kameradschaftlichen Scherzen oft sehr drastisch und derb. Weil ich es nicht liebte, auf diesen Ton einzugehen, nannte sie mich gern spöttisch: „die Hofdame“ — aber mit so reizendem Spott, daß man ihr nicht ernstlich böse sein konnte.

Nur gegen die armen „Holzpuppen“ — „Stockfischseelen“ — „Strohmänner“ — „Lederlappen,“ mit denen sie auf der Bühne zu thun hatte, konnte sie oft wüthend werden, wenn die sie in ihrem leidenschaftlichen Spiel so gar nicht unterstützten. Manch schmachtender Tenor-Liebhaber, der mit seinen Händen nichts anders zu machen wußte, als sie bald auf's liebe liebende Herz zu legen, bald zum grausamen Himmel empor zu strecken, hat nicht nur ihren vernichtenden Spott, sondern auch nicht selten ihre energische Hand fühlen müssen. Erst sang Donna Anna ihren Don Octavio — Euryanthe ihren Lysiart — Desdemona ihren Othello in Grund und Boden — dann warf sie den armen Liebhaber „wie ein Bündel Flicken“ über die Bühne, hierhin und dorthin.

In der tragischen Kerkerscene des „Fidelio“ auf der Londoner Bühne reicht die Schröder-Leonore ihrem Florestan-Haizinger das Stück Brod, das sie schon drei Tage lang für ihn am Busen birgt. Da er aber gar keine Miene macht, es zu nehmen, flüstert sie ihm wüthend zu: „Wollen Sie etwa noch Butter drauf?“

Als sie — der feurigste Romeo — endlich ihre mondscheinblasse, langweilige Julia glücklich in den Sarg gesungen hat, kann sie es nicht lassen, während der schmerzlichsten Liebesklagen die unglückliche Leiche sehr empfindlich an der — seidenstrümpfigen Fußsohle zu kitzeln.

Für eine ähnliche „gröbliche Beleidigung auf offener Scene“ meiner jugendlichen Karlsruher Landsmännin, Pauline Marx, die Anfang der vierziger Jahre ebenfalls in Dresden engagirt war, wurde Wilhelmine Schröder-Devrient nach den Theatergesetzen mit der empfindlichen Geldstrafe von einer Monatsgage belegt.

Außer sich konnte sie gerathen, wenn sie in Oper oder Schauspiel gedankenlos-mechanisch Komödie spielen sah, wenn

die Agirenden nur das gerade thaten, was ihnen in ihrer Rolle nothdürftig vorgeschrieben war, — mit einem Wort: wenn sie nicht ganz in dem Sinn und Sein der dargestellten Person aufgingen und auf der Bühne etwas thaten, was sie als jener Fleisch und Blut gewordene Charakter im Leben nicht thun würden. Z. B. wenn sie ein Requisit, das sie nicht mehr brauchten, ein Taschentuch, einen Degen, ein Bouquet vor den Augen des Publikums achtlos in die Koulisse warfen. — „Automaten! — „Kasperlepuppen!" — „Haben keinen Respekt vor ihrer hohen Kunst!" — hörte man sie dann wohl grollen.

Mit derselben Treue und Sorgfalt ordnete sie auch stets ihr Kostüm. Da mußte Alles bis in's Kleinste dem Charakter der Rolle und der dargestellten Zeit entsprechen. Jeder Theaterflitter war ihrer durchaus wahren Natur verhaßt.

So trug sie als Emmeline einen grünen Friesrock, ein rothes Mieder, grobleinene weiße Hemdärmel, einen derben runden Strohhut, das Haar langgezopft, buntgeringelte lange Strümpfe, die nach Sitte der Schweizer Sennerinnen den Fuß — bloß ließen . . . Und sie war doch weit, weit schöner als alle die andern Emmelinen in ihren buntseidenen Maskeraden-Kostümen!

Die Gewandung ihrer Norma, Vestalin, Iphigenia, war streng nach der Antike geordnet und ließ möglichst viel ihrer edelschönen Formen unverhüllt, so die ganzen Arme und die Füße über den Sandalen. — Wenn eine prüde Seele sie dann flehentlich bat: doch wenigstens fleischfarbenen Tricot anzuziehen, der modernen Sitte zu Liebe! — hörte man sie wohl mit ironischem Lächeln antworten: „Mit Vergnügen, Theuerste, — sobald Sie mir bewiesen haben, daß die griechischen und römischen Priesterinnen auch fleischfarbene Tricots angezogen haben — oder wenn ich einmal alt und häßlich geworden bin!"

Sie wagte viel auf der Bühne, so viel, wie wohl kaum eine andere große dramatische Künstlerin gewagt hat. Aber auch nur sie durfte das wagen: bei ihrer klassischen, plastischen Schönheit des Körpers in allen Bewegungen und in allen Posen, bei ihrer ergreifenden Mimik und tiefen Charakteristik der Rollen und bei ihrem ganzen glutvollen, lebenswahren Spiel.

Wie man ein altes Wort über Rafael gern wiederholt: er wäre ein großer Maler geworden, auch wenn er ohne Hände geboren! — so konnte man von der Schröder-Devrient sagen: stumm geboren, wäre sie dennoch die große dramatische Künstlerin gewesen!

Ihr stummes Spiel als Fidelio — Donna Anna — Valentine — Romeo — Marie im „Blaubart" wirkte nicht weniger ergreifend, als ihr seelenvoller, hoch dramatischer Gesang. Am erschütterndsten als Fidelio, der angstvoll an den Reihen der Gefangenen auf- und abirrt, in jedem Gesicht Florestan suchend . . . Dann als Gattin Blaubarts, wenn sie im bleichen Grauen aus dem verbotenen Gemach von den Leichen der gemordeten Frauen hervorstürzt und sich zitternd in einen Winkel zu verbergen sucht — — und wenn Blaubart sie an ihren gelöst'en blonden Haaren wüthend über die Bühne schleift . . .

Diese Großartigkeit und Tiefe der Charakteristik im stummen Spiel und im plastischen Bilde berechtigte unsere Künstlerin auch, während ihrer Gastspiele einige Mal als Stumme von Portici aufzutreten und nach dem Vorbilde ihrer Mutter und der Händel-Schütz die Niobe und ihren Schmerz um die getödteten Kinder in mehreren lebenden Bildern darzustellen. Mit großem Erfolge!

Als ich Wilhelmine Schröder auf Dresdens Bühne wieder begegnete, wollten gewisse feinohrige Musikkritiker schon behaupten: ihre Stimme habe ihre Schönheit eingebüßt und sei

ſtark im Niedergange begriffen — ja, eigentlich habe unſere Sängerin nie eine bedeutende Stimme gehabt und nicht einmal kunſtgerecht ſingen gelernt, wie die Sontag und Malibran . . . Aber für mich und andere unbefangene Hörer und Schauer war ſie immer noch die große — einzige dramatiſche Sängerin, die unwiderſtehlich mit ſich fortriß: durch die Glut ihrer Empfindung — ihren ſeelenvollen Ausdruck — ihre herzerwärmende mezza voce — ihre reiche ſchöpferiſche Phantaſie — und durch die echte dämoniſche Leidenſchaftlichkeit ihres Geſanges und ihres ſtets damit harmonirenden Spiels.

Ein Abend iſt mir unvergeßlich — im Frühjahr 1838. Meyerbeers damals neue „Hugenotten" wurden gegeben. Wilhelmine hatte aus der Valentine eine ihrer glänzendſten, lebensvollſten Geſtalten zu ſchaffen gewußt, in der ein Vulcan von Leidenſchaften tobte, wie in ihr ſelbſt. Bei der erſten Aufführung hatte ſie in Dankbarkeit dem Komponiſten den Lorbeer gereicht — und Raoul-Tichatſcheck ihr den kaum weniger verdienten Kranz in die Locken gedrückt. Als Valentine war ſie ſtets und überall des ſchönſten Sieges gewiß — und doch fand ich ſie an jenem Abend in übellaunigſter Aufregung mit großen Schritten hinter den Kouliſſen auf- und abgehend. Zornig rief ſie mir entgegen:

„Hofdame, ich bin außer mir! Denken Sie ſich, ich habe erſt ſoeben erfahren, weshalb heut die „Hugenotten" angeſetzt ſind. Die königlich-ſardiniſche Frau Geſandtin, Gräfin Roſſi, Exellenz, ſind auf der Durchreiſe nach Petersburg hier angelangt und haben geruht, den Wunſch zu äußern, die Schröder-Devrient als Valentine zu beäugeln. Sie pfeift — und ich muß ſingen! Paſſen Sie nur auf, wie huldvoll ſie aus ihrer Loge mich belorgnettiren wird, — als hätte Henriette Sontag nie zu uns — nie zum ordinären Theatervolk gehört . . ."

„Da thun Sie der Sontag Unrecht, Wilhelmine“ — sagte ich. „Im Gegentheil, sie müßte nie zum echten Theatervolk gehört haben, wenn sie nicht brennende Sehnsucht empfinden würde, an Ihrer Stelle die Valentine zu singen — und so siegreich zu singen, wie die Schröder-Devrient!“

„Kluge Hofdame, Sie sollen Recht haben!“ — jubelte Wilhelmine, wie electrisirt auf. „Ich will die Valentine singen — singen und spielen, wie noch nie — und die Gräfin soll vor Sehnsucht vergehen, weil sie nicht mehr zum Theatervolk gehört — nicht mehr frei der göttlichen Kunst leben und nicht mehr ein tausendköpfiges Publikum vor Entzücken wirblich singen kann . . .“

Und sie sang und spielte, wie noch nie! Besonders in dem großen erschütternden Duett mit Raoul-Tichatscheck, der ihr mit seiner markigen, wohllautenden Tenorstimme und im dramatisch bewegten Spiel würdig zur Seite stand. Der erste Heldentenor und die erste „singende Tragödin“ ihrer Zeit!

Wilhelmine Schröder, deren Flammenauge nicht selten die Loge der Sontag streifte, hatte die Genugthuung, zu sehen, wie bewegt die Frau Gesandtin ihrem Spiel und Gesange folgte — und wie sie verstohlen Thräne auf Thräne trocknete . . .

Sehnsuchtsthränen nach dem verlorenen Glanz und Ruhm der berauschenden Bretter?

Wilhelmine Schröder und ich sollten es noch erleben, daß die Gräfin Rossi zum „Theatervolk“ zurückkehrte — ein Vermögen zu ersingen für ihre Kinder. —

Nur zwei Mal sollte ich mit der Schröder-Devrient zugleich die Bühne betreten. Es war am 12. April 1841 bei der festlichen Eröffnung des neuen Dresdener Schauspielhauses, — Sempers Prachtbau, der längst in Flammen zusammenbrach, um dann als Phönix wieder aus der Asche

zu erstehen. In einem allegorischen Prolog von Theodor Hell stellte ich „die Liebe“ dar, Wilhelmine Schröder „die Romanze“.

Ich, mit den Worten:

Nehmt mich auf, ihr Bühnenräume,
Nehmt mich auf in euren Schooß!
Alle süßen Jugendträume
Pflege ich am Herzen groß;
Alle Blüten der Empfindung
Wecke ich mit mildem Wehn,
Und in seliger Verbindung
Fei're ich ihr Auferstehn ...

Und den Schluß:

Und so laßt die Liebe walten
Ewig neu, doch ewig gleich.

Die Romanze führt den Dichter, Emil Devrient vor ...

Ob Du mich Romanze nennest,
Die den freien Aufschwung öffnet
Und die Schranken überflieget,
Die zu strenger Norm gezogen,
Oder Phantasie mich heißest,
Die dem Kalten Glut und Wärme,
Dem Gefesselten die Freiheit,
Und dem Todten Leben leihet —
Mir gilt's gleich; ich bin dieselbe,
Und der Zukunft fernste Tage
Werden mich noch so wie heute
Bei dem echten Dichter schauen!

Und wie wußte die geistvolle Frau diese matten Verse zu beleben und zu erheben!

Bald darauf nahm Frau Ungher-Sabatier, die in Dresden allgemein gefeierte Künstlerin und beliebte Frau, die im Sommer 1841 mit dem Tenoristen Moriani bei uns gastirte, für immer von der Bühne Abschied. Zu ihrer vorletzten Rolle hatte sie leider Norma gewählt — die Glanzpartie der Schröder-Devrient.

Diese saß unter den Zuschauern — und es wurde ihr von den Freunden der scheidenden Kollegin sehr verübelt, daß sie unter den Beifallsstürmen des Publikums allein anscheinend theilnahmlos blieb und keine Hand — keine Lippe zum Dank rührte . . .

Aber Wilhelmine Schröder war eine zu gewissenhafte Künstlerin und eine zu ehrliche, aufrichtige Natur. Sie hätte an diesem Abend Beifall – heucheln müssen, und das widerstrebte ihr. Norma's alternde Stimme klang scharf und reichte einige Mal nicht mehr aus für die hohen Töne. Sie überschlug sich.

Daß aber Niemandem Mißgunst oder gar kleinlicher Neid ferner lag, als Wilhelmine Schröder-Devrient, sollten die Dresdener beim letzten Auftreten der Ungher-Sabatier im „Belisario" erfahren. Die glänzendsten Ovationen waren vorbereitet, die Künstlerin wurde den ganzen Abend in ihrer wirklich großartigen dramatischen Gestaltung mit Beifall, Blumen, Gedichten überschüttet, zierliche Brieftauben flatterten auf die Bühne — aber Wilhelmine Schröder und ich hatten der scheidenden Künstlerin eine noch größere Huldigung als Ueberraschung vorbereitet. Am letzten Aktschluß trat ich vor auf die Bühne, im weißrosigen Musengewande, Blumen im Haar, und sprach zu dargebotenen Blumen bewegt Abschiedsverse. Der Sängerin traten Thränen in die Augen — da lockte sie eine melodische Stimme auf der andern Seite: es war Wilhelmine Schröder, ebenfalls als Muse, der Kunstschwester mit innigen Worten einen vollen Lorbeerkranz reichend . . . Erschüttert sank die scheidende Sängerin der noch berühmteren Nebenbuhlerin in die Arme und ich hörte sie schluchzend flüstern: „Und daß Sie — gerade Sie, mein Scheiden so herrlich verschönen . . . wie beglückt es mich!" —

„Dürfte auch ich einst so der Bühne Lebewohl sagen!" war die Antwort Wilhelmine Schröder's.

Das überraschte Haus nahm gerührt und entzückt den innigsten und stürmischsten Antheil an dieser Scheidescene. Es jubelte nicht nur der scheidenden Sabatier, es jubelte jetzt auch der großherzigen Schröder-Devrient zu.

Die dramatische Sängerin Wilhelmine Schröder mit ihrer geradezu dämonischen, Alles mit sich fortreißenden Leidenschaft und Kraft wüßte ich keiner andern Künstlerin zu vergleichen — als ihrer Mutter, der genialsten Tragödin Sophie Schröder. Wie diese wünschte: ein Mann zu sein, um den satanischen Richard III darstellen zu können! — so wünschte ihre Tochter: ein Mann zu sein, um den wilddämonischen Don Juan zu singen und zu spielen ... „O, was würde ich aus dieser Rolle machen! Fühle ich doch in mir echtes, wildes, liebestolles Don Juan-Blut gähren! Und wie wollte ich den armen hübschen Maidlein und Weiblein die Köpfe verdrehen und die Herzen in mich verliebt machen — ein Dutzend nach dem andern. Glaubt mir, Kinder, solch' ein feinsinniges Don Juan-Spielen mit allen tausend Künsten der Hölle ist ein weit höherer Genuß, als der Liebe sicherer Besitz ..."

Dabei schüttelte sie in bacchantischer Wildheit die reichen blonden Locken und ihre Augen glitzerten im inneren Feuer und ihre weißen Zähne lachten — — wie Heine's Frau Venus ...

Wie ihre Mutter durfte auch Wilhelmine sagen:

„Begeisterung — Leidenschaft, ohne die keine dramatische Kunst sein kann! Ja, eine Leidenschaft, mit der man das Haupt an den Wänden blutig schlägt — eine Leidenschaft, wenn auch Wasser und Brod und ein leinen Kleid dazu — — aber, Himmel, eine Leidenschaft!"

Diese Leidenschaft war ihre Größe — und ihr Unglück. Die Dämonen wilder Leidenschaft herrschten in ihrem Herzen noch zügelloser, als bei Sophie Schröder. Darum sollte die

Tochter durch die süße böse Liebe auch noch viel — viel unglücklicher werden, als die Mutter. Ihr ganzes Leben hindurch folgte sie als Frau stets nur dem Impulse ihres unbändigen Herzens und — des launenhaften Augenblicks.

Wilhelmine Schröder ist — wie ihre Mutter — nie ohne eine große — oder kleine Leidenschaft des Herzens — oder des heißen wilden Blutes gewesen. Neben der herzerfüllenden Liebe gönnte sie auch der tändelnden amour en passant einen nur zu freien Spielplatz. Auf ihren Gastspielreisen flogen ihr die verliebten Gimpel gleich zu Dutzenden vor die Füße — und sie hatte die Auswahl beim — Aufheben.

Die Schröder-Devrient hat in ihrem Leben viel geliebt — vielleicht mehr, als eine andere Schönheit der Bretter. Aber dennoch steht sie auch sittlich weit — weit höher, als die meisten dieser liebereichen Bühnenheldinnen. Von dämonischer Leidenschaft verblendet, hat sie sich mitunter wohl gar fortgeworfen — — aber sie hat sich und ihre Liebe niemals verkauft!

Die Huldigungen der Liebe waren ihr unentbehrlich, wie die Huldigungen der Kunst. Ihr heißes dürstendes Herz wäre sonst verschmachtet. Wenn ernsthafte Freunde sie beschworen, nicht muthwillig ins Verderben zu rennen — nicht so toll und wild auf ihren Frauenruf, auf Gesundheit, Stimme und Vermögen loszustürmen — — dann antwortete sie wohl mit traurigem Lächeln:

„Laßt mich, wie ich nun einmal bin. Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell! Niemand entgeht seinem Verhängniß — und Niemand seinem eigenen Herzen. Mein Herz ist vielleicht mein Fluch — aber es ist auch mein Glück. Und ich kann es nicht anders machen, als es einmal ist. Der liebe Himmel selber hat mich zu einem psychologischen Kontrast gestempelt und mir den Kampf der Dämonen in

meinem Herzen auf die Lebensreise mitgegeben. In meiner Geburtsstunde am 6. Dezember tobte ein heftiges Gewitter. Es donnerte und blitzte, während ein wildes Schneegestöber durch die Straßen Hamburgs fegte. Kann ich dafür, daß es ewig in mir blitzt und donnert und stürmt? Und — verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen! — sagt Göthe-Tasso, und der hat mich einst seines Weihekusses für würdig gehalten ..."

Aber auch trostlose Klagen entquollen ihrem wilddurchströmten Herzen und ihrer Feder — bange Klagen über verfehlte Liebe — verfehltes Leben ... So schreibt sie:

„Ich war erst 23 Jahre alt, als meine erste Ehe getrennt wurde; aber ich hatte schon damals allen Schmelz der Jugend verloren, alle Illusionen, die das Leben schmücken. Ich konnte schon damals mit voller Wahrheit singen: Ich bin ein Fremdling überall! ...

O, es ist qualvoll, mit einer Brust, angefüllt mit warmen, wahren, unendlichen Empfindungen sich in der schalen, leeren, alltäglichen Welt herumtreiben zu müssen ... Ein brennend heißer Fleck glüht mir inmitten meines Herzens; von ihm aus theilt sich ein unaussprechliches Weh meinem ganzen Wesen mit ...

Kannst Du Dich nicht lösen, gewaltiger Schmerz? — Nicht einmal Thränen! — Da wühlt und wogt es im tiefsten Herzen — wie Felsenmassen drückt es mir die Brust — und keine Erlösung! O mein Gott, kein Leben, das wäre das beste! Mir ist, als müßte mir leichter, wohler werden, wenn ich eine tiefe, tiefe Wunde in dies arme Herz bohren könnte! Dann müßte diese Beklommenheit, diese Angst aufhören — Luft! Trost! Thränen!! ...

Welcher Dämon wohnt oft im Menschen, der nicht zu bekämpfen, noch zu verscheuchen ist! — Schwache elende Natur — und doch keine schwache, elende Seele, aller guten, edlen Regungen fähig ...

Ein Herz gehört eben zu einer echten und wahren Künstlerin aber eine Segnung — ist es nicht. Wüßten Sie, wie es mir zum Fluch geworden! Man steht mit einem heißen Herzen so gar allein. Denn wer versteht es, sich an seiner Glut zu erwärmen und scheut nicht vor der Gefahr zurück, daran zu verbrennen? . . ."

Dies arme, heiße, wilde Herz hat sich selber an der eigenen Glut verzehrt!

Als ich nach Dresden kam, war Wilhelmine Schröder's Herz, ihr ganzes Denken und Sein von einer heißen Leidenschaft zu einem jungen schönen sächsischen Offizier erfüllt. Ein einziger Blick hatte für beider Herzen entschieden. Auf einer Reise will die Künstlerin eines Abends in einer kleineren Garnisonstadt Sachsens ihr Zimmer im Hôtel verlassen. Da öffnet sich zufällig zu gleicher Zeit die Thür ihr gegenüber — — und Wilhelmine und der bedeutend jüngere blühende Lieutenant M., der Sohn des ersten bürgerlichen Ministers in Sachsen, stehn sich gegenüber . . . Sprachlos! Aber wie sie ihn anschaut! Wie die Schlange das Vöglein — mit umspinnendem, verschlingendem, magnetischem Blick! Aus ihrem Auge flammt die schon hoch auflodernde heiße Leidenschaft . . . So stehn sie sich gegenüber — wortlos — Auge in Auge . . . Dann tritt sie langsam in ihr Zimmer zurück, ohne den Blick von ihm zu lassen . . . und er folgt ihr wie gebannt — Schritt für Schritt — wie der Vogel dem magnetischen Schlangenblick . . .

Diesem Lieutenant M. ist Wilhelmine Schröder wohl am längsten treu geblieben — ich meine: volle sechs Jahre. Er folgte ihr nach Dresden und ich bin ihm oft im Hause seiner Mutter, der verwittweten Ministerin, begegnet. Sein jüngerer Bruder war mein wärmster Verehrer. Wilhelmine Schröder wurde in diesem Hause nicht empfangen.

Man sprach oft von einer Heirath zwischen den Liebenden.

Aber die Miniſterin verweigerte entſchieden ihre Einwilligung und ſie hatte ihre guten Gründe dazu. Auch fehlte den Liebenden das Vermögen, daß ſie beide hätten den Abſchied nehmen und ſo leben können, was unter jenen Verhältniſſen nöthig war.

Und dann durchflammte eine neue — die wildeſte und dämoniſchſte Leidenſchaft ihres Lebens — das unſelige, liebedürſtende Herz Wilhelminens . . . Sie lernte den Lieutenant von Döring kennen und trennte ſich von ihrem wahren, treuen Freunde M. — Döring war allgemein bekannt als ein wüſter, roher Geſelle — aber in ihrer geradezu unfaßbaren Liebesraſerei hatte ſie für nichts und für Niemand mehr Sinn, als für den Geliebten. Alle Freunde warnten ſie vor dem gewiſſenloſen Menſchen, der ihr Geld liderlich durchbrachte und den Liebeswahnſinn der alternden Frau im Kreiſe der Kameraden verſpottete — — ſie glaubte Niemandem, als ihrem heißen, wilden Herzen . . .

Damals — 1842 — lebte die Gräfin Ida Hahn-Hahn mit ihrem Geliebten, dem Herrn von Biſtram, in Dresden. Ihre „Fauſtine“ war gerade erſchienen und alle Welt ſprach mit Entzücken von dieſem wunderbaren Roman. In gewiſſen äſthetiſchen Salons trieb man einen förmlichen Fauſtinen-Kultus . . . als ob dies nicht zugleich ein Kultus der freien Liebe war . . . Brach doch Fauſtine mit erſtaunlicher Leichtigkeit zwei anfangs abgöttiſch geliebten Männern die Treue und das Herz, wie eine Zimmtſtange zum Thee.

Da fragte mich eines Tages Wilhelmine Schröder aus dem Stegreif: „Hofdame, finden Sie auch, daß ich mit der Fauſtine der Gräfin Hahn-Hahn ſo große Aehnlichkeit habe? Man behauptet hier: ich habe ihr zu dieſer Heldin Modell geſeſſen . . .“

Ich war wirklich etwas verdutzt über dieſe — kühne Frage und die noch größere Kühnheit der guten Leute:

Wilhelmine Schröder in's Gesicht an ihre verfehlte Ehe mit Karl Devrient und an ihr wildes, heißes Herz und seine vielen tollen Romane zu erinnern.

„Nun, warum staunen Sie mich so an, als sei ich Don Juan's „Steinerner Gast"? — Ich finde selber, daß ich einige Aehnlichkeit mit der Faustine habe . . ."

„Ja, gewiß: — auch Sie sind schön, bezaubernd, blondgelockt, geistreich, eine immense Sängerin . . ."

„Hofdame — vollendete Hofdame!" — rief sie ungeduldig dazwischen. — „Sie wollen mich nicht verstehen. Nein, nein, die Aehnlichkeit liegt in der Faustinen-Natur — im Charakter — — und auch bis jetzt so ziemlich im Schicksal. Darf ich nicht stolz darauf sein, daß eine Gräfin Hahn-Hahn mich so brillant geschildert hat?"

„Also auch du, Brutus — im Bann dieser Feder-Sirene?" — mußte ich jetzt doch hell auflachen. — „Wie hat nur Gräfin Ida den gesunden Sinn und das redliche Herz einer Wilhelmine Schröder so zu bethören und zu verwirren vermocht? Am Ende wollen Sie gar noch in's Kloster gehen, um Ihr Faustinen-Porträt zu vollenden? Unsinn, Wilhelmine, Sie und — Faustine! Sie haben ein echtes, warmes Menschenherz in der Brust, der innigsten und aufopferndsten Liebe fähig — und Gräfin Hahn-Hahn und ihre Faustine haben dafür nur Liebes-Capricen und Schrullen in ihrem Kaschemirbusen. Gräfin Ida und ihre Heldin rühmen sich einer „immensen Seele," die aber furchtbar leer sein muß, denn wie könnten sich sonst so viel Blasirtheit, Unnatur und Verrücktheit drin breit machen, — — Wilhelmine Schröder-Devrient hat durch ihre Kunstschöpfungen, durch ihren Fidelio, ihre Norma und Vestalin bewiesen, daß sie eine große starke Seele ist. Faustine bricht ihrem ungeliebten Gatten mit dem schönen Andlau die Treue — und als der Gatte mit der Pistole dazwischen

schießt: flieht sie mit dem verwundeten Geliebten nach Italien . . . Nach sieben Jahren Liebesglück, als Andlau auf einige Monate verreisen muß, hat die famose Faustine nichts Eiligeres zu thun, als sich die immense Leere ihres immensen Herzens vom Grafen Mengen ausfüllen zu lassen — obgleich sie behauptet, ihren Andlau noch immer abgöttisch zu lieben . . . Aber sie schreibt ihm dennoch ab und kündigt ihm die Liebe . . . Nach vier Jahren ist die immense Leere wieder da. Zum Glück kehrt Andlau jetzt dennoch zurück, um der — trotz alledem — noch immer geliebten Gräfin Faustine Mengen seinen letzten Liebesgruß und seine Verzeihung zu bringen und dann in ihren Armen selig zu sterben . . . Das ist das Stichwort für Faustine, ihren angebeteten Gatten, ihren schwärmerisch geliebten Sohn zu verlassen, büßend in ein Kloster zu gehen und nach achtzehnmonatlichem Beten, Singen und Orgelspielen als eine Heilige direct in den siebenten Himmel zu fahren . . . Hat Wilhelmine Schröder das miserable Herz und die immense Seele und die dazu gehörige immense Leere: aus purer Kaprice und gemeinster Selbstsucht und Niederträchtigkeit drei geliebte Menschen mit vollem Bewußtsein unglücklich zu machen, um dann mit raffinirter Koulissenreißerei im Kloster ein wenig Büßerin spielen zu können — — ja dann sind Sie das Urbild der Faustine . . .“

„Hofdame, Sie glühen und sprühen ja ordentlich!“ — und Wilhelmine streckte mir in ihrer herzlichen Weise beide Hände entgegen. — „Ja Sie haben Recht. Mein wildes Herz hat mein besseres Selbst oft fortgerissen — in Wildnisse und Abgründe — — aber für einen theuren, so recht aus voller Seele geliebten Mann ließe ich mein Leben, ehe ich ihn verriethe und zu Grunde richtete . . .“

Und doch — als ich nach Jahren und nach Wilhelminens Tode in meiner Einsamkeit die von Klaire von Glümer ver-

öffentlichten Bruchstücke aus den Tagebüchern meiner alten Kollegin las — erschrak ich förmlich vor einem Faustinenzug auf diesen Blättern: überall tritt uns die Klage über des Herzens Leere und Verlassenheit entgegen — das Grauen vor dem Alleinsein — das Sehnen nach einem anderen liebenden Herzen, das diese Oede ausfüllen — diesen ewigen Durst nach Liebe stillen könnte . . .

So heißt es auf diesen Tagebuchblättern:

„Wenn ich mit Beifall überschüttet, durchglüht von der Freude an meiner Kunst, nach Hause kam, war ich allein! Ich hatte keine Seele, die mich verstand, die sich mit mir freute!

Mir ist bang und unheimlich! Hätt' ich nur ein lebendes Wesen um mich, einen treuen Hund, irgend ein Geschöpf, das mir ergeben wäre! Wie sehne ich mich nach einem innigen Austausch meiner Gedanken — aber so allein! — und das zu schreiben, was in meiner Brust wogt — ich kann es nicht. Hier fehlt das warme Leben des Wortes von Mund zu Mund, und wo das Wort nicht mehr ausreicht: der Blick in ein Auge, das bis in die Tiefe unserer Seele dringt. — Es ist ein hartes Entbehren, so unverstanden durch's Leben zu pilgern . . .

Heute habe ich beim Tagelöhner Lorenz Gevatter gestanden und habe das menschliche Elend in seiner bejammernswürdigsten Gestalt gesehen. Gott, wie ist es möglich, daß Menschen so leben können? . . . Und doch, wer weiß, ob das arme Weib auf dem Strohlager nicht glücklicher ist, als ich auf meinen seidenen Kissen!? Sie hat ihren Mann, der sie pflegt, stützt und hütet; sie hat ihre Kinder — was ist mir geblieben? . . .

Warum kann ich mich nicht daran gewöhnen, allein in diesem Leben zu sein, wie es mir vom Geschick bestimmt ist? — Grausames Geschick! Du hast mir ein Herz voll Innigkeit

gegeben, eine Seele, die eben nur das Bedürfniß fühlt, verstanden, geliebt zu werden — und eben das muß ich entbehren. Ich habe Niemand auf der weiten Erde und fühle mein Alleinsein immer mehr und schmerzlicher, fühle, wie mein Herz blutet, wie es in banger Sehnsucht nach dem Unerreichbaren vergeht und wie meine ganze innere Harmonie dadurch gestört wird. Ich bin zerstreut, gedankenlos, ungeduldig, verdrießlich. Ich möchte fort, hinaus in Wind und Wetter, so weit mich meine Kräfte tragen — am liebsten sterben, denn so einsam in der Welt zu sein, ist ein traurig herbes Loos . . ."

Und in diesem angstvollen Grauen vor dem Alleinsein — — in dem immer brennenderen Durst, geliebt zu werden, je mehr die Zeit der Liebe, des Lebens Lenz ihr verblühte — — fiel die Unglückliche in die Hände jenes entsetzlichen Döring . . . Mit der Angst der Verzweiflung und dem Grauen vor der öden Verlassenheit klammerte sie sich an seine frivolen Liebesbetheurungen . . . Sie wollte nicht klar sehen! Sie wollte nicht erwachen aus diesem fieberwirren Liebestraum! Sie wollte den Freunden nicht glauben, die ihr täglich neue Beweise von Dörings Unwürdigkeit brachten! . . Mit der ganzen Glut ihrer wilden Phantasie und mit ihrer stets regen „Kunst zu fabuliren", die mit ihr aufwuchs, belog sie sich immer auf's Neue und arbeitete sich krampfhaft in den qualvollsten Liebeswahnsinn hinein . . .

Wer sie damals singen hörte: „Glück ohne Ruh — Liebe bist Du!" — durfte ahnen, wie tief dies arme, von dämonischen Leidenschaften gefolterte — unselige Frauenherz litt — taumelnd von Begierde zu Genuß — — und im Genuß nach Begierde verschmachtend . . .

Auch ihr äußeres Leben nahm diese ruhelose Hast an. Sie jagte von Gastspiel zu Gastspiel — fast ohne Freude an ihrer einst so hochverehrten Kunst — neue berauschende Triumphe . . . und neues blankes lustiges Gold zu erringen . .

Denn Herr von Döring brauchte viel, viel Gold für seine noblen Passionen — und er scheute sich nie, es von seiner Geliebten anzunehmen und — zu fordern . . .

In welcher blinden Liebesraserei die unglückliche, fast vierzigjährige Frau sich gefiel, bezeugen ihre Briefe, die nach ihrem Tode zum Theil veröffentlicht wurden. Hier nur einige charakteristische Stellen über ihr Verhältniß zu Döring:

„Danzig, Mai 1843 . . . Ich fühlte es wohl, daß ich an einem Wendepunkt meines Lebens stehe und wie mein Schicksal sich in der nächsten Zukunft gestalten wird, das muß noch zur Klarheit in mir werden. Nur predigt mir nicht von Ruhe vor, für mich giebt es hier keine. Ich muß fort — unaufhaltsam fort, und was mir in den Weg tritt, reiße ich mit mir. Ob nun der Strom meines Lebens zu einem Abgrunde führt oder sich noch ruhig in die Sandfläche der Alltäglichkeit verlaufen wird — wer kann das wissen? Jetzt eile ich mit meiner kranken Brust von Anstrengung zu Anstrengung, von Aufregung zu Aufregung, von Triumph zu Triumph, und jeder Schritt führt, Gott sei Dank, näher dem Grabe. Ich habe Alles und die Welt beneidet mich, und doch habe ich mir den Tod nie sehnlicher gewünscht, als eben jetzt . . .“

„Königsberg, Juni 1843 . . . Ihr Gebet zu Gott, daß er meinen Herzen endlich Ruhe schenken möge, wird wohl nicht eher in Erfüllung gehen, als bis dies Herz ganz stille steht; denn leider sehe ich immer mehr ein, daß ich Phantomen nachjage, nie erreichen werde, wonach ich strebe, und so ewig unbefriedigt bleiben werde. Darum, liebe Freundin, je eher dies unruhige Herz aufhört zu schlagen, desto früher geht mein heißester Wunsch in Erfüllung . . . Das Leben lastet schwer, schwer auf mir und gewaltsam strebt meine Seele aus dem lästigen Kerker heraus.“

„Zürich, September 1843 . . . Ich sollte meinen, es wäre kein ganz verfehlter Lebenszweck, dem besten, liebenswürdigsten und liebenswerthesten Menschen sein durchaus nicht vom Glück begünstigtes Dasein erleichtern zu helfen, statt ihm die Hand zu entziehen, die er voll Zuversicht und Vertrauen ergriffen hat, und um so weniger werde ich mich jetzt aus ängstlicher Sorge für meine eigene Zukunft lossagen, da er unglücklich ist und keine Freundeshand als die meinige auf dieser Welt hat. Ich werde nur nach seinem Willen handeln und nur sein Wille kann mich von ihm trennen. Bis jetzt habe ich zu allen meinen Handlungen mich bestimmen lassen und habe nicht selten Ursache gehabt, zu bereuen, daß ich nicht meinem eigenen Willen gefolgt bin. Dies Mal nun bin ich fest entschlossen, so selbstständig zu handeln, wie möglich, und mich nur dem Willen des Einen unterzuordnen, dem ich aus voller Ueberzeugung mein Geschick in die Hand gegeben habe . . ."

„Nürnberg, Juni 1846 . . . Nichts wird mich in meinem Entschlusse wankend machen, mein ganzes Leben mit allen seinen edelsten Kräften nur ihm zu widmen. Schelten Sie mich nicht exaltirt, theurer Freund, es ist nun einmal so und kann nicht anders sein und werden. Ich bin dem Leben und der Kunst zurück gegeben und trete nun mit neuer Kraft, mit belebtem Muth allen Plagen entgegen, die meiner noch bis zum Spätherbst warten . . ."

Am 29. August 1847 ließ sich Wilhelmine Schröder-Devrient zu Kleinzschocher bei Leipzig in aller Stille mit Döring trauen — trotz der Warnungen und Bitten ihrer Freunde.

Kurz vor der Trauung erhielt die Verblendete noch einen solchen Warnungsbrief. Der Herzog von Koburg schrieb ihr:

. . . „Die Nachricht, daß Ihr Verhältniß mit Herrn von Döring nicht nur fortbesteht, sondern sogar zur Ehe

führen soll, hat mich mit dem tiefsten Schrecken erfüllt. Von allen Seiten und schon lange ist dieser Döring mir nämlich als einer der allerverächtlichsten Menschen geschildert worden, als ein Mensch, der nur darauf ausgeht, Sie auszubeuten, und der dabei mit dem Luxus groß thut, den er mit dem Ihnen abgenommenen Gelde treibt. Das Letztere soll sogar seine Kameraden schon mehrere Male zu Deliberationen darüber gebracht haben, ob es ihnen möglich bleibe, mit ihm fortzudienen. Ich wiederhole, wie wehe es mir thut, Ihnen so Schmerzliches sagen zu müssen; ich wiederhole aber zugleich nochmals, daß, wenn ich Ihr wahrer Freund bin, ich das Gesagte nicht verschweigen durfte . . ."

Mit welchen Gefühlen muß die Unglückliche an den Altar getreten sein!

In einer solchen verzweiflungsvollen, hohnlachenden Vabanque-Stimmung hatte sie kurz vor der Trauung den von Döring aufgesetzten Ehekontrakt — — ungelesen unterschrieben . . .

Ihre Hochzeitsreise war — eine neue Gastspieltour, Gold und immer mehr Gold zu erjagen, denn der Herr Gemal konnte von dieser Sorte nie genug bekommen, um es leichtsinnig zu vergeuden. Und er trat jetzt, da er den Ehekontrakt in Händen hatte, immer rücksichtsloser — immer brutaler gegen die Frau auf, die ihm Alles geopfert!

Auf der Gastspielreise nach Petersburg sang Wilhelmine in Riga am 29. Dezember 1847 — gerade 4 Monate nach ihrem Hochzeitstage — den Romeo . . . zum letzten Mal. Wenn ihr an jenem Abende, als Lorbeer und Jubel sie umrauschten, Jemand gesagt hätte: Hiermit nimmst Du überhaupt Abschied von der Bühne — Du wirst nie wieder die Bretter Deines Ruhmes und höchsten Erdenglückes betreten . . .!

Und weiter ging's nach Dorpat ... Was dort zwischen den Gatten vorgefallen ist? — Wir wissen es nicht, aber es muß Entsetzliches gewesen sein ... Selbst Wilhelmine wagte es nur anzudeuten: „Plötzlich warf Döring die Maske ab und stand vor mir — ein vollkommener Teufel ... Ich war vernichtet, zertreten, eine Bettlerin, an Leib und Seele todkrank und ohne Hoffnung, mich jemals wieder aus meinem Elend erheben zu können ..."

Hohnlachend wies dieser „vollkommene Teufel" auf den Ehekontrakt hin, in dem die Gattin ihm Alles verschrieben hatte: was sie besaß und was sie jemals besitzen werde und sogar die Hälfte ihrer Dresdener Pension ...

Mit diesem Ehekontrakt in der Hand eilte Döring nach Sachsen zurück und legte Beschlag auf seiner Gattin Vermögen. Sie strengte von Berlin aus die Scheidungsklage an. Ihr tiefes Leid spricht sie in einem Briefe aus Berlin vom Juli aus:

... „Ich bin todt für diese Welt ... Was Sie fürchten, muß ich Ihnen bestätigen: ich bin verstummt — und zwar für immer — und was Sie hoffen, wird nicht in Erfüllung gehen, denn ich werde weder als blutdürstige Lady Macbeth, noch als raschefchnaubende Medea auftreten; und ständen mir selbst in Wirklichkeit die Zauberkräfte der letzteren zu Gebote, ich würde keinen Gebrauch davon machen, denn mein Jason ist keiner Verfolguug werth! — Ich war und bin über allen Ausdruck unglücklich, und die grausigen Geschicke, die in dem letzten halben Jahre gleich schweren Gewittern sich über meinem Haupte entluden, haben eine so vollständige Zerstörung sowohl in meinem Innern, als Aeußern hervorgebracht, daß schon darum an ein vollkräftiges neues Auftreten in der Welt für mich nicht mehr zu denken ist. Meine Seele ist todeswund und jede leise Berührung macht ihr Schmerzen. Seit einem halben Jahre singe ich nicht mehr, da ich kaum Musik hören kann ...

... Ich bin elend und krank — aber frei! Den Gnadenstoß hat mir der Tod meiner Tochter gegeben, die am 22. Mai in Hannover in meinen Armen verschieden ist.

Seit drei Monaten lebe ich hier in dem bewegten Berlin ganz allein, abgeschieden und vollständig vereinsamt; ich wollte hier die gerichtlichen Differenzen mit Herrn von Döring abwarten, die sich aber leider so in die Länge ziehen, daß ich ihr Ende wohl nicht mehr erleben werde ... Meine pekuniären Verhältnisse gebieten mir die größte Einschränkung, da Herr von Döring Alles, was ich mein nannte, für sein Eigenthum erklärt hat. Gott mag also wissen, wohin mich das Schicksal noch schleudern wird; doch was ist an mir gelegen?"

Sogar seine Einwilligung zur Scheidung ließ Döring sich durch eine hohe Summe abkaufen, welche Wilhelminens Freunde zusammenbrachten. Ende 1848 war sie frei — aber gebrochen für's Leben!

Die trostlose Oede in ihrem Innern — die krankhafte Gährung in Hirn und Herzen — der unklare Drang, sich durch Thaten zu betäuben — und das alte qualvolle Grauen vor dem Alleinsein führten die verlassene Frau und die gestrandete Künstlerin, die auf der Bühne nie mehr Lorbeern zu erringen hoffen durfte, im wilden Taumel der — Revolution in die Arme ... Und sie verhehlte ihre Barrikaden-Sympathien nie und nirgends.

Im Spätherbst des tollen Jahres 1848 war sie nach Dresden zurückgekehrt, — als Pensionärin der dortigen Hofbühne. Welch ein trauriges Wiedersehn der Stätten, von denen ein viertel Jahrhundert hindurch ihr strahlender Künstlerruhm in alle Welt hinaus gegangen war! Wo sie des Lebens Lenz bis auf die letzte Blüte ausgekostet hatte! — — Und jetzt alles verglüht und verblaßt!

Wenige Tage, nachdem Robert Blum's Henker-Tod am 9. November auf der Wiener Brigittenau in Dresden bekannt geworden, ging Wilhelmine Schröder mit dem ihr engbefreundeten Maler Ernst Benedikt Kietz über die Brühl'sche Terrasse. Kietz ist der Maler jenes wunderschönen Pastellbildes, das die geniale Sängerin en profil, mit Pelzüberwurf auf der entblößten Schulter, zeigt. Das Bild ist vor Jahren bei dem großen Brande des schönen Dresdener Theaters, für dessen Künstlergallerie es gemalt war, verloren gegangen, — zugleich mit der herrlichen Marmorbüste, die Rietschel 1839 von der Künstlerin für das Schauspielhaus geschaffen hatte — und auch mit den Kostümbildern, die von meiner Dresdener Künstlerzeit zeugen sollten.

Freund Kietz hat mir später hier am Zürichsee die folgende Scene erzählt:

Wilhelmine Schröder hatte sich bereits durch manches kühne revolutionäre Wort „kompromittirt" und sich offen als Demokratin bekannt. Mit Robert Blum war sie sehr befreundet. Sein Tod hatte sie mit tiefer Trauer — aber auch mit bitterem Groll erfüllt. Soeben hatte sie noch ihrem Herzen gegen Kietz Luft gemacht.

Da trat ihr der russische Gesandte, Baron Budberg, in den Weg — und sagte mit sarkastischem Lächeln:

„Schöne Frau! Sie tragen ein schwarzes Sammet Band um den Hals. Soll das Ihre Trauer über den Tod des Barrikadenhelden Blum ausdrücken?"

„Nein! meine Trauer um den gemordeten Freund trage ich tief im Herzen — aber, Herr Baron" — flammte Wilhelmine auf — „sollten Sie einmal vom Volk an den ersten besten Laternenpfahl gehängt werden, wie Sie es redlich verdient haben — — so werde ich meine Theilnahme durch ein brennend rothes Band am Halse bezeugen!" Sprach's — und ließ den verdutzten Gesandten stehen.

Das Wort hat Herr von Budberg ihr nie vergessen — — und Frau Wilhelmine von Bock hat es schwer büßen müssen.

Auch an dem Dresdner Maiaufstand des nächsten Jahres soll Wilhelmine Schröder, die den Tag vorher erst aus Paris zurück gekehrt war, sich zugleich mit Richard Wagner und Gottfried Semper betheiligt haben, indem sie flammende Reden an's Volk hielt und zum Bau von Barrikaden anfeuerte.

Doch eilte sie schon am 5. Mai, tieferschüttert von dem Kontrast zwischen dem blühenden, lachenden Frühling rings umher an den Elbufern und dem Sturmläuten und allen Schrecken der Verwüstung und des blutigen Todes in der dem Verderben geweihten, einst so fröhlichen, blühenden Stadt . . . weiter nach Berlin.

Einer Freundin, mit der sie revolutionäre Sympathien verbanden, Fanny Lewald, die ihr wieder zuredete, sich dem recitirenden Drama zu widmen, antwortete sie mit traurigem Kopfschütteln:

„Ich kann nichts ohne Musik! Musik ist das Element, das meine Kräfte flüssig macht und in Bewegung setzt. Und wenn ich es versuchen wollte, wenn ich die Rollen meiner Mutter spielen wollte, so würde ich mir wie eine elende Nachahmerin vorkommen, denn die Rollen, welche die Mutter gespielt hat, sind nicht anders zu schaffen, als sie sie hingestellt hat, und ich muß schaffen! schaffen! selbst schaffen! — Auch vergessen Sie, daß es Positionen gibt, in denen man absolut nicht Fiasko machen darf. Wo sollte ich probiren, was ich kann?! Und wenn es mißlänge? — Die Schröder-Devrient kann mit ihrem Leben Schiffbruch leiden, das geht nur sie allein an — auf der Bühne aber darf sie nicht scheitern . . ."

Da schien es fast noch ein Mal, als ob dies arme viel durchstürmte Menschenherz mit seinen wilden Dämonen

doch noch zur Ruhe kommen solle. Der livländische Gutsbesitzer und spätere Landmarschall von Bock, ein hochgebildeter Kunstfreund und edler Mann, dessen Bekanntschaft Wilhelmine in Paris gemacht, hatte den Muth: dieser Frau mit dem bösen Ruf und der wirren Vergangenheit und dem wilden Herzen seine Hand, seinen Reichthum und seinen reinen Edelmannsnamen zu bieten. Die Trauung fand im Frühling 1850 in Gotha statt.

Frau von Bock hatte den besten Willen, ihrem Gatten — „ein edler begabter Mensch, voll zarter Liebe und Sorgfalt für mich" — eine treue Gefährtin und sorgsame Hausfrau zu werden. Sie folgte ihm auf sein Gut nach Livland — — aber ihr ruheloses Herz hielt es kein Jahr in dieser Einsamkeit aus. Wie die Blume nach der Sonne — so schmachtete es nach deutscher Lebensluft und deutschen — Huldigungen.

Schon im nächsten Sommer war sie wieder in Deutschland . . . Da wurde sie in Dresden wegen ihrer Betheiligung am Maiaufstand verhaftet, gegen Kaution wieder frei gegeben, — die Untersuchung aber nach einigen Monaten durch die Gnade des Königs niedergeschlagen. Jetzt erinnerte sich auch der russische Gesandte, Baron Budberg, jener Scene auf der Brühl'schen Terrasse zwischen ihm und Robert Blum's Freundin — und die Folge war, daß Frau von Bock wegen ihrer revolutionären Gesinnungen aus Rußland ausgewiesen wurde . . .

Nach langen Bemühungen und großen pekuniären Opfern gelang es endlich Herrn von Bock, dies Verbannungsdecret aufzuheben. Im Frühling 1854 durfte Wilhelmine sich zur Heimreise nach Livland rüsten. In einem Abschiedsbriefe heißt es:

. . . „Ich werde nun in kurzer Zeit nach einem Lande zurückkehren, welchem ich meinem ganzen Wesen nach ewig

fremd bleiben werde und in welches mich nichts zurückruft, als eine heilige Pflicht, an welches mich nichts fesselt, als die Liebe und Hochachtung für den besten und edelsten Mann. Ich steige in ein offenes Grab, und mit dem Niedersinken des russischen Schlagbaumes versinkt auch für mich Alles, was sonst ein Leben wohl schmückt. Kunst und Poesie, der Verkehr mit Menschen, an deren reichem Wissen man sich erlaben kann, Industrie und Weltgeschichte — Alles das bleibt jenseits jenes Schlagbaums zurück. Aber ich werde dort eine Häuslichkeit, Ordnung und — Ruhe, wenigstens äußere Ruhe finden und an der Seite eines Mannes leben, der mir ein treuer und liebevoller Freund ist. Ich werde nicht allein sein in der Einöde, die mich erwartet, ich habe den treuen Freund, den geliebten Mann und — mich selbst . . ."

Aber sie betrog sich selbst. Sie, die im regsten Künstler- und Liebesleben, in Dresdens wogender Geselligkeit und auf ihren jubelvollen Triumphreisen von Bühne zu Bühne schon vom Grauen vor dem Alleinsein gemartert wurde — — wie hätte sie in russischer Einöde zur Ruhe kommen können?

Und so klagt sie, kaum in Livland angekommen, in ihren Briefen nach Deutschland auf's Neue:

. . . „Ich kann nicht leben, wo mein Flügel nicht Stimmung hält; ich bin ja schon halb todt, wenn ich keinen Ton aus der Kehle bringen kann — und dazu denkt Euch einen acht Monate langen Winter! . . ."

. . . „In meiner neuen Heimat angelangt, war die erste Zeit meines Hierseins dadurch in Anspruch genommen, das Chaos, welches mich umgab, zu lichten, Ordnung und Sauberkeit, soweit dies hier überhaupt möglich ist, herzustellen und wenigstens den Räumen, die ich bewohne, einen Anstrich von Poesie zu geben, ohne die es mir einmal nicht möglich ist zu leben, was aber mit den unendlichsten Schwierigkeiten

verknüpft war, denn hier ist Alles Prosa, nackte kahle Prosa in ihrer unschönsten Gestalt . . . Mich hat hier ein unüberwindliches Unbehagen erfaßt . . . ein Unbehagen, das wie eine düstere Wolke auf meinem Gemüth lastet . . ."

Dazu das ruhelose qualvolle Nagen der eitlen Gedanken an dem triumphverwöhnten Herzen: Im fernen Deutschland bist Du als Künstlerin schon vergessen! Hier in dieser Einöde bist Du lebendig begraben!

Wer könnte Wilhelmine Schröder das so nachfühlen, wie ich, die auf ihrem einsamen Schweizer Berge dieselbe nagende Qual ein volles viertel Jahrhundert ausgestanden hat, bis mein Name in meinen „Bühnen-Erinnerungen" auflebte und Karoline Bauer in Deutschland wieder eine gefeierte Künstlerin wurde!

Diese Angst vor der Verschollenheit klagt in einem Briefe Wilhelminen's vom Jahre 1855 dem fernen Freunde:

. . . „Wer kümmert sich jetzt in Deutschland noch um die Schröder-Devrient? . . . Ich habe vorigen Winter (in Berlin) oft mit blutendem Herzen im Theater gesessen . . . Man hat es ihnen doch vorgemacht! Wie kommt es denn, daß sich auch nicht eine leise Andeutung übertragen hat von dem, was ich vor dem ganzen Olymp verantworten konnte? Das Publikum, das mich doch auch gesehen und gehört hat, jubelte und schrie, mehr als es jemals bei mir gethan. Da rollte mir wohl eine stille Thräne über die Wangen und leise seufzend rief ich aus: Unsinn, Du siegest und ich muß untergehen! — Es gibt wohl kein schmerzlicher Gefühl, als das: — umsonst gelebt zu haben! Aber ist nicht jetzt die ganze Welt ein großes Narrenhaus? Wohin man sieht, ist an die Stelle der göttlichen Vernunft ein Zerrbild getreten. Wahrheit und Natur sind verschwunden, vor allem aus der darstellenden Kunst, und das einzige Ziel, welchem nachgejagt wird, ist — ein voller Geldbeutel, gleichviel,

durch welche Mittel er gefüllt wird. Zum größten Theil sind die Künstler der Jetztzeit Heuchler, auf der Bühne, wie außer derselben — und wo im Leben keine Wahrheit ist, da ist sie auch nicht in der Kunst . . ."

In diesem alten Grauen vor dem Alleinsein — und in dieser neuen Angst vor der Vergessenheit hatte die zweiundfünfzigjährige Frau auf ihrem reichen Livländischen Edelsitze nicht Rast und Ruhe — — bis sie im April 1856 in der Berliner Sing-Akademie Schubert's „Erlkönig" und „Rastlose Liebe" und „Ich grolle nicht" gesungen — mit fast erloschener Stimme, aber mit der alten Glut der Empfindung und der Kraft ihres dramatischen Vortrags — — und bis sie neue Triumphe als Liedersängerin gefeiert hatte . . . In den nächsten beiden Jahren sang sie wiederholt in Konzerten: in Berlin, Dresden und Leipzig . . . Ja, sie bereitete sich vor, in Weimar wieder die Bühne zu betreten und dann gleich der Sontag-Rossi in Amerika im Triumphzuge Lorbeeren und Gold zu ernten . . . Sie wollte auch die Geschichte ihres Lebens schreiben: — „es ist eben jene alte Geschichte, bei welcher einem das Herz im Leibe bricht. Die Welt hat nur die Rosen auf meinem Lebenspfade gesehen, aber nicht gewußt, wie wund ich mich an ihren Dornen geritzt habe. Indessen, es ist mir daran gelegen, daß mein deutsches Vaterland erfahre: aus welchen Schmerzen die Künstlerin sich entwickelt hat, die es so oft durch sein Zujauchzen die Dornen hat vergessen machen . . ." Sie wollte . . .

Da, mitten in diesem krampfhaften Ringen nach neuem Leben und neuen Triumphen — — klopfte der Tod in seiner grausigsten Gestalt an dies ruhelose leidenschaftliche arme Menschenherz . . .

Noch am 6. März 1859 sang Wilhelmine Schröder mit letzter — gebrochener Kraft öffentlich in einem Konzert

zu Leipzig — — ihren Schwanengesang. Dann brach sie auf ein langes Schmerzenlager nieder . . . um nie wieder zu erstehen.

Sie hat furchtbar gelitten — aber sie wollte dennoch nicht sterben. Alle alten Dämonen des Herzens wurden auf diesem Todtenbette wieder wach und klammerten sich verzweiflungsvoll an das Leben und seine — ach! so heiß geliebten Freudenkränze und Ruhmeskronen . . . Dazu die immer wieder auflodernde Angst vor dem Vergessenwerden! Die zittert aus einem ihrer letzten Briefe noch heute nach:

. . . „Wie traurig ist des Mimen Loos! Wir sollen, wir können ja hauptsächlich nur auf die Masse wirken, vermögen aber keine tieferen Spuren einzudrücken, als leichter Sand sie aufnimmt, — ein leichter Windhauch kräuselt darüber hin, und Alles ist verweht und — vergessen. — — Mein Herzblut habe ich ihnen hingesungen — und nun?! . . ."

Frau Ungher-Sabatier, der Wilhelmine Schröder und ich einst die letzten Abschiedskränze auf Dresdens Bühne reichten, besuchte die sterbende Kollegin und erzählte später ergreifend: wie qualvoll sie gegen den Tod angekämpft und gemurrt habe — ein Bild des Grauens, wie die sterbende Königin Elisabeth auf dem Steuben'schen Gemälde . . .

Und doch fehlte dem Schmerzenslager der sterbenden Künstlerin auch ein freundlicher Engel nicht: das Bewußtsein, durch ihre gottbegnadete Kunst nicht allein viele Menschenherzen erfreut — sondern auch viele bange, bittere Thränen im Auge der Armuth und des Elends getrocknet zu haben.

Wilhelmine Schröder-Devrient war im großartigsten Sinne wohlthätig. Ihr menschenfreundliches Herz wurde trotz mancher bitteren Erfahrung nie müde, Erdennoth zu lindern. Auch hierin glich sie ganz ihrer großherzigen Mutter.

An ihrem Sterbebett möchte ich einige Züge von ihrer edelsten Nächstenliebe erzählen, ehe das Grab sich schließt. Die Nachwelt wird dann milder über dies arme schwache Menschenherz richten, das so oft irrte und strauchelte.

Bei den Armen und Elenden in Dresden war die liebe gute Madame Schröder-Devrient sehr beliebt — und wohl die populärste Frau der Stadt. Niemand in ganz Dresden wurde so oft zu Gevatter gebeten — und stets kam sie selbst, auch in die elendeste Hütte, das Kind aus der Taufe zu heben und für ein freundlich Tauffest zu sorgen und nach Kräften Ordnung und Reinlichkeit herzustellen.

Weihnachten war in ihrer Wohuung am Theaterplatz stets großer Jubel: da bescheerte sie ihren Armen und in herzlichster wohlthuendster Weise. Das ganze Jahr strickte sie zu dieser Christbescheerung, während sie sich frisiren ließ.

Als ihr ältester Sohn Wilhelm — heute Landwirth in Livland — in einem Dresdener Institut erzogen wurde, durfte er nie zur Christbescheerung seiner Mutter kommen, ohne einige arme Knaben, die er selber aufgesucht, unter den brennenden Christbaum mitzubringen und ihnen von seinen Gaben mitzutheilen — „denn der Junge soll sich von Jugend auf gewöhnen, an die Armen zu denken!“ — sagte die Mutter.

Und wie oft hat Wilhelmine Schröder-Devrient in den Konzerten und zu den Beneficen armer Künstler gesungen und selbst kostspielige und anstrengende Reisen dazu nicht gescheut — um den bedürftigen Kollegen durch ihren Namen eine gute Einnahme zu sichern.

Den Abgebrannten eines Weimar'schen Dorfes sandte sie ihr ganzes Romeo-Honorar aus Berlin — 25 Frdd'or.

Sie hatte sich einen neuen Flügel gekauft und ihr älteres Instrument zum Verkauf annonzirt. Ein dürftig gekleideter junger Mann kam darauf in ihre Wohnung — und wollte gleich wieder gehen, als er von der Kammerjungfer den

Preis erfuhr und wem das Klavier gehörte. Aber wenigstens ein Mal auf dem Instrument spielen, das die Schröder-Devrient so oft zu ihrem Gesange begleitet hatte! — dieser Versuchung konnte er nicht widerstehen. Die Jungfer hatte ihm gesagt, daß Niemand in dem Zimmer sei. Und so vertiefte er sich in sein Spiel auf dem herrlichen Instrument und strömte sein junges warmes Herz in Tönen aus ... bis die Schröder-Devrient in ihrer ganzen bezaubernden Liebenswürdigkeit hinter ihm stand und ihm lächelnd Bravo! zurief. Bald hatte sie seine Schüchternheit überwunden und sein Leben und sein Herz lagen offen vor ihr da. Sie wußte, daß er arm war, und daß er nicht daran denken könne, so viel Geld für ein Klavier auszugeben — daß dessen Besitz ihn aber zum glücklichsten der Sterblichen machen würde ...

Sie entließ ihn freundlich — und sandte ihm am andern Tage das Instrument, mit der Bitte: es als Andenken an die Schröder-Devrient anzunehmen, die keine höhere Freude kenne, als Anderen Freude zu bereiten!

Als ein praktischer Freund ihr wegen dieser neuen Verschwendung Vorwürfe machte, denn sie sorge zu wenig für ihr Alter! — sagte sie mit einem milden, fast wehmüthigen Lächeln:

„Auf die Paar Thaler darf es in diesem Falle gar nicht ankommen — das ist Herzenssache. Aber Ihr ahnt gar nicht, wie Einem zu Muthe ist, der sich von solch einem stummen Gefährten für immer trennen soll! Vor diesem Instrument habe ich Jahre lang all' mein Glück und all' mein Leid' ausgeschüttet — und der Gedanke war mir schon längst schmerzlich, den alten Vertrauten für schnödes Geld in die ersten besten gleichgiltigen Hände zu geben ... Jetzt bin ich herzlich froh, ihn bei einem guten Menschen untergebracht zu haben, der ihn lieb hat und zu traktiren weiß!"

Einem Tänzer, der ein Bein gebrochen, kaufte sie zum Erwerb eine Leihbibliothek.

Einer alten Gänsehüterin zu Elgersburg in Thüringen, mit der sie während eines Badeaufenthaltes zuweilen gesprochen, ließ sie einen warmen Mantel machen — und schrieb dazu ... „Die Frau soll zwar ein rohes und ungesittetes Geschöpf sein, — aber à qui la faute, daß diese Menschen so sind?! Man kann sie darum nicht verhungern und erfrieren lassen und muß für sie thun, was man eben kann ..."

Dieser Wilhelmine Schröder-Devrient widmete der alte Tiedge, der Dichter der „Urania", der in Dresden seinen Lebensabend beschloß, die Vieles sühnenden Worte:

„Hoch vom Ruhm emporgetragen
Strahlt Dein Nam' im Glanze dieser Welt;
Was Du thust in stillern Tagen,
Das wird in ein Rechnungsbuch getragen,
Das ein Engel dort in jener hält!"

Dieser Engel hat ihr den letzten Erdenhauch von den erblassenden Lippen geküßt. Nach langen furchtbaren Leiden ist sie sanft gestorben — am 26. Januar 1860 zu Koburg.

An ihrer Gruft wurden auf ihren Wunsch gesungen: „Es ist bestimmt in Gottes Rath!" und „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Aber auch in der Erde sollte dies ruhelose Herz nicht gleich Ruhe finden. Da sich in ihrem schriftlichen Nachlaß der Wunsch ausgesprochen fand: in Dresdens Erde zu ruhen! — ließ Herr von Bock den Sarg wieder ausgraben und auf dem Dresdener Trinitatis-Friedhofe beisetzen und das Grab mit einem Granitwürfel und der Inschrift schmücken:

Wilhelmine von Bock.
Schröder-Devrient.

* * *

An diesen beiden Gräbern zu München und zu Dresden sind die wilden Dämonen verstummt, die der Mutter und der Tochter Herzen im Leben so zügellos durchtobten ...

Aber die Frage drängt sich auf: ob Sophie und Wilhelmine Schröder so große — einzige — herzbewegende Künstlerinnen der Bühne geworden wären: ohne diese Dämonen heißester Leidenschaften in ihren Herzen?

Schwerlich! Ein Wort darüber von Sophie Schröder habe ich schon angeführt. Ich wiederhole es hier:

„Wir sollen Euch die Leidenschaften in ihrer ganzen Wahrheit auf der Bühne darstellen, — was scheltet Ihr uns, wenn wir sie selbst empfinden?!"

Ein ähnliches Wort von Wilhelmine Schröder hat uns ein Augen- und Ohrenzeuge aufbewahrt. Die Künstlerin gastirte im September 1835 unter phrenetischem Enthusiasmus der heißblütigen Magyaren in Pest. Sie erschien stets mit einer glänzenden Suite von Verehrern, unter denen Graf Koloman Majláth als Begünstigter galt — der Sohn des unglücklichen Grafen Johann Majláth, des Freundes und Biographen meiner berühmten Kollegin Sophie Müller, der im Januar 1855, müde des Kampfes um's Dasein, seine Tochter im Arm, im Starnberger See Erlösung suchte und fand. —

Unser Gewährsmann, der Ungar Kertbeny schreibt über jenes Gastspiel Wilhelminen's in Pest:

... „Ich entsinne mich eines Aktschlusses, bei dem die Devrient als Fidelio jenen berühmten markerschütternden Schrei ausstieß und dann, noch am ganzen Leibe zitternd, in die Koulissen stürzte, daß ein Kreis von Enthusiasten, die sie dort erwarteten, noch mehr applaudirend raf'te, als das Publikum im Parterre. Die große Künstlerin rang nach Athem und warf sich auf einen Stuhl in der Garderobe, während alle jene Verehrer sie lobpreisend umstanden. Plötzlich

sprang sie auf, ergriff einen der Wortreichsten am Kragen und rief heftig: Hat Ihnen meine Darstellung wirklich so sehr gefallen, wie Sie mich versichern möchten? Nun gut, aber ich habe gehört, daß Sie, Herr Doktor, sich neben dieser Kunstkritik auch ganz besonders die Kritik über mein Privatleben angelegen sein lassen! Ei, Verehrtester, so stellen Sie doch einmal Ihre gar so sittlichen Bürgerfrauen, vor denen ich allen Respekt habe, da hinaus auf die Bühne und es soll mir eine dieser Abgeklärten, Ruhigen den Fidelio so singen und spielen, wie ich es that. Wenn man Leidenschaften darstellen soll, muß man auch Leidenschaften haben, denn nur das reißt hin, was man selbst fühlt . . ."

Nein, ohne des Herzens entfesselte Dämonen wären Sophie und Wilhelmine Schröder nimmer so große — einzige — herzbewegende Künstlerinnen geworden, wie sie in der deutschen Bühnengeschichte in ihrer Art unerreicht dastehn — — aber sicher glücklichere, beglückende Frauen! —

3. Bei seiner Majestät.

Der König soll mein König sein,
Wohlan, Er lebe hoch
Und sieht Er manchmal sauer drein,
So ist Er König doch.
Er ist mein König und mein Mann,
So sing ich, was ich singen kann:
Der König lebe hoch!

Zelter beim Richtschmaus der Berliner Singacademie, Dezember 1825.

Als ich im Herbst 1824 die Königstädter Bühne aufgab und ein Engagement am Königlichen Schauspielhause annahm, ging ein Flüstern durch die Stadt: auf besonderen Wunsch des Königs, der an der munteren blonden Schauspielerin ein tieferes Wohlgefallen gefunden, hätten der Geheime Kämmerier Timm und Fürst Wittgenstein, welche einen anderen weiblichen und gefährlicheren Einfluß auf Se. Majestät fürchteten, dies Engagement durch Herrn von Arnim (Pitt), den Stellvertreter des durch Spontini auf einige Zeit verdrängten Intendanten Grafen Brühl, und die vertraute Mittelsperson, Geh. Rath v. Gräfe betrieben: um mich den Augen und den Wünschen des Königs näher zu bringen ...

Wie viel an diesem Gerede war, weiß ich nicht. Nur so viel ist gewiß, daß Friedrich Wilhelm III. am 9. November 1824, noch ehe ich auf der königlichen Bühne aufgetreten war und noch ehe der König auch nur ein Wort an mich gerichtet hatte, sich in der Schloßkirche zu Charlottenburg heimlich mit der Gräfin Auguste Harrach vom Bischof Eylert trauen ließ — in Gegenwart des Kronprinzen, des Groß-

herzogs von Mecklenburg Strelitz, des Fürsten Wittgenstein, des Oberhofmeisters von Schilden, des Oberst von Witzleben, des Kabinetsrath Albrecht, des Geheim. Kämmeriers Timm, und den Eltern der Braut.

Als dies Geheimniß am andern Tage in Berlin laut wurde, war das Erstaunen und die Ueberraschung allgemein — ja, man glaubte das größte Recht zu haben, darüber empört zu sein: was „der alte Herr" sich einfallen ließ! Die unbekannte „Stiefmutter," die es wagte, den Platz einer Luise einzunehmen, wurde geradezu gehaßt. Neben einer katholischen Kronprinzessin nun auch noch eine „katholische Stiefmutter" — das war zu viel für die sittliche Entrüstung Berlins. Natürlich würde nun auch der König und der ganze Hof katholisch werden — und dann müßte auch das Land nachfolgen! — Als das Briefporto erhöht, auf der Charlottenburger Chaussee Chausseegeld verlangt und neue Silbergroschen geprägt wurden, da brach der Jammer und der Zorn immer wieder auf's Neue los: Alles wegen der katholischen königlichen Stiefmutter!

In der katholischen Hedwigskirche wurden die Altarleuchter gestohlen. Als die Diebe merkten, daß ihre Beute nur von Neusilber, stellten sie dieselben nach einigen Tagen wieder auf den Altar, mit dem Zettel: „O Jemine! Kronprinzessin und Fürstin Liegnitz — und doch in der katholischen Kirche keene silbernen Leuchter! Det is man lumpig!"

Der leicht erregbare und stets fertige Stachelwitz der Berliner war unerschöpflich in Glossen über die „Stiefmutter" und die „Königin der Nacht," die bei Tage nur Fürstin war.

So hieß es: die Truppen schrien jetzt bei der Begrüßung des Königs nicht mehr „Hurrah!" — sondern „Harrach!"

„Man würde die Heirath für eine Fabel halten, wenn ihr nicht die Moral fehlte!"

„Der König ließ sich mit der Gräfin Harrach nicht vorher aufbieten, weil er wußte, daß seine Berliner das „Anfbieten“ nachher schon nach Kräften besorgen würden.“

Man erzählte sich, daß die Prinzen, besonders der Kronprinz über diese „Stiefmutter“ wüthend seien und daß die Prinzessinnen, die grade alle anwesenden Töchter des Königs, Alexandra-Charlotte von Rußland, Alexandrine von Mecklenburg und die mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande verlobte Luise und die Kronprinzessin Elisabeth gar nicht aus den Thränen heraus kämen — — ja, daß Prinz Karl von seinem Vater zwei Tage Arrest bekommen, weil er die „Stiefmama“ schnöde behandelt habe . . .

An den „Böhmischen Edelstein,“ den der König sich in seine Krone gesetzt habe, wollte Niemand recht glauben. Man erinnerte lieber an das bunte böhmische Glasspielzeug.

Ja, vielleicht wäre dem Hofe und den Berlinern die kleine Schauspielerin Mlle. Karoline Bauer als königliche Freundin lieber gewesen — als die Frau Fürstin Liegnitz in ihrer schiefen Stellung als morganatische königliche Gemalin, in die sich Niemand recht hineinfinden konnte.

Meine erste Begegnung mit dem Könige fand bald nach seiner Wiedervermälung auf einem der sogenannten „Brühl'schen Bälle“ im Konzertsaal des Schauspielhauses statt. Diese Feste wurden so genannt, weil der Intendant Graf Brühl sie arrangirte und die Subskriptions-Einladungen dazu ergehen ließ. Ich schrieb damals darüber an meinen Bruder Louis:

„ . . . Die Graf Brühl'schen Subskriptionsbälle im Konzertsaale des Schauspielhauses habe ich auch zu „sehen“ bekommen, denn getanzt wird dort fast gar nicht. Man konversirt, beobachtet, mustert und — beneidet gegenseitig die Toiletten. Die Herren bewegen sich im Saal, die Damen sitzen meist auf den rings herum angebrachten Estraden.

Der König promenirt unermüdlich durch das Gedränge und spricht leutselig mit Vielen. Dabei schaut er lächelnd umher, wie ein Vater, der sich freut, die Kinder vergnügt zu sehen.

Auf der vierten Estrade saß ich ganz bescheiden mit der Mutter und einer befreundeten Familie und ergötzte mich an dem glänzenden Gewirr im Saal . . . als plötzlich mir zugeflüstert wurde! „Der König will mit Ihnen sprechen, steigen Sie hinab!“. . . und ich stand zum ersten Mal vor Friedrich Wilhelm dem Gütigen.

Ich fühlte, daß sämmtliche Anwesende mich beobachteten, wie ich mich benehmen würde, es flimmerte mir vor den Augen — aber kaum begegnete ich den milden, gütigen Blick des Königs, so war ich gefaßt. Der König sagte in seiner bekannten, abgebrochenen Weise, die durchaus keine „Emballage,“ keine „Präambula“ — kein „Brimborium“ liebte: „Freue mich, Brühl Sie für meine Bühne gewonnen — oft auf dem Königstädter Theater gesehen — viel Vergnügen gemacht — muntres Wesen lieben — sehr gefallen.“

„Ew. Majestät beglücken mich . . .“

„Wann auftreten?“

„Anfang Januar!“

„Welchen Stücken?“

„Beschämte Eifersucht — Jurist und Bauer —“

„Gut, liebe Lustspiele — wünsche Glück!“

Dann nickte der König freundlich und ging weiter.

Hofrath Henn (Clauren) bot mir seinen Arm, mich wieder auf die Gallerie zu geleiten; doch nur mit Mühe gelangte ich hinauf. Alle Welt wollte mir vorgestellt sein — mich sehen — mit mir sprechen . . .“

Auf diesem Balle erschien die Fürstin Liegnitz zum ersten Mal in ihrer neuen Würde vor den Berlinern. Und wie wurde sie angestarrt — kritisirt!

Ich sehe sie in ihrer Loge noch lebhaft vor mir, als wär' es gestern gewesen: im himmelblauen Tüll, auf den dunklen Locken einen Turban von weißem Krepp mit Marabouts. Sie war keine Schönheit, aber sie sah frisch und blühend aus.

Verschüchtert und blöde saß sie da, als wüßte sie mit sich und dem Publikum nichts anzufangen. Der König erschien nur auf einige Augenblicke in der Loge seiner Gemalin und sprach mit ihr, ohne sich zu setzen. Auch er wußte sich augenscheinlich in diese neue Rolle noch nicht zu finden.

Der König sah es gern, wenn die ersten Mitglieder der Oper, des Schauspiels und Ballets auf diesen Brühl'schen Bällen im Konzertsaal und auf den größeren Subskriptionsbällen im Opernhause erschienen und wenn fleißig getanzt wurde. Zu den Maskenbällen wurden die jungen Kollegen förmlich kommandirt. Sie erhielten die glänzendsten Kostüme aus der Theatergarderobe und, wo's Noth that, auch wohl für den Abend — Tanzdiäten.

Einigen jüngeren Offizieren, die gelangweilt dem Tanze zusahen, sagte der König ungnädig: „Warum nicht tanzen? Sind Sie von Holz? Dann lieber zu Hause bleiben!"

Ein solcher glänzender Subskriptionsball im Februar 1826 sollte für mich von erhöhter Bedeutung werden. Mad. Brede, Württembergische Hofschauspielerin und Freundin Rahels, eine gefeierte Schönheit, hatte sich der Mutter und mir angeschlossen. Sie zog in ihrem reizenden Kostüm: weißes Atlaskleid, um den feinen klassischen Kopf eine Rosenguirlande geschlungen! — Aller Augen auf sich. Ich trug weißen Tüll über rosa Atlas und Orangenblüten — und fand auch mich recht hübsch und blühend.

Da nahte der König auf seinem ersten Rundgang mit glänzender Suite. An seiner Seite ging ein hoher englischer Offizier in rother goldstrotzender Uniform, mit einer mächtigen,

seltsam gehöckerten Habichtnase ... Der Herzog von Wellington, der berühmte Held der Freiheitskriege ...

Ehrerbietig trat das Publikum zu beiden Seiten zurück. Der König nickte mir huldvoll lächelnd zu, als wollte er sagen: Ei, wir haben uns ja sehr niedlich gemacht! — Auch bemerkte ich, wie Se. Majestät den Herzog von Wellington auf Auguste Brede und mich besonders aufmerksam machte ...

Der Herzog richtete sein Auge wohlgefällig auf uns — — stutzte — sah mich durchdringend an — flüsterte dem Könige ein Wort zu — auch dieser blieb stehen und fixirte mich mit erstauntem Gesicht ... Und wiederholt konnte ich an diesem Abend bemerken, daß ich für Se. Majestät und den englischen Gast ein Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit war ...

Ein junger Offizier aus der königlichen Suite, der mich später zum Tanze aufforderte, konnte endlich meine brennende Neugierde stillen. Er hatte ganz deutlich gehört, wie Wellington dem Könige französisch zuflüsterte:

„Welche erstaunliche Aehnlichkeit mit unserer verstorbenen Prinzessin Charlotte von England, der Gemalin des Prinzen Leopold von Koburg ..."

Wir werden bald sehen: wie verhängnißvoll diese Aehnlichkeit für mich werden sollte!

* * *

Wiederholt wurde ich von Se. Majestät in freundlichster Weise ausgezeichnet, seit ich als königl. Hofschauspielerin zu den Auserwählten gehörte, die bei den kleinen, intimen, wöchentlichen Vorstellungen „im Palais" mitwirken durften.

Dies Palais, wo vor dem Hofe Komödie gespielt wurde, war das sogenannte „Prinzessinnen-Palais," das aber durch einen Schwibbogen über der Oberwallstraße mit dem eigentlichen „Palais des Königs" in Verbindung stand. Es hatte dem letzten Markgrafen Heinrich von Schwedt gehört und

war durch jenen Bogen mit dem früheren Kronprinzen-Palais verbunden worden, als in beide Räume die glücklichen Brüder, die unzertrennlichen „Kastor und Pollux" von Preußen: — der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Ludwig mit ihrem jungen Glück, den holden Schwestern Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz, einzogen. — Nach dem Tode des Prinzen Louis und der Königin Luise wurde das kleine Palais der Wohnsitz der Töchter des Königs: der Prinzessinnen Charlotte, Alexandrine und Luise — und erhielt so im Volksmunde und bald auch bei Hofe den Namen: „Prinzessinnen-Palais." Als die Prinzessinnen nach Rußland, Mecklenburg und den Niederlanden verheirathet waren, bezog die Fürstin Liegnitz den oberen Stock, während unten der Prinz Albrecht bis zu seiner Vermählung mit der unglücklichen Prinzessin Marianne der Niederlande wohnte.

In diesem Palais hatte die Theaterliebhaberei des Königs in dem größten Saal eine bescheidene kleine Liebhaber-Bühne errichten lassen, auf der fast an jedem Montag, wenn der König nicht außerhalb Berlins weilte, und auch sonst noch, wenn hoher Besuch bei Hofe war, Komödie gespielt, gesungen und getanzt wurde.

Der König besuchte jeden Abend, Sommer und Winter, regelmäßig ein Theater, wenn nicht unvermeidliche Hindernisse eintraten. Mit dem Glockenschlage sechs betrat er seine kleine Seitenloge rechts von der Bühne — und während die Logenthür noch knarrte, gab der Kapellmeister das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre oder der heiteren Vormusik zu Lustspielen und Possen. Selbst wenn der König im Sommer in Potsdam, auf der Pfaueninsel, in Paretz oder Charlottenburg weilte und das schönste Wetter in's Freie lockte: — eine Minute vor sechs Uhr hielt die stadtbekannte, viel geflickte gelbe Kalesche mit den beiden schnaubenden Trakehnern vor dem Theater. Der König scheute die 3—4 Meilen staubiger

Chaussee nicht, um in Berlin dutzend Mal gesehene, meistens nichts weniger als geistreiche Lust- und Possenspiele auf's Neue zu genießen. Auch bei dem regelmäßigen Badeaufenthalt in Teplitz fehlte der König keinen Abend in dem heißen, stickigen, kleinen Theater und ließ sich von der oft recht mäßigen Wandertruppe altbekannte abgeleierte Possen vorspielen und entfernte sich erst, wenn der Vorhang zum letzten Mal gefallen war, — zur Verzweiflung seiner Kavaliere.

Nur bei festlichen Gelegenheiten, wenn hoher Besuch anwesend war, erschien der König in großer Uniform mit Federhut in der königlichen Mittelloge. Aber gewöhnlich nur während des ersten Akts. Dann vertauschte er die beengende Uniform mit seinem bequemen, langen, grauen Mititairüberrock ohne Epauletten und Orden und drückte sich in seiner kleinen Seitenloge bequem in die Ecke, die ihn den Augen des Publikums verbarg. Der hohe Herr war nicht gern genirt. Wir von der Bühne aber konnten ihn beobachten; meistens saß er anscheinend ziemlich theilnahmlos da.

In den Zwischenakten trat der König durch eine Tapetenthür häufig auf die Bühne, sah sich die neuen Dekorationen, Maschinerien und Kostüme an und richtete freundliche Worte an die Mitspielenden. Er hatte ein für alle Mal befohlen, daß man auf der Bühne nicht die geringste Rücksicht auf ihn nehmen solle. „Alles seinen gehörigen Gang gehen!" — war sein Wort. Der Vorhang durfte seinetwegen keine Minute später aufgehen. „Hier Publikum, König! — Von mir kein Aufhebens machen! Erschrecklich!" —

Das hätte einst fast ein kleines Malheur gegeben. Se. Maj. hatten sich auf der Bühne verspätet. Der Vorhang erhob sich — und das erstaunte Publikum sah noch die davon eilenden allerhöchsten Militär-Beine.

Ein ander Mal saß der König auf einer Flugmaschine, die am Schluß des soeben beendeten Ballet-Aktes irgend eine

Feenkönigin oder Göttin auf die Bühne befördert hatte, und plauderte behaglich mit der Solotänzerin Lemière ... als sich plötzlich der königliche Sitz wieder in die Theaterwolken erheben wollte. Nur dem schnellen resoluten Zugreifen des Theatermeisters gelang es, Se. Majestät vor dieser unfreiwilligen Luftfahrt zu retten.

Bei neuen Opern und Ballets und sogar in Possenstücken, wo es allerlei Neues zu sehen gab, besuchte der König sogar Vormittags die Proben, regelmäßig bei den Vorstellungen im Prinzessinnen-Palais und im Neuen Palais zu Potsdam. So erschien Se. Majestät auf allen Proben des albernen Possenspiels „die Hottentottin", in dem ich hottentottisch zu singen und zu tanzen hatte, und des kaum weniger geistreichen Melodrama's „Robinson Krusoe", weil die Wilden-Tänze und Kostüme sich des allerhöchsten Beifalls erfreuten.

Dieser seltsamen Robinson-Vorstellung habe ich in meinem Buche „Komödianten-Fahrten" eine ausführliche, heitere Schilderung gewidmet. Hier nur zur Ergänzung, daß Ballettmeister Hoguet uns die Wilden-Tänze und Pantomimen einstudirte und dabei die Hand an unsere Stirn legte mit dem unvergeßlichen Wort: „Sie noch nicht switz — Sie noch nicht genug gesprunge!" — Louis Schneider gab den Wilden Freitag und zeichnete sich durch große Mobilität aus, — ich als Robinsons Sohn Isidor durch überströmende Lachlust, — Veteran Beschort als Robinson durch erstaunliche Grandezza, — die Wilden durch unverwüstlichen Appetit auf Menschenfleisch.

Der König amüsirte sich bei drei Proben und zwei Vorstellungen sehr an diesem Spectakelstück — — die Berliner aber lachten es aus, so daß es nach der zweiten Vorstellung nicht wieder gegeben werden konnte.

Hierüber sagte der gute, hohe Herr mir bei nächster Gelegenheit, während eines Diners bei Papa Timm:

„Hübsch munter gespielt. Mir Stück sehr gefallen. Begreife Berliner nicht. Zu kluges Publikum . . ."

Diese letzte Aeußerung ist sehr charakteristisch für die Theaterliebhaberei Friedrich Wilhelm des Dritten.

Der König verlangte im Theater keine hohe Anregung, keine Belehrung, keine Erbauung, ja nicht einmal Kunstgenuß — er wollte nur angenehm und ohne jede eigene geistige Anstrengung unterhalten sein.

Darum liebte er auch keine sogenannten „klassischen Stücke", — und Trauerspiele waren ihm „fatal". — Er pflegte zu sagen: „Im Leben schon Trauerspiele genug — brauch' deßhalb nicht erst in's Theater gehn!"

Nur der Fürstin Liegnitz zu Liebe, die gern Trauerspiele sah, besuchte der König auch hin und wieder diese. Dazu erzählte das boshafte Berlin sich eine allerhöchste Aeußerung: „Manchmal hübsche Sachen in den Trauerspielen — nur Schade, daß sie nicht im Lustspiel stehn!

Schillers „Räuber" und „Fiesco" und den „Don Juan" haßte der König gradezu: als volksaufrührerische, wilde, unsittliche Stücke. Aus demselben Grunde durften „Tell" und „Egmont" gar nicht gegeben werden. Selbst eine kleine Intrigue der Großfürstin Alexandra, der ihr zärtlicher Vater sonst keinen Wunsch abschlug, vermochte dies Verbot nicht aufzuheben.

Im Palais Radziwill wurden einige Scenen aus dem Faust gegeben. Pius Alexander Wolff spielte den Faust, Madame Stich das Gretchen, Herzog Karl von Mecklenburg den Mephisto. In der Pause sprach die Großfürstin Alexandra dem Schauspieler Wolff ihren Beifall aus und fügte hinzu:

„Ich habe soviel von Ihrem genialen Egmont gehört, den Sie bei Goethe spielten, daß ich Sie in dieser Rolle wohl sehen möchte. Aber Se. Majestät lieben das Stück nicht. Lassen Sie uns gemeinschaftlich einen Versuch machen, das Verbot aufzuheben. Wenn der König Sie später anredet,

werde ich Sie nach Ihren Lieblingsrollen fragen, dann nennen Sie auch Egmont, und ich werde den Wunsch äußern: Sie in dieser Rolle zu sehen . . ."

Aber der König schlug auch diesen Sturm auf sein zärtliches Vaterherz kurz zurück mit dem Wort:

„Nein! Nein! Zu revolutionäres Stück! Verdirbt mir mein Volk. Berlinern so schon nicht recht zu trauen — immer gleich obenaus und naseweis!"

Umsonst setzte der romantische Kronprinz alle Hebel in Bewegung, den „Tell" auf die Bühne zu bringen; zu meiner Zeit sah Berlin ihn nimmer.

Der König führte überhaupt eine sehr strenge Theater-Censur. Als im Frühjahr 1828 das harmlose Stück: „Der alte Student" von dem mir befreundeten Dichter Gotthilf August von Maltitz auf der Königstädter Bühne gegeben werden sollte, strich die Censur auch die leisesten Aeußerungen von Sympathien für das unglückliche Polen. Und doch war das Stückchen ohne diese sentimentale und herzlich unschuldige Polenschwärmerei gradezu ein Unsinn. Denn der Held ist ein alter relegirter polnischer Student, der durch das Unglück seines Vaterlandes selber unglücklich — ja zum Bettler geworden ist. Nur dies Unglück macht ihn einigermaßen auf den Brettern möglich. Und nun streicht die Censur dem Dichter kurz und unlogisch diese Existenzfähigkeit seines Helden! Da wußte der leicht gereizte Maltitz den Darsteller seines „alten Studenten" zu bereden: die Censurstriche zu ignoriren und besonders die Schlußworte zu sprechen: „Vivat Academia et Polonia!"

Hierüber war der persönlich anwesende König so erbittert, daß er zornig aufstand, drohend auf die jubelnden Polen in's Parket niederschaute, das harmlose Stück verbot, Maltitz auf zehn Meilen im Umkreise von Berlin verbannte und den kühnen Schauspieler in Arrest schickte.

Im Herbst desselben Jahres mußte der lustige Spitzeder sein gelungenes Impromptü auf den mal wieder hell entflammten Krieg zwischen den „Muselmännern und Fuselmännern“ ebenfalls mit zwei Tagen Arrest büßen, weil Prinzessin Charlotte von Preußen — Kaiserin Alexandra über alle — Fuselmänner war.

Sonst gehörte Spitzeder zu den bevorzugten Lieblingen des Königs und manches lustige Impromptü wurde ihm nachgesehen, trotz des allgemeinen Verbots, auf der Bühne zu improvisiren; — nur durften diese Stegreifsscherze keine politischen Anspielungen enthalten.

So konnte der König sich mit halb Berlin kindlich amüsiren, wenn Spitzeder mit unschuldigster Miene in den „Drillingen“ improvisirte:

„Ich habe zwei Brüder, der älteste ist ein Drilling — der zweite ein Zwilling — ich bin ein Illing!“

Oder wenn Spitzeder, nach der Rolle eines Dümmlings herausgerufen, mit Anspielung auf die grade in Berlin für 4 Groschen ausgestellten „Sieben Wunder der Welt“ dumm lächelnd dankt:

„So hat meine gute selige Mutter doch Recht gehabt, die immer sagte: Du einfältiger Klotz, wenn je etwas aus Dir wird, so ist es das achte Wunder der Welt!“

Auch der alte närrische Unzelmann, der wegen seines unsterblichen Leichtsinns und seiner nicht weniger unsterblichen Schulden beim Könige sonst als „Mauvais sujet“ — allerhöchstes Lieblingswort — ziemlich schlecht angeschrieben stand, durfte sich auf der Bühne manches Impromptü erlauben, wenn es nur lustig und harmlos war. Für Anzüglichkeiten aber hat er unzählige Mal Arrest bekommen. Bekannt ist, daß er — kaum aus dem Arrest erlöst — einem Bühnenschimmel, der sich auf offener Scene etwas einfallen ließ, was nicht in der stummen Rolle vorgeschrieben stand, zurief:

„Hans, weißt Du nicht, daß hier jedes Impromptü verboten ist und mit Arrest bestraft wird?!“

Als Unzelmann einst in Potsdam in dem Kotzebueschen Schwank: „U. A. W. G., oder die Visitenkarte“ sehr ergötzlich spielte und unerschöpflich war in neuen lustigen Erklärungen dieses „Um Antwort wird gebeten“ — sandte der König ihm nach der Vorstellung einen Korb mit Ananas und Tokayer zum Geschenk, mit dem beigefügten Zettel:

Und Ananas wird gegessen,
Und Ausbruch wird getrunken!

— welches Letztere der ewig durstige Unzelmann sich nicht zwei Mal sagen ließ.

Sehr böse konnte der König werden, wenn irgend eine „fatale“ Anspielung im Stück vom Publikum aufgegriffen und stärker betont wurde.

So, als in Lessing's „Minna von Barnhelm“ im Königstädter Theater Minna (Bertha Stich) die Franziska (Klara Stich) mit ihrem gar zu steifen, respektvollen Anbeter, dem Wachtmeister Werner neckt — und Franziska erwidert:

„ . . . Ja, gnädiges Fräulein, daß ist mein Wachtmeister! Sie finden ihn ohne Zweifel ein wenig steif und hölzern. Jetzt kam er mir fast auch so vor. Aber ich merke wohl: er glaubte, vor Ihrer Gnaden auf die Parade ziehen zu müssen. Und wenn die Soldaten paradiren, ja freilich scheinen sie da mehr Drechslerpuppen, als Männer . . .“

Und als aus dem Parterre ein einzelnes Bravo ertönte — da stand der König zornig auf, schaute mit rothem Kopf drohend nach dem Rufer aus — — und verließ sofort mit der Fürstin Liegnitz das Haus.

Aber auch patriotische und königsfreundliche Aeußerungen, die dem Publikum Anlaß gaben, sich bemerkbar zu machen, liebte der König nicht von der Bühne zu hören.

In Fouqué's „Einnahme von Rathenow", bald nach den Freiheitskriegen gegeben und von den Berlinern mit Begeisterung aufgenommen, bittet der Burgermeister von Rathenow den Kurfürsten, sich nicht so tollkühn den feindlichen Kugeln auszusetzen . . .

Als der Kurfürst nun erwiderte:

„Ich danke für Eure gute Gesinnung; aber da kann ich nicht dienen. Ich bin ein Hohenzoller; das steckt im Blut, ich kann nicht anders!"

Da brach ein so stürmischer Jubel los und ein immer neues: „Hurrah! Es lebe der König!" — daß Friedrich Wilhelm III. sich endlich aus seiner Logenecke erheben und dem Publikum zeigen mußte.

Und bei der nächsten Aufführung fehlte diese patriotische Stelle. Der König hatte sie eigenhändig gestrichen.

Warum?

Dem kreuzunglücklichen Fouqué — den die Berliner später „Don Quixote de la Marcha" nannten — ließ der König für das vaterländische Schauspiel, das ihm sehr wohl gefallen, danken. „Er sei gerührt über die liebevolle Anhänglichkeit des Publikum's, die dasselbe bei dieser Gelegenheit so sichtbar an den Tag gelegt. Einmal sei das recht gut und erfreue auch; die Begeisterung aber kühle sich ab und werde mit der Zeit kälter. Es sei dies nicht zu vermeiden; doch dürfe es nicht geschehen für das Vaterland und sein regierendes Haus. Die Anhänglichkeit und Liebe für beide müsse unter allen Umständen stets dieselbe sein und bleiben. Das Heiligthum derselben dürfe man nicht zum Theater-Koup machen. Es sei darum eine ernste Sache. Wenn nun bei öfterer Wiederholung künftig einmal diese Stelle nicht applaudirt werde, so sei das nach solchem Vorgange unangenehm und es fehle etwas. Niemand werde gewiß den König absichtlich beleidigen wollen, darum habe er die Mög-

lichkeit genommen, daß dies unabsichtlich geschehen könne ..."

Der Hauptgrund für diesen königlichen Censurstrich aber war sicher der Umstand, daß es Sr. Majestät in allen Lebensverhältnissen „fatal" war — ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein! Deßhalb war der König nach den Freiheitskriegen auch in größter Stille und Heimlichkeit wieder in Potsdam und Berlin angelangt, und keine Bitten und Vorstellungen vermochten ihn zu bewegen, an dem glorreichen Truppeneinzuge persönlich Theil zu nehmen. —

Der König liebte nur moderne Stücke, so recht aus dem alltäglichen Leben heraus, in denen er sein Volk in seinen Freuden erst recht kennen zu lernen glaubte. Je einfacher, berlinischer und lustiger — desto mehr amüsirte sich der hohe Herr, dessen Lieblingslektüre ja — Lafontaine's Romane waren. Höchstens ließ er sich ein harmloses Iffländsches Familiengemälde gefallen, in Erinnerung an die Zeit: da der Dichter selber in diesen Stücken spielte und Friedrich Wilhelm und Luise im vollen jungen Glück zuschauten und Iffland bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses auf dem Gensdarmenmarkte 1802 das Hoch ausbrachte: auf den König — den redlichsten Mann im Lande.

Der kleine Louis Angely, Komiker am Königstädter Theater, Julius von Voß und Karl von Holtei sorgten damals durch ihre Berlinischen Possen unermüdlich für den Geschmack des Königs. Besonders Angely war unerschöpflich, französische Vaudevilles zu berolinisiren, — und der gute König wurde nie satt, sein „Fest der Handwerker" und seine „Sieben Mädchen in Uniform" zu sehen. Er fehlte bei keiner Vorstellung und gefiel sich darin, hin und wieder einzelne Stellen im geselligen Leben anzubringen.

Das wußte der witzige und lustige Kronprinz Fritz gut zu benutzen. Als er einst bei der königlichen Tafel zu spät

kam und des Königs gerunzelte Stirn sah und wohl wußte, wie sehr der Vater, selber stets ein Muster der Pünktlichkeit, alles Zuspätkommen haßte — da nahm er, schnell gefaßt, ganz die Miene und Haltung und den Ton des Gesellen im „Fest der Handwerker" an, der immer zur Arbeit zu spät kommt, und reichte dem Könige die Hand hin und sagte: „Herr Meester, darum keene Feendschaft nich!"

Und der König nimmt lächelnd dies Stichwort aus der Posse auf und schlägt treuherzig ein und antwortet als „Meester" im „Fest der Handwerker": „Dat weest Du woll besser Fritz — ick bin immer derjenigte — welcher!"

Das wurde zum geflügelten Wort in Berlin.

Zu solchen Lieblingsstücken des Königs gehörte auch mein „Schwaben in Berlin", „Ein Stündchen vor dem Potsdamer Thor" von Karl Blum und „der Stralauer Fischzug" von Julius von Voß.

Als dies Stück bei der ersten Vorstellung vom Publikum des königlichen Schauspielhauses nach Gebühr ausgepocht wurde, ließ der König vor der zweiten Aufführung das „Pochen" ausdrücklich verbieten. Die Berliner pochten nun zwar nicht, ließen den „Stralauer Fischzug" aber in lautloser eisiger Stille an sich vorübergehen. Das verstimmte den hohen Herrn kaum weniger, als das Pochen. Ja, ja, — „zu kluges Publikum!"

Da nun das königliche Schauspielhaus — das ehemalige stolze Ifflandsche „National-Theater" — unmöglich Abend für Abend Lustspiele und Possen nach Sr. Majestät Geschmack geben konnte, der König auch ausdrücklich befahl: „Meine Lieblingsstücke dem Publikum nicht aufdrängen — Brühl freie Hand behalten!" — so wurde besonders für den König das „Königstädter Theater" erbaut. Dahin fuhr er dann gern, während im Schauspiel- oder Opernhause „Klassische Stücke" gegeben wurden.

Merkwürdig ist, daß der König neben diesen Lokalpossen und einfachen Stücken aus dem alltäglichen Leben so sehr die großen, pomphaften und lärmenden Opern Spontini's liebte und für deren Ausstattung Zehntausende bewilligte, während er sonst überaus sparsam war, jedes Läppchen Papier sorgfältig aufhob und seine Röcke und Stiefel auf's äußerste flicken ließ.

So soll die Ausstattung der „Olympia" 20,000 Thaler gekostet haben und die Zauberoper Alcidor — oder wie der Berliner witzelte: die Zauberoper Allzudoll — mit dem goldenen Walde kaum weniger. Der König erschien bei allen Proben und hatte seine immer neue Freude an aller Pracht und allen Zauberkünsten. Der Berliner aber sagte: „Nun weiß man doch, wohin die Abzüge vom Beamtengehalt — (was damals viel böses Blut machte) — gerathen sind! Sie sind als Gold an den Bäumen des Zauberwaldes hängen geblieben!"

Da Spontini in Berlin viele Gegner fand, befahl der König durch Kabinetsordre: die Zeitungen dürfen keine tadelnden Rezensionen über diese Opern bringen! Die Censur soll gut aufpassen!

Spontini's Opern zu Liebe und dem Königstädter Theater zu Gefallen wurde diese Kabinetsordre später dahin ergänzt: die Zeitungen dürfen vor der dritten Aufführung eines Stückes überhaupt keine Kritik über dasselbe bringen!

Man erzählte sich: der hohe Herr habe selber für Maestro Spontini einen neuen Operntext ersonnen — aus der Bekehrungsgeschichte von Littauen!

Neben dem Schaugepränge in den Spontini'schen Opern war es besonders das — Ballet, das den König so sehr interessirte. Er wurde nie müde, den graziösen Pas einer Lemière, Hoguet, Galster, Gasperini zuzuschauen und diese Damen wurden in jeder Weise sehr bevorzugt. Während

wir ersten Schauspielerinnen zu den Vorstellungen in Potsdam im alten stuckernden Theaterwagen mit maroden Miethpferden rumpelten, fuhren die „Springprinzessinnen und Kabriolenmacher," wie die alte Garderobiere Wallburg in ihrem unsterblichen Zorn die Damen vom Ballet nannte, in königlichen Hofequipagen dahin, — wie ich in meinen Komödiantenfahrten ausführlicher erzählt habe.

Vor Allen war es Mlle. Lemière, die bei Se. Majestät in hoher Gunst stand. Sie war 1817 von der Pariser Oper nach Berlin gekommen und hatte im Ballet „Zephir und Flora" debütirt. Ihre besten Rollen tanzte sie als Aline, Königin von Golconda, und als Nachtwandlerin; — eine ihrer letzten war die Stumme von Portici.

Mlle. Lemière war durchaus keine Schönheit, ja hager wie ein Gerippe, aber graziös und elegant, dazu geistig erregt, lebhaft bis zur Keckheit und eine amüsante Causeuse, eine ächte Pariserin, die über ein Nichts heiter und interessant zu plaudern verstand — und den guten schüchternen König zu nehmen wußte.

Der König sprach nicht gern, ließ sich aber um so lieber unterhalten. Das Französische war ihm überdies, da es seine Jugendsprache war, geläufiger als das Deutsche. Selbst einen kleinen Theaterklatsch hörte Se. Majestät nicht ungern und wenn die Erzählerin vor zu großen Pikanterien stockte, wurde sie wohl ermuntert: „Nur weiter — Mäntelchen umhängen — dann wird's schon gehen!" — Und es ging.

Selbst während seines allsommerlichen Badeaufenthaltes in Teplitz mochte der König die graziösen Pas und die Gesellschaft der Tänzerinnen nicht entbehren. Die Damen Lemière und Hoguet reis'ten auf königliche Kosten ebenfalls nach Teplitz und dort sah man den König von Preußen mit ihnen Polonaise tanzen und promeniren.

Die Lemière hatte vom Könige den schönsten Rubinenschmuck zum Geschenk erhalten, den ich jemals gesehen habe. Vom Kongreß in Verona sandte er ihr ein kostbares Kleid — worüber der Kronprinz seine derbsten Witze machte. Zu Weihnachten fanden bei Papa Timm regelmäßig Bescheerungen für die auserwählten königlichen Lieblinge statt. Da gab es Kleider, Shawls, Spitzen, Schmuck — zum Lohn für einen tugendhaften Wandel! Denn tugendhaft mußten die Tänzerinnen sein, wenn sie Gnade vor Se. Majestät Augen finden sollten. Eine Tänzerin mit einem Liebhaber durfte nie bei Hofe tanzen. Und der König war stets sehr genau über das Privatleben seiner Künstler unterrichtet.

Zwei Mal wöchentlich mußte die Lemière bei der Fürstin Liegnitz erscheinen, um derselben französische Konversationsstunde und Toilettenrath zu geben. Der König war dann gewöhnlich zugegen und nahm Theil an der Unterhaltung, aber mehr zuhörend.

Die Lemière besorgte auch die Toiletten für die Fürstin und die Prinzessinnen aus dem Modemagazin ihres Bruders in Paris und verdiente viel Geld dabei. Ebenso war sie betheiligt an dem französischen Theaterunternehmen in Berlin. Sie hatte vom Könige den Auftrag, die Pariser Truppe kommen zu lassen, die jeden Winter im Saaltheater des Schauspielhauses spielte.

Trotz dieser offen ausgesprochenen Vorliebe Sr. Majestät für Mlle. Lemière und trotz ihres großen Einflußes auf den König, hatte dieser doch nie eine Liebschaft mit der kecken Tänzerin oder mit einer anderen Künstlerin — ja, wohl überhaupt nie ein unlauteres Liebesverhältniß. So versicherte der Geheimkämmerier Timm wenigstens, indem er hinzufügte: „Dazu sind Se. Majestät viel zu schüchtern — und das Bild Ihrer unvergeßlichen Luise steht dazwischen!“

— Nach des Königs Tode fand man Luisens Bild in einer geheimen Kapsel des Schwarzen-Adler-Ordens, den der hohe Herr auf der Brust trug. Der Königin Zimmer wurden ganz so erhalten, wie zu ihren Lebzeiten. In ihrem Schlafzimmer lag neben der goldenen Toilette die Bibel.

Die Berliner nannten die königlichen Intimitäten mit den Theaterdamen „Sr. Majestät Tätschel-Liebschaften" — weil der König sich höchstens erlaubte, eine schöne Wange, eine runde Schulter, einen vollen Arm zu tätscheln. Wer es verstand, sich hübsch „tätscheln" zu lassen, zärtliche Augen zu machen und ohrgerecht zu plaudern, erhielt schöne Geschenke. Auch Henriette Sontag gehörte zu diesen Bevorzugten. Ich kann mich keiner großen königlichen Geschenke rühmen, obgleich der König mir stets gewogen war. Bei den Timm'schen Weinachtsbescheerungen erhielt ich einmal eine schöne schwarze Spitzengarnitur — — aus Versehen, denn sie war für eine Tänzerin bestimmt. Bei einer andern Gelegenheit einen Pariser Hut — und öfter ein Körbchen mit Sanssouci-Obst.

Die Lemière verlor durch ihre gradezu wahnsinnige Leidenschaft zu dem schönen Harfenspieler Desargus, ihrem Landsmann, sehr an Einfluß beim Könige. Sie heirathete den Geliebten — trotz der königlichen Warnungen — und mußte ihre Verblendung schwer büßen. Desargus war ein Spieler und behandelte die ungeliebte Frau bald so schlecht, daß Trennung eintrat. Ich habe Md. Lemière-Desargus nach Jahren als sehr elegante Dame in Baden-Baden wiedergesehen. Sie ist während des letzten deutsch-französischen Krieges in Dürftigkeit in Paris gestorben. —

Sehr besprochen wurde in Berlin auch: daß der König nicht nur die Lemière mit seiner Gemalin in intime Berührung gebracht, sondern auch die Tochter der Schauspielerin Eunicke zur Kammerfrau der Fürstin Liegnitz gemacht hatte.

Man hat viel über diese „tugendhaften Tänzerinnen“ und den guten Papa Timm als „Ober-Eunuch dieses wunderlichen Harems“ gespottet — aber Sr. Majestät war es mit der Tugend seiner Bühnenkünstlerinnen bitter Ernst. Bei einem neuen Engagement war seine erste Frage: „Wie ist der Ruf?“ — Fiel die Antwort nicht günstig aus, dann hieß es gleich:

„Schade drum! Sonst wohl gefallen! Aber fortschicken. Nicht brauchen können. So was ansteckt.“

Und der König zeigte sich auch selber um den guten Ruf seiner Künstlerinnen besorgt: ihn zu schützen.

Auf einem Balle im sächsischen Saale zu Teplitz sah der König den damals noch regierenden Herzog Karl von Braunschweig wiederholt und leidenschaftlich mit einer jungen, schönen und sittsamen Schauspielerin tanzen und ihr auch sonst in auffallender Weise den Hof machen . . .

Endlich winkte der König das junge Mädchen zu sich heran und flüsterte ihr zu:

„Nicht mehr mit dem Herzog tanzen. Ein mauvais sujet. Meint's nicht ehrlich. Schadet gutem Ruf. Und ein guter Name köstlicher als feines Gold. Folgen Sie meinem Wort, liebes Kind!“

Aber auch sonst war der König wahrhaft väterlich für das Wohl und Wehe seiner Bühnenkünstler besorgt — und nicht nur für die tugendhaften Tänzerinnen allein. Hier verdiente er ganz den Namen: Friedrich Wilhelm der Gerechte!

Durch sein zartes, achtungsvolles Benehmen zeigte der König uns stets: daß der Mensch ihm doch noch höher stand, als der Künstler! Nie war er zu hoch und zu fern, wenn es galt, seine lieben Komödianten gegen Launen und Mißgunst des Publikums und parteiischer Recensenten — ja, gegen die Willkür der Vorgesetzten zu schützen. Für Henriette

Sontag, welche sich durch Rellstabs Pamphlet: „Henriette, die schöne Sängerin“ und durch Saphir's satirische Angriffe in der „Schnellpost“ tief gekränkt fühlte, trat der König persönlich und energisch ein. Er schickte Rellstab nach Spandau und erließ an Saphir eine geharnischte Kabinetsordre: „Kunstkritik erlaubt — persönliche Verhältnisse aus dem Spiel lassen!“

Und als ich selber gezwungen war: Se. Majestät um Schutz gegen einen frivolen Prinzen seines Hauses anzurufen! — da blieb mir dieser Schutz nicht versagt und auch das königliche Wohlwollen gegen mich das alte — wie ich später näher erzählen werde.

Und wo es hieß: einen durch Krankheit oder Noth hartbedrängten Künstler zu unterstützen, da hatte Friedrich Wilhelm der Gute stets ein offenes Herz und eine offene Hand. Seine Großmuth allein machte es dem armen Pius Alexander Wolff möglich, alljährlich die für sein Halsleiden so nöthigen kostspieligen Badereisen zu unternehmen. Und damit Wolff nicht allein zu reisen brauche, erhielt auch seine Gattin 1825 einen achtmonatlichen Urlaub und vom Könige das Reisegeld, den kranken Künstler nach Italien zu begleiten.

Und wie oft hat der König die Schulden Ludwig Devrient's — Unzelmann's — Wauer's bezahlt! Um auch für das Alter dieser unverbesserlichen schlechten Haushalter zu sorgen, gab er ihnen einen lebenslänglichen Kontrakt.

Wie sehr der König sich um die kleinsten Kleinigkeiten sorglich bekümmerte, davon wußte der alte Wauer gern ein Lied zu singen.

In Kotzebue's Lustspiel „die Pagenstreiche“ war Wauer in der Scene, wo er als Herr von Brennessel die Thür mit dem Kopfe einrennen soll, so unglücklich gegen eine Latte gerannt, daß er besinnungslos umfiel ... Theilnehmend ließ der König sich wiederholt nach seinem Befinden erkundigen

und hinzufügen: Wenn Wauer sich zu unwohl fühle, solle er am nächsten Abend nicht in Charlottenburg den „Pachter Feldkümmel aus Tippelskirchen“ spielen und die Vorstellung lieber ausfallen — obgleich Se. Majestät sich sehr darauf freuten . . .

Aber Wauer spielte trotz seines fiebernden Kopfes. In der Scene, wo Pachter Feldkümmel so furchtbar essen muß, sandte der besorgte König seinen Adjutanten hinter die Coulissen und ließ dem Schmausenden zurufen: Er möge bei Leibe nicht den ganzen Teller voll Fleisch hinabschlingen — bei seinem Unwohlsein könne ihn der Schlag auf der Stelle rühren — Se. Majestät ängstigten sich zu sehr — er möge aufhören zu essen und wenn das ganze Stück dadurch umgeworfen würde!

Erst die Gewißheit, daß Wauer kein Fleisch, sondern mit Rothwein gefärbtes leichtes Biscuit hinabschlinge, beruhigte den König.

Als Raupachs „Vor hundert Jahren“ zum ersten Mal gegeben werden sollte, bekümmerte der König sich bis in's Einzelne um Kostümirung und Einexerzirung der alten Soldaten — vor hundert Jahren. Des Königs Flügel-Adjutant Major von Thümen mußte die Schauspieler und Statisten selber einexerziren nach dem Reglement König Friedrich Wilhelm I. Wauer als Korporal Sturm in der Exercirscene: „Einundzwanzig — zweiundzwanzig! Einundzwanzig — zweiundzwanzig! Mohrentausenddonnerwetter — Seibold, will er wohl — gradegehn! — Einundzwanzig — zweiundzwanzig!“ — machte Furore, und der König wurde nicht müde, das Stück immer wieder zu sehen, so oft es auch gegeben wurde.

Als der Hofmaler Franz Krüger dann im allerhöchsten Auftrage seine „Große Berliner Parade“ als Geschenk für den Kaiser von Rußland malte, bestimmte der König selber

die mehr als hundert stadtbekannten Persönlichkeiten Berlins, deren Portraits das Bild schmücken sollten, unter diesen auch den Schauspieler Wauer.

Auch für die Inscenirung des „Militairbefehl" interessirte der König sich lebhaft und er selber gab genau die Kostüme und sonstige Ausstattung an. Vor der Aufführung im Palais mußte der Generaladjutant Alles genau inspiziren. Dieser rückte zuletzt noch Wauers Militairhut anders. — Dann aber kam der König noch selber auf die Bühne und klopfte Wauer die Backe und sagte:

„Nun mein alter Wauer? — Recht gut! Sehr gut! — Verspreche mir von Ihrer Leistung als Bernhardt einen besonderen Genuß ... Aber Ihr Hut sitzt ja falsch. Kommen Sie her — so, so muß er sitzen!" — Dabei setzte der König dem alten Wauer den Hut wieder so, wie er zuerst gesessen hatte.

Das sind kleine Züge — aber charakteristisch für die Theaterliebhaberei Friedrich Wilhelm des Dritten.

Ueber diese — heute fast unbegreifliche Theaterliebhaberei des guten, tugendhaften Königs ist viel geredet, geschrieben, gedruckt und geräthselt worden. Es erschienen darüber und dagegen sogar mehrere fromme Broschüren, wie Tholucks „Stimme wider die Theaterluft", die Friedrich Wilhelm III. zwar nicht nannten, aber ganz deutlich meinten. Der Brand des Schauspielhauses im Jahre 1817 wurde gradezu als eine gerechte Strafe des Himmels hingestellt, weil dies Haus der Sünde zwischen zwei Kirchen stehe.

Auch manchen frommen Brief erhielt der König, in dem ihm Himmel und Hölle vorgestellt wurde: er würde Schaden an seiner Seele nehmen, wenn er seinem Volke noch ferner das verderbliche Beispiel gebe und Abend für Abend im Theater verbringe ...

Umsonst! Der ängstliche, streng kirchliche Monarch, der sonst so viel auf seinen guten Ruf in der Oeffentlichkeit gab,

beachtete diese Bitten und Warnungen aus dem Herzen seines Volkes nicht im Geringsten: er ließ nicht nur das Schauspielhaus zwischen den beiden Kirchen auf dem Gensdarmenmarkte wieder aufbauen — den „Teufel zwischen den beiden Engeln!“ — er ging auch nach wie vor Abend für Abend in's Theater.

Dies psychologische Räthsel zu lösen, haben sich die Getreuen aus des Königs Umgebung redlich bemüht — so der Bischof Eylert, der Theater-Intendant Graf Redern, der Fürst Wittgenstein, der General v. Witzleben und mein alter Kollege, der spätere Hofrath und königliche Vorleser Louis Schneider.

So schreibt Graf Redern mit fleißigem Bemühn:

„Bei der Abgeschlossenheit des König und der ihm eigenen Richtung, nur mit wenigen Personen zu verkehren, war das Theater eine erfreuliche Veranlassung für ihn, mit den Zuständen des Lebens und den Erfordernissen der Zeit in genauer Berührung zu bleiben. Was ihm persönlich nicht gesagt, nicht geschrieben werden durfte, hörte er hier in ungebundener Freiheit (? Censur!) und Form. Darum begünstigte er vorzugsweise die neuen Erzeugnisse und mit ihnen die Schauspieldichter seiner Zeit. So erschienen nach und nach alle großen darstellenden Talente auf der Berliner Hofbühne, so daß der Gesammteindruck der Vorstellungen ein seltener und großartiger genannt werden muß. Der König wollte seinen Berlinern Bühnenfeste spenden und deßhalb jede kleine Ersparniß vermieden wissen, die dem steigenden Gelingen des Ganzen Eintrag thun konnte; dabei hielt er aber auf geregelte Wirthschaft, so daß die Zuschüsse aus königlichen Kassen selten den Jahresansatz überstiegen . . .“

Natürlicher klingt schon die Erklärung des Fürsten Wittgenstein, der dem Könige einst in Teplitz bei der xten

Wiederholung des wenig geistreichen Stücks: „Der Freund in der Noth“ gelangweilt sagte:

„Majestät, ich kann mich an einer Darstellung nicht mehr erfreuen, bei der ich jedes Wort, das der Schauspieler zu sprechen hat, schon im Voraus weiß!“

Worauf der König lächelnd erwiderte:

„Glauben Sie denn, daß mir dergleichen Vergnügen macht? Ich gehe bei solchen Gelegenheiten nur in's Theater, weil ich hier ungestört denken kann, und repetire, was den Tag über Wichtiges vorgekommen ist, ich überlege und sinne nach. Hier brauche ich nicht auf's Reden zu hören; alle andern Reden sind entweder an mich gerichtet, oder doch mit der Absicht gesagt, daß ich sie hören soll. Wo ich auch sein mag, überall bin ich in Anspruch genommen. Hier bin ich nicht einsam und doch mit mir allein; hier will man nichts von mir . . .“

Das trifft gewiß zum Theil zu — aber auch nur zum Theil. Denn diese Einsamkeit und Ruhe im Berliner Theater wäre doch durch eine mehrstündige Hin- und Rückfahrt von Potsdam etwas theuer erkauft, während der König auf einem Spaziergange in seinen Gärten auch nicht reden und nicht hören brauchte, wenn er nicht wollte — und über die Staatsgeschäfte ließ sich in der grünen Ruhe der Pfaueninsel oder in der Stille des Arbeitszimmers doch wohl ungestörter nachdenken, als im lärmenden Theater. — Ich glaube, die Lösung dieses psychologischen Räthsels ist viel einfacher und liegt näher. Sie lautet nach meiner Ueberzeugung:

Der König ging Abend für Abend in's Theater: aus Gewohnheit und aus — Langerweile.

Hier heißt es nicht: Le roi s'amuse! — sondern: Le roi s'ennuie!

* * *

Eine besondere Ehre und Freude war es für uns stets: von Sr. Majestät zur Mitwirkung bei den kleinen intimen Theatervorstellungen im Palais oder nach Potsdam befohlen zu werden. Denn in diesen engen Künstler-Kreis fand Niemand Zutritt, der irgend wie kompromittirt — oder dem Könige persönlich unangenehm war. Der König sah stets die Liste der vorgeschlagenen Stücke und der Mitwirkenden durch und strich — wer ihm nicht angenehm war: selbst auf die Gefahr hin, daß die Darstellung dadurch litt. So erinnere ich mich nicht, daß Md. Stich im Palais wieder gespielt hat — nach ihrer Stich-Stich-Affaire mit dem jungen Grafen Gebhard von Blücher.

Als ein noch größeres Zeichen von allerhöchster Gnade galt es, wenn der hohe Herr auf der Probe, während der Zwischenacte und nach der Vorstellung uns anredete.

Fast alle neuen kurzen lustigen Stücke wurden zuerst bei Hofe gegeben — als eine Art Generalprobe — und dann erst öffentlich. Hierher gehören auch meine beliebtesten Hosenrollen, die vor dem Könige besonders Gnade fanden: Franziska in Körner's „Gouvernante" — Paul von Husch in Kotzebue's „Pagenstreichen" — Husaren-Offizier in „Braut und Bräutigam in einer Person". Ferner bestanden bei Hofe die Feuerprobe: Gretchen im Schwank „Humoristische Studien" — Gräfin Florentine in der „Hottentottin" — Karoline im Singspiel „Die Nachtwandlerin" — Lucie im „Mann von fünfzig Jahren" — Albertine in Wolff's „Kammerdiener" — die Frau in „Nehmt ein Exempel daran", im Rococo-Kostüm, mit hoher gepuderter Frisur und im Reifrock — Klara im „Jungen Ehemann" — Annette in „Heinrich's IV. Familienleben" u. A.

Eine meiner liebsten Erinnerungen ist, daß ich 1827 neben Henriette Sontag in der komischen Oper von Jhouard: „Joconde" auf besonderen Wunsch des Königs im Theater

des Neuen Palais zu Potsdam als Edile spielen und singen durfte. Die Sängerin, welche diese Rolle einstudirt hatte, war krank geworden — und der König hatte hohen Besuch, der mit der Sontag gefeiert werden sollte. In der Eile war keine Stellvertreterin aufzutreiben. Denn den ersten Sängerinnen Milder-Hauptmann, Seidler und Schultz-Killitschgy war doch nicht zuzumuthen: neben Henriette Sontag als Folie zu dienen.

Da kam der Opernregisseur Karl Blum in fliegender Hast zu mir, im Auftrag des Kapellmeisters und Intendanten. „Sie müssen uns aus der Noth helfen! Singen Sie Edile! — Die hohen Herrschaften freuen sich, die Sontag und Bader in „Joconde" zu hören. Sie sind musikalisch, es geht gewiß. Ihr Edwin war ja brillant. Wir wollen gleich beginnen . . ." und Blum öffnete den Flügel, drückte mir die Noten in die Hand und schlug das Akkompagnement an.

„Ich — mit der Sontag vor dem Hofe singen?" rief ich außer mir. „Mir schwinden schon bei dem Gedanken die Sinne — und dazu noch über Hals und Kopf einstudiren? — Fiasko machen — stecken bleiben? — lieber sterben . . ."

Aber Blum bat so beharrlich, versuchte mich mit der Versicherung zu beruhigen: dem Hofe würde gemeldet werden, ich hätte nur aus Gefälligkeit gewagt, neben der Sontag zu singen — in Berlin würde ja Joconde nicht wiederholt . . . Und dazwischen spielte er immer Bruchstücke der süßen, lockenden Melodieen, die Edile zu singen hat . . . Ich war überwunden und studirte auf Tod und Leben die Rolle ein. Die Proben gingen gut; aber während der Hauptprobe im Neuen Palais stand ich doch zitternd und angstbeklommen da, denn der König wohnte mit Suite der Probe bei, dicht hinter dem Orchester.

Nach dem ersten Trio und Aktschluß stand plötzlich Friedrich Wilhelm der Gute vor mir auf der Bühne und sagte so recht mild väterlich: „Sich nicht ängstigen — weiß ja — nur aus Gefälligkeit singen, — recht schön — lobenswerth — wird gut gehen — — danke! danke!“ — Dabei nickte der leutselige Monarch freundlichst und war verschwunden. Das gab mir neuen Muth. Ich athmete auf, sang und spielte tapfer weiter und — blamirte mich auch am Abend nicht. Andern Tages erhielt ich vom Geheimen Kämmerier Timm im Auftrage des Königs köstliche Potsdamer Trauben und einen reizenden Pariser Hut. Das Geschenk das einzige, das ich vom Preußischen Hofe erhalten habe, beglückte mich wegen des beigefügten Billets: „Edile möge sich gerne des gebrachten Opfers erinnern . . .“

Ueberhaupt die Fahrten nach Potsdam! Wie liebten wir Alle diese heiteren Kunstreisen — en miniature — im altmodischen Theaterwagen, langsam von alten Pferden gezogen . . . denn wie angenehm verplauderten sich die vier Stunden mit Kolleginnen wie: Mad. Wolff, Stich, Schröck, Eunicke, Komitsch, Unzelmann — und den Kollegen Ludwig Devrient, Alexander Wolff, Beschort, Lemm, Krüger, Rebenstein . . . Eine solche Fahrt nach Potsdam habe ich ausführlicher in meinen „Komödianten-Fahrten“ geschildert. Hier nur einige Ergänzungen.

Die Stücke, die im Stadttheater zu Potsdam und im Schloßtheater zu Charlottenburg auch für das zahlende Publikum gespielt wurden, bestimmte der König selbst, wenn er anwesend war. Dann wurde dort im Sommer die Woche gewöhnlich ein Mal gespielt: kleine Lustspiele, abwechselnd mit Ballettänzen. Jeder Mitwirkende erhielt vier Thaler Reisediäten — für Charlottenburg aber nur einen Thaler.

Die Sommerfeste im Neuen Palais füllten dem König gewöhnlich den ganzen Tag angenehm aus. Morgens wohnte

er den Theaterproben bei und plauderte mit den Mitwirkenden. Dann großes Diner bei Hofe im kühlen Grottensaal — Vorstellung in dem kleinen Theater Friedrichs des Großen, bei der die höchsten Herrschaften auf vergoldeten Armsesseln dicht hinter dem Orchester Platz nahmen — und Souper. Der Weg durch den Park von Sanssouci war für die Heimfahrt der Gäste brillant mit Fackeln erleuchtet.

Zu den intimen Diners, die Papa Timm uns im Stadtschloß zu Potsdam gleichzeitig mit der königlichen Tafel und mit denselben Gerichten geben mußte, wurden aber nur wenige Auserwählte geladen: die Tänzerinnen Lemière, Hoguet, Galster, Gasperini — und von der Oper und vom Schauspiel nur: Henriette Sontag und ich. Beim Dessert erschien der König auf ein trauliches Plauderstündchen, aber ohne sich zu setzen. Er lehnte ruhend an einem Tisch oder einer Kommode und wir umstanden Se. Majestät im Halbkreise, wartend der allerhöchsten Anrede. Der König sah es dann gern, wenn wir ungenirt antworteten und lustig drauf los plauderten.

So drohte der hohe Herr mir einst lächelnd mit dem Finger: „Warte! warte! — meine Lieutenants ruiniren — hab' ein Vöglein singen hören — wie war das mit der Pfeife?"

Und ich mußte erzählen: „Ja Majestät warum sind die Lieutenants so unsinnig? Der junge Tollkopf, der die Pfeife, aus der ich bei der letzten Vorstellung von „Nehmt ein Exempel dran!" im Potsdamer Stadttheater zu rauchen hatte, vom Requisiteur für zehn Thaler erstand, hat sicher zu viel Muttergroschen. Wenn ich seine Mama wäre, ich würde den Daumen etwas fester auf die Börse halten. Und es schmeckte nicht mal gut aus der Pfeife — brrr!"

In diesem Ton ging es weiter — alte und neue Koulissengeschichtchen, mit und ohne „umgehängte Mäntelchen", kamen auf's Tapet — bis es die höchste Zeit war, für's Theater

Toilette zu machen. — Der König ging, Papa Timm steckte seinen „Kinderchen" noch geschwind große Tüten mit dem übrig gebliebenen Dessert zu — und munter eilten wir über den weiten Exercirplatz dem Schauspielhause zu.

Am beliebtesten aber waren bei den viel beneideten Auserwählten doch die Feste und Vorstellungen „im Palais", d. h. im Prinzessinnen-Palais zu Berlin, wo kleine Lustspiele, Gesang, Ballet mit lebenden Bildern abwechselten.

Auf dem winzigen, anscheinend provisorisch errichteten Theaterchen im größten Saal des Palais wurden auch die Proben abgehalten, — heiter und zwanglos, oft übermüthig. — Da wurden Gruppen lebender Bilder gestellt, während begleitender Gesang aus den Koulissen ertönte. Dann wanderte wieder das fliegende Orchester in den Saal hinab, um Henriette Sontag und Madame Seidler zu akkompagniren, von Musikdirektor Möser dirigirt. Die Tänzerinnen figurirten in graziösen Pas, und am Schluß der Probe setzte man sich an reich servirte Tische zum Déjeûner à la fourchette — zu Gast bei Sr. Majestät.

Der leutselige Monarch wohnte gewöhnlich den Proben bei und befahl, wenn Alle sich ehrerbietig verbeugten und verstummten, ungenirt fortzufahren, mit Interesse das Treiben des Künstlervölkchens betrachtend. Nicht selten richtete der König gütige Worte an die Mitwirkenden. Er konnte auch herzlich lachen, z. B., als Herzog Karl von Mecklenburg und Meister Gropius das lebende Bild: „Ein dithyrambischer Musenzug" en relief auf der beschränkten Bühne nicht recht zu plaziren vermochten und unter den neun Musen und ihrem göttlichen Führer ein ziemliches Gedränge entstand. Da rief Se. Majestät wiederholt zur Bühne hinauf: „Musen hübsch verträglich sein müssen — zusammen rücken — Friede ernährt, Unfriede verzehrt — nicht drängeln . . ." bis wir endlich in schönster Harmonie, als klassische Marmorgruppe dastanden.

Es war ein glänzendes Festspiel zum Geburtstage der Frau Erbgroßherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin vom Herzog Karl arrangirt, und führte den seltsamen Titel: „Das Taschenbuch.“ Friedrich Förster hatte die Verse gemacht.

Die einzigen Sprecher waren: Der Herzog Karl als Poet und Graf Brühl als Künstler. Sie treten auf, die Vorbereitungen zum Fest zu berathen:

„Der Königin des Festes weih'n wir heut,
Woran sich immer nur ihr schöner Sinn erfreut:
Bildwerk, Musik und Tanz und Poesie,
Und was uns sonst der Muse Gunst verlieh:
Dies Alles fassen wir als glücklichen Versuch
Zusammen in ein Taschenbuch.“

Es erscheint als Transparent der Titel:

Phantasien
zum 23. Februar 1826
der Frau Erbgroßherzogin Alexandrine
in tiefster Ehrfurcht zugeeignet.

Dann als Titelblatt: Genien mit Kränzen (Md. Unzelmann und Mlle. Lange) und mit brennenden Kandelabern (Mlls. Hämpel und Albedyhl).

Es folgen die lebenden Bilder nach Raphael:

Joseph vor Pharao (Eduard Devrient und Sieber).
Die Auffindung Moses,

wobei ich die Tochter Pharao's gab, im langen, faltenreichen weißen Gewande, von einem goldenen Gürtel zusammengehalten, auf dem Haupt eine hohe goldene Zackenkrone. Mad. Esperstedt und die Mlls. Schaffner und Wilmanns waren meine Frauen und die Schwester des kleinen Moses.

Als Begleitung zu diesen Bildern wurde hinter der Scene gesungen: Romanze aus Mehuls Joseph und Chor von Naumann.

Die Sängerinnen Henriette Sontag und Md. Seidler sangen ihre brillantesten Duette, — ein reizendes Bild von

Jugend, Schönheit und Grazie. Die Sontag trug weiße Seide und blaue Astern im Haar und brillirte besonders durch ihre Variationen von Rhode.

Nach der Ouvertüre zu Glucks Iphigenia in Aulis berathen und schaffen Poet und Künstler neue Bilder.

Poet: In Herkulanum wird ja täglich ausgegraben,
O sagen Sie, wär' davon nichts zu haben?
Künstler: Die Wandgemälde sind schwer zu bewegen,
Man muß das Alles aus den Mauern sägen.
Poet: Dann bät' ich auch um ein'ge Relieffer —
Künstler: Ei! nun die wachsen nicht wie wilder Pfeffer.
Poet: Wo Sie gebieten, fügt sich das Gestein,
Auch einen Tempel, einen Musenhain . . .
Künstler: Und einen Cirkus, ein Amphitheater.
Zuletzt verlangen Sie den ganzen Wiener Prater.
Bedenken Sie doch nur, wie schwer ist solch' Gestein,
Sehr portativ wird unser Taschenbuch nicht sein.
Poet: Ganz recht, das ist ein Taschenbuch für's Haus,
Man nimmt es nicht mit über's Land hinaus . .
Künstler: Nun gut: ich schaffe Götter, Musen, Hallen,
Nur sorgen Sie, daß wir nicht vom Olympe fallen."

Es erscheinen als „Wand aus Herkulanum": Die Damen Leist und Gemmel und Hr. Baltz, während ein Chor aus Mehuls „Uthal" erklingt.

Mad. Maurer und Mlle. Rissmann stellten dar: „Verkauf von Liebesgöttern", Chor aus Armide.

Nun kam mein dithyrambischer Musenzug en relief, in dem außer mir Hr. Richter und die Damen Freund, Reinwald, Karl, Flache, Radike, Vosswinkel, Schaffner, Reiff mitwirkten. Frauenchor von Naumann.

Poet: Und Ihre Musen waren wirklich Marmorstein?
Künstler: Der beste soll es aus Karrara sein.
Poet: Für todten Stein fand ich sie etwas zu belebt.
Künstler: Das eben ist's ja, was die Kunst erstrebt.

Nach neuen Gesängen von Henriette Sontag und Mad. Seidler und der Ouvertüre zu „Tigranes" führten Poet

und Künstler unter Chorgesang eine Reihe von Bildern vor, zum Theil nach Originalen aus der Gallerie von Sanssouci.

Rembrandt: Prinz von Geldern. (Hrn. Weiß und Busolt.)
Raphael u. die schöne Fornarina. (Mlle. Lange u. Hr. Winterberger.)
Siegfried und Chrimhild. (Mad. Unzelmann und die Hrn. Heinrich Blume, Bosswinkel, Baltz.)
Van Steen's: Violinspieler. (Mlle. Hoffmann, die Hrn. Sergoy, Zademack, Wiehl, Bosswinkel.)
Horace Vernet: Französische Rekruten. (Hrn. Hoguet, Veit, Rüthling, Rehfeld, Rathgeber.)

Nach einer Ouvertüre von Mozart —

Poet: Nur eine Bitte hab' ich nun noch vorzutragen,
Am Schlusse dürften wir doch wohl ein Tänzchen wagen.
Künstler: Ach! eher thät ich alles Andre wohl —
Wenn ich nur nicht mit Ihnen tanzen soll!
Poet: O sei'n Sie unbesorgt vor diesem Pas de deux,
Ich danke Gott, wenn ich auf festen Füßen steh.
Allein wir sprachen doch vorhin von einem Fädchen,
Und wenn man zieht, da kämen hübsche Mädchen!
Sie wußten sicherlich in Rücken oder Ecken
Ein klein Ballet-Korps künstlich zu verstecken.
Künstler: Nun, so etwas, das hätt' ich wohl am Schnürchen,
Und ich citire gleich die zierlichsten Figürchen . . ."

Die Damen Desargus-Lemière, Hoguet-Vestris, Gasperini, Galster und Adler tanzten ein reizendes Divertissement: Das Bouquet.

Wie vergnügt schaute der König drein — auf so viel Jugend und Frohsinn und Schönheit!

Die Schönste von uns Allen war unstreitig die schöne Fornarina: Mlle. Lange mit ihrer prachtvollen junonischen Gestalt, ihren edlen reinen Zügen und ihrem reichen Haar. Und doch fehlte diesem Gesicht etwas: Geist und Leben.

Bildschön war auch Mlle. Leist — gleich einer Römerin.

Mlle. Flache, ein hübsches schlankes Mädchen, heirathete den Schauspieler Piehl von der Königstadt und ich fand sie

ſpäter als behäbige Frau Theater-Direktorin und Sängerin in Breslau wieder. Sie iſt früh geſtorben.

Noch zwei andere Darſtellungen von lebenden Bildern im königlichen Palais ſind mir unvergeßlich geblieben — wegen der dabei ausgeſtandenen Angſt.

Hofrath Esperſtedt brachte mir eines Tags mit wichtiger Miene die Nachricht: ich ſei berufen, im Palais in lebenden Bildern mitzuwirken und zwar als Klärchen mit Egmont-Rebenſtein nach dem bekannten Bilde, als „Philoſophie“ nach Rafaels Wandgemälde im Vatikan und . . .

„Ich als Philoſophie, Herr Hofrath? Ich mit meinem vollen runden lebensfrohen Geſichte und meinem unſterblichen Kindskopf als ehrſame geſtrenge Weisheitsgöttin? das iſt zu komiſch . . .“ Und ich ließ meiner leicht durchgehenden Heiterkeit die Zügel ſchießen . . .

„Nun, man ſieht bei Ihrer Philoſophie ja nur das Profil und Ihre Naſe iſt . . .“

„Echt philoſophiſch? Wie ſtolz mich das macht, Herr Hofrath. Wenn die Mutter mich einen Kindskopf ſchilt — flugs halte ich ihr meine philoſophiſche Naſe en profil hin und ſie wird von meiner Weisheit überzeugt ſein... Und als Klärchen?“

„Natürlich auch en profil . . .“

Da war's mit meiner Ernſthaftigkeit vollends vorbei. „Alſo Klärchen hat auch eine philoſophiſche Naſe gehabt? Armer Egmont! Und wann, Herr Hofrath, kommt mein armes Geſicht en face zu Ehren?“

„Als Fiſchermädchen in der Verlobung auf Helgoland . . .“ polterte Esperſtedt und rannte bei dem neuen Ausbruch meiner Heiterkeit bitterböſe davon, aller Welt erzählend, ſolch ein übermüthiger Kindskopf ſei ihm noch nicht vorgekommen und ich paſſe für die Philoſophie, wie ſeine Naſe für den Egmont! — Ich habe auch wirklich nie eine furchtbarere Habichtsnaſe geſehen.

Die Proben gingen ganz heiter und gelungen vorüber. Aber Hofrath Esperstedt sollte am Abend der Vorstellung grausam gerächt werden. Mir war als „Klärchen" und als „Philosophie" nichts weniger als lachlustig zu Muth.

Der Vorhang geht auf . . .

Egmont-Rebenstein thront wunderschön im dunklen Sammetwammse mit weißen Atlaspuffen auf hohem alterthümlich geschnitzten, straffgepolsterten Lederstuhle . . . Klärchen im altniederländischen Gewande, weiß und himmelblau, kniet vor dem geliebten Manne, die Ellbogen auf seine Knie gestützt und schaut schwärmerisch zu ihm auf . . . Hinter den Kouliſſen klingt's leise wehmüthig: „Freudvoll und leidvoll . . ." und dann wie im Herzensjubel: „Glücklich allein ist die Seele, die liebt!"

Ein Ah! der Bewunderung geht durch die Reihen der hohen Zuschauer . . . Prinzessin Karl sagte mir späterhin: dies Bild habe am meisten gefallen.

Aber plötzlich höre ich meinen Egmont angstvoll durch die Zähne ziscbeln: „Ich rutsche . . . der verdammte Stuhl mit dem glatten, straffen Leder . . ."

Ich — halb todt vor Schreck, ohne jedoch mit den schwärmerischen Augen zu zucken, hauche zurück: „Um Gottes willen, rutschen Sie nicht! Ich stütze Sie!" Und krampfhaft stemme ich meine Ellbogen gegen die Kniee Rebensteins . . . Bleischwer gleiten die Sekunden an uns vorüber. Will denn der Vorhang in Ewigkeit nicht fallen? Ich fühle meine Kräfte erlahmen. Auf Egmonts Stirn perlen Angsttropfen und schon rinnt solch ein großer blanker Tropfen langsam die Nase herab . . . jetzt zittert er an Egmonts Nasenspitze . . . Wird er fallen? . . . Und wohin? . . . O Ihr Götter, Egmont rutscht sacht weiter . . . Wie das Leder knarrt . . . Und meine Arme sind wie erstorben . . . Jetzt fällt auch der große Schweißtropfen von der Nasenspitze . . . Wie er an

meinen Augen vorüber niederflirrt! ... Und es flirren die Bühne — die Lichter — Alles! Alles! um mich her vor meinen Augen ... Nein, ich kann nicht länger schmachtend zu Egmont aufblicken ... Und stände Todesstrafe darauf, ich muß mit den Augen zucken ... Doch! das Schurr! Schurr! über mir gibt mir neue Lebenskraft ... Gott sei Dank, der Vorhang fällt ... Aber, so entsetzlich langsam und träge, wie noch nie ... Endlich hat er den Boden erreicht — ich darf halb ohnmächtig die Augen schließen, die Arme niederfallen lassen und den Kopf an den Stuhl lehnen ... und Egmont darf rutschen — rutschen ... Welch eine Seligkeit in diesem „dürfen!"

Rebenstein nannte mich später gern seine freundlichste und tapferste Stütze.

Und dennoch sollte ich als „Philosophie" noch größere Angst ausstehen. Hofrath Esperstedt sagte mir späterhin:

„Als gerechte Strafe dafür, daß Sie die Ehre so wenig zu schätzen wissen, eine philosophische Nase zu haben und mit ihr in Rafaels herrlichem Wandgemälde figuriren zu dürfen. O, wenn ich solche Nase hätte — ich gäbe mit Hochgenuß zehn von meiner Sorte dafür hin ..."

Das berühmte Bild war mit echt künstlerischem Geschmack und großer Pracht arrangirt. Eine goldene Wand nahm die ganze Bühne ein. In dieser Wand befanden sich vier medaillonförmige Ausschnitte für die lebenden Bilder, zwei hoch oben und zwei unten. Mlle. Leist, eine schöne Tänzerin, und ich sollten in der Bel-Etage „Musik und Philosophie sitzen," während Mad. Unzelmann, als Göttin der Gerechtigkeit, mit der duftigen Poesie glücklich Parterre wohnte.
Ja, wie haben wir Hochgestellten, Himmlischen an jenem Abende das solide Parterre beneidet!

Hinter den Himmelsfenstern des oberen Stockwerkes waren winzige Sitze angebracht, lange schmale Treppen führten

hinauf. Fröhlich ſtieg die Philoſophie hinan und ſetzte ſich auf ihr Präſentirtellerchen. Meiſter Gropius ſtieg mir nach und ſchob mir ein großes goldenes Buch unter den Arm, rückte meine philoſophiſche Naſe in's reinſte Profil und ſtellte auf meine Stirn, da wo die Locken begannen, — ein ausgewachſenes diamantenfunkelndes Entenei! Das war der Stein der Weiſen, aber leider nicht das Ei des Columbus, denn es wackelte trotz der dünnen Drähte, die von meinem griechiſchen Haarknoten ausgingen und das Ei feſthalten ſollten, bei der leiſeſten Bewegung bedenklich hin und her. Und ich hatte keine Stütze für meine Arme, keine Lehne für den Rücken. Ich kam mir auf meinem luftigen Sitzlein vor, wie der Vogel auf dem höchſten Blatt eines Baumwipfels. Das hatte mir in den Proben und auch jetzt anfangs noch, vor dem Aufrollen des Vorhanges, gar wohl gefallen. Aber, wie viel Meiſter Gropius heute Abend an den Falten meines himmelblauen, goldgeſternten Gewandes, an meinen Locken, meiner Naſe und vor allen Dingen an dem unglückſeligen Stein der Weiſen auf meiner Stirn zu arrangiren hatte! Ueberdies ſaß ich in einem Sternenkranze von blinkenden Lampen, die ihr volles Licht ſtrahlend, glühend auf mein armes Perſönchen konzentrirten. Mir flirrte es ſchon vor den Augen, noch ehe der Vorhang aufging — und dann, als auch die Kronleuchter aus dem Saale ihre Kreuzlichter auf die Bühne ſtreuten und ich ſo viele kritiſche Augen auf mich gerichtet ſah — als mir der Qualm der Lampen betäubend, widerlich in meine philoſophiſche Naſe ſtieg und mir überdies noch ein ſchadenfroher Kobold den hölliſchen Gedanken einblies: Wenn Du in dieſem Augenblick nieſen müßteſt . . . ! da fing die ganze bretterne Welt an, ſich um mich zu drehen — die Lampen huſchten wie wahnſinnige Sternſchnuppen durcheinander — der Stein der Weiſen auf meiner Stirn ſchwoll zum Chimboraſſo auf und

wackelte, wie der Narr in Pachter „Feldkümmel von Tippelskirchen“ — eine brillante Rolle von Ludwig Devrient — auf seiner Tonne und ich hörte sogar des Narren schneidende Stimme: „Rührt mich nicht an, ich bin von Glas . . . oder ich falle auf die philosophische Nase der Philosophie nieder und in Scherben zerbricht der ganze Plunder . . .“ Und dann, wie im tiefen Traume war's mir, als riefe eine andere leise ängstliche Stimme: „Geschwind den Vorhang nieder — die Philosophie wird ohnmächtig!“ — Weiter hörte, sah ich nichts! Ich kam erst wieder zum Bewußtsein unten auf der Bühne. Gropius war die Treppe zu mir hinaufgesprungen und hatte mich nach dem Fallen des Vorhanges in seinen Armen aufgefangen und hinabgetragen. Auch die „Musik“ sagte mir kläglich, daß sie keine Sekunde länger hätte stillsitzen können, ohne von Schwindel ergriffen zu werden. Wir beide bestanden darauf, daß bei den üblichen Wiederholungen der Bilder im Schauspielhause unsere luftigen Sitze kleine Rückenlehnen erhielten.

Wenn nach der Vorstellung im Palais und dem Souper — das auch für die mitwirkenden Künstler in einem Nebensaale spendid servirt wurde, — die hohen Herrschaften tanzten, sah es der König gern, daß die beschäftigt gewesenen Damen vom Theater dem glänzenden Feste zuschauten. Da munterte der König freundlich auf, näher heranzutreten, und er liebte es, wenn seine Gäste mit uns sprachen.

Nach dem Rafaelschen Tableau, dessen Störung — Dank dem schnell niederrollenden Vorhange! — nur wenige Zuschauer bemerkt hatten, trat der König während des Balles auf mich zu und sagte leutselig: „Philosophie Angst ausgestanden — noch blaß aussehn — nächstes Mal vorsichtiger sein — immer hübsch an's Wort Philosophie denken, beherzigen . . .“

„Aber ich weiß ja gar nicht genau, Majestät, was Philosophie heißt!“

„Aus dem Griechiſchen, Kind — Weisheit lieben!“

„Darum hat ſich die Philoſophie auch ſo grauſam an mir gerächt, Majeſtät, — denn ich habe die Weisheit bis jetzt ſo wenig geliebt!“

Da lachte der König herzlich: „Wird ſchon kommen, — noch jung ſein — noch Zeit haben!“

Am andern Morgen ſandte mir der Geheimkämmerier Timm ein reizendes Körbchen Potsdamer Trauben mit einem Zettelchen: „Der Göttin Philoſophie für die Erdenangſt!“

In der „Brautwerbung auf Helgoland“ erſchien ich in roſa Rock und grünem Leibchen, das Haar ſtraff zurückgeſtrichen, was damals — zur Zeit der hohen Lockengebäude — als ein großes Wagniß galt. Louis Schneider gab den Bräutigam. Gern Sohn den Dudelſackpfeifer.

Ein ander Mal ſtellte ich eine Beduinin in dem lebenden Bilde „Beduinen-Raſt“ im Palais dar.

Hatten wir ſo dem Hofe zur Unterhaltung gedient, ſo gaben die hohen Herrſchaften im Tanzſaal nachher auch uns ein intereſſantes Schauſpiel, obgleich es für uns nicht ganz leicht war, den richtigen Tact als Zuſchauer zu beobachten. Amalie Wolff, Henriette Sontag, Md. Seidler, Md. Unzelmann und ich hielten es für ſchicklich, mehr im Hintergrunde zu bleiben und das kokette Hervordrängen und Sichbemerkbarmachen den Tänzerinnen zu überlaſſen. Wer uns mit einer Anrede erfreuen wollte, wußte uns doch zu finden.

Der König, über die Mitte der Funfzig hinaus, war noch immer eine ſchöne ſtattliche Erſcheinung voll Würde und Milde; er nahte uns wiederholt mit einem freundlichen Wort über die Theatervorſtellungen des Abends. Auch die beiden Brüder der Königin Luiſe, der milde gütige Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und der Herzog Karl, der geiſtreiche maître de plaisir des Hofes, zeichneten uns regelmäßig durch eine meiſt ſcherzhafte Anrede aus.

Ihre Schwester, die noch immer reizende Prinzessin Friederike, Herzogin von Kumberland, von deren Galanterien und Passionen Berlin so viel pikante Geschichtchen zu erzählen wußte, hatte für uns stets ein heiteres Plauderwort auf den Lippen.

Vor dem Löwenhaupt und den kranken Augen ihres Gemals, des Herzogs von Kumberland, späteren Königs von Hannover, erschrak ich förmlich, als er mir so nahe auf den Leib rückte, daß unsere Nasen sich fast berührten, und mit seinem englischen Accent sagte: „Miß, charmant ausgesähn als Bedduinin — sähr glücklicher Bedduine!“

Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, eine schöne ritterliche Gestalt, in den sich auf dem Wiener Congreß so viele Damen — unglücklich verliebten, ging auch an uns kalt vorüber — man sagte: aus Schüchternheit.

Der jüngste Bruder, Prinz Heinrich, war nicht so schüchtern und lebte mit seinen bösen Passionen in Italien — in einer Art Verbannung und fast verschollen.

Die Prinzessin Wilhelm wurde vom König sehr verehrt und ausgezeichnet. Sie war lang und hager, bei ihrer ernsten Richtung keine sonderliche Liebhaberin von Komödie und Komödianten, aber aus ihren Augen sprach große Herzensgüte.

Des Königs Schwestern, Wilhelmine, Königin von Holland und die unglückliche Kurfürstin Auguſta von Hessen-Kassel, die von der Gräfin Reichenbach, der „schwarzen Marthe“, der regierenden Geliebten ihres Gemals, so viel zu leiden hatte, daß sie sich mit ihrem Sohne, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm nach Bonn zurückzog, — diese stattlichen, freundlichen Fürstinnen weilten häufig zum Besuch in Berlin und Potsdam.

Der Kurprinz von Hessen, ein feiner, schmächtiger junger Herr mit sehr hübschen sanften Zügen, lud mich einmal

zu einem Gastspiel nach Kassel ein. Ich mußte ihm aber erwidern, daß der General Bauer in Kassel seine Nichte nicht auf den Brettern zu sehen wünsche.

Bald sprach man von der Leidenschaft dieses hübschen stillen Kurprinzen von Hessen für die Frau Lieutenant Lehmann in Bonn, die ihren Gatten später verließ, um Fürstin von Hanau zu werden.

So hatte also die arme Kurfürstin Augusta das tragische Geschick, nicht nur von ihrem Gemal durch einen gewaltsamen Ueberfall aus Bonn nach Kassel zurückgeführt zu werden und dort eine Gräfin Reichenbach, geb. Ortlepp als allmächtige Favoritin neben sich dulden — es blieb ihr auch nicht erspart, eine Fürstin Hanau, geschiedene Lieutenant Lehmann, als morganatische Schwiegertochter öffentlich anerkennen zu müssen.

Und wer damals auf den Berliner Hoffesten diese Vettern: den Kurprinzen von Hessen, den kleinen Prinzen Georg von Kumberland und des Königs Söhne so freundlich mit einander verkehren und scherzen sah — — wer hätte damals wohl zu prophezeien gewagt: einst — nach vierzig Jahren — werden sich diese fröhlichen Vettern als regierende Fürsten mit dem Schwert in der Hand feindlich gegenüber stehen und der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen-Kassel und der König Georg von Hannover werden als Verbannte fern von ihren umgestürzten Thronen leben und sterben . . ?

Ja, es giebt auf der Bühne keine ergreifenderen Dramen, als das Leben sie gestaltet.

Und dann auf diesen intimen Hoffesten Friedrich Wilhelms III. „die schönen Königskinder" Preußens, wie Heine sie mit Recht nennt, — wirklich ein entzückender Anblick. Ja, „ein schönes kräftiges Fürstengeschlecht! An diesem Stamme ist kein mißgestalteter Ast!"

Als ich zum ersten Mal „im Palais" spielte, weilte auch die Großfürstin Alexandra auf längere Zeit zum Besuche am Hofe ihres Vaters. Eine zarte — und doch königliche Erscheinung, die bezaubernd liebenswürdig sein konnte, wenn sie — wollte. Sie fragte mich, ob ich denn nicht Lust habe, auch mal in Petersburg zu gastiren? Sie würde sich freuen, mich dort wieder zu sehen . . .

Dieser freundlichen Aufforderung habe ich im Frühjahr 1828 entsprochen. Die Kaiserin Alexandra nahm mich in Petersburg eben so gütig auf, wie in Berlin die Großfürstin.

Man erzählte sich, die Prinzessin Charlotte von Preußen habe eine innige Jugendliebe zu dem schönen General von Natzmer gehabt und schon einen Brief geschrieben, in dem sie ihren königlichen Vater um seine Einwilligung zu ihrer Vermälung mit dem General bat — ihre Hofdame habe aber zu verhindern gewußt, daß dieser Brief dem Könige zu Gesicht kam. So wurde Prinzessin Charlotte nicht Generalin Natzmer — sondern Kaiserin aller Reußen.

Großfürst Nicolaus war wohl der schönste Mann, den ich jemals gesehen habe. — Vetter Christian Stockmar entwirft von dem zwanzigjährigen Großfürsten, als dieser 1816 am Hofe des Prinzen Leopold und der Prinzessin Charlotte von England in Klaremont zum Besuche war, eine sehr charakteristische Schilderung, die auch nach zehn Jahren noch ziemlich paßte.

In Christian Stockmar's Tagebuch heißt es im November 1816:

„Nicolaus ist ein außerordentlich schöner, verführerischer Junge; größer als Leopold, ohne mager zu sein, gewachsen wie eine Tanne. Das Gesicht jugendlich, wie er, äußerst regelmäßig, eine schöne freie Stirn, schön gebogene Augenbrauen, eine äußerst schöne Nase, schöner kleiner Mund und fein gezeichnetes Kinn. Er trägt einen jungen Schnurr- und

Knebelbart, die Uniform der Jäger zu Pferde, ganz einfacher grüner Rock mit Roth, silberne Obersten-Epaulettes, einen kleinen verblichenen Stern, eine weiße Kuppel und einen stählernen Säbel mit ledernem Portepee. Sein Betragen ist lebhaft, ohne alle Verlegenheit und Steifheit und doch sehr anständig. Er spricht sehr viel und vortrefflich französisch, dabei begleitet er seine Worte mit nicht üblen Gesten. Wenn auch nicht Alles, was er sagt, durchaus gescheidt war, so war doch wenigstens Alles höchst angenehm, und er scheint entschiedenes Talent für das Kourmachen zu haben. Wenn er im Gespräch etwas besonders herausheben will, so zieht er die Achseln in die Höhe und wirft die Augen etwas affektirt gen Himmel. In Allem zeigt er viel Zutrauen zu sich selbst, doch scheinbar ohne Prätension.

Er machte nicht viel Wesens mit der Prinzeß (Charlotte), die sich mehr an ihn wendete, als er an sie. Er aß für sein Alter höchst mäßig und trank dabei nichts als Wasser. Als nach Tisch Gräfin Lieven Klavier spielte, küßte er ihr die Hand, was den englischen Damen höchst sonderbar, aber entschieden wünschenswerth vorkam. Mrs. Campbell konnte seines Lobes nicht enden. „What an aimable creature! He is devilish handsome; he will be the handsomest man in Europe!“ — Am folgenden Morgen verließen die Russen das Haus. Es wurde mir erzählt, daß, als es an's Niederlegen gegangen, für den Großfürsten von seinen Leuten im Stall ein lederner Sack mit Heu gefüllt worden sei, worauf er immer schlafe. Unsere Engländer erklärten dies für affektirt.“

Auch Vetter Christian und Prinz Leopold waren später geneigt, diesen „teufelmäßig schönen Mann“ für einen vollendeten — Komödianten zu halten.

In Berlin sah ich den Großfürsten Nicolaus nur seiner Gemalin, in die er leidenschaftlich verliebt schien, in an-

muthigſter Weiſe die Kour machen. In Petersburg machte der Kaiſer Nikolaus auch noch anderen Schönheiten den Hof. Meine ſchöne Kollegin, Charlotte von Hagn, wurde von dem ſchönſten Mann aller Reußen bei ihrem Gaſtſpiel in Petersburg beſonders ausgezeichnet und auch vom Zaren 1835 zur Fürſtenzuſammenkunft nach Kaliſch befohlen.

Die Erbgroßherzogin Alexandrine war wirklich „jenes leuchtende majeſtätiſche Frauenbild", von dem Heine begeiſtert ſchreibt: „ſie gleicht jenen ritterlichen Frauengeſtalten, die uns aus dem Zauberſpiegel alter Märchen ſo lieblich entgegen leuchten und wovon wir nicht entſcheiden können, ob ſie Heiligenbilder ſind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieſer reinen Züge hat mich beſſer gemacht . . ."

Man erzählte, daß ein Dr. Stuhr ſich leidenſchaftlich in die ſchöne Prinzeſſin Alexandrine verliebte und darüber närriſch wurde, ſo daß er ſeine Göttin auf Schritt und Tritt verfolgte und brieflich in allem Ernſte dem Könige ſich als Schwiegerſohn antrug. Der König ließ den armen Narren in eine Heilanſtalt bringen.

Mir war dies „leuchtende majeſtätiſche Frauenbild" beſonders intereſſant wegen der großen Aehnlichkeit mit der Königin Luiſe. Doch galt die Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, um die der König Georg IV. von England, der „erſte Gentleman ſeiner Zeit" vergebens geworben hatte, weil Friedrich Wilhelm III. kein „mauvais sujet" zum Schwiegerſohn haben wollte, — für ſehr ſtolz. Wir Komödianten exiſtirten nicht für ſie.

Dagegen war ihr Gemal, der „rothe Paul", die Leutſeligkeit und Gutmüthigkeit ſelbſt. Er war keine Schönheit und galt auch nicht für ſonderlich geiſtreich.

Des Königs jüngſte Tochter, Prinzeſſin Luiſe, war hold, ſtill und lieblich wie eine Blume. Im Mai 1825 durfte ich — auf Befehl Sr. Majeſtät und durch Timm's Vermittelung

— mit noch anderen Begünstigten vom Theater, den glänzenden Festen bei der Vermälung der Prinzessin Luise mit ihrem Vetter, dem Prinzen Friedrich der Niederlande, zuschauen. Im Lustgarten donnerten die Kanonen. Im Schlosse sahen wir den stattlichen Brautzug an uns vorüber in die Kapelle gehen. Es fiel allgemein auf, daß die Fürstin Liegnitz — obgleich des Königs Ehegemal — nicht gleich den königlichen Prinzessinnen am Brautzuge Theil nahm, sondern mit ihrer Hofdame hinterher trottelte und ihre Schleppe selber trug. Bei der Gallatafel erschien sie gar nicht. Auch saß sie bei der Festvorstellung von Spontini's „Alcidor" nicht mit der Königin der Niederlande und den Prinzessinen in einer Reihe, sondern hinter ihnen — als ein Opfer grausamer Hofetikette.

Als die Neuvermälten nach den Niederlanden abreis'ten, bereitete der König ihnen die frohe Ueberraschung, daß er auf anderen Wegen vorauseilte und sie in Magdeburg begrüßte. Dafür wurde Se. Majestät in Magdeburg selber sehr angenehm überrascht — durch die geliebten Balletänzerinnen, damit er auch im dortigen Theater diesen gewohnten Genuß nicht entbehren brauche.

Der Kronprinz, ein stattlicher, wohlbeleibter Herr von 30 Jahren, liebte uns Komödiantinnen nicht und er war unerschöpflich in beißendsten Witzen — über seines Vaters Vorliebe für die Theaterdamen. Diese Witze kursirten dann gleich in der Stadt; man lachte darüber, fand es aber doch wenig pietätvoll von dem Thronerben, seines Vaters harmlose Schwächen so bloßzustellen. Dazu kam, daß auch böse Witze, an denen der Kronprinz ganz unschuldig war, auf seine Rechnung geschrieben wurden. Man sagte, daß es dem lebhaften queckſilbernen Prinzen unmöglich sei, einen guten oder schlechten Witz, der einmal in ihm aufsprudelte, sich
u verbeißen.

So verletzte der Kronprinz Schinkel auf's tiefste, als dieser ihn in dem neu erbauten Schauspielhause umherführte, durch sein geflügeltes Witzwort über die Kleinheit des eigentlichen Theaters: „Ach! wer hätte gedacht, daß in diesem stattlichen Gebäude, das einen so großen prächtigen Konzertsaal hat, auch noch gar ein — Theaterchen ist!"

Eine noch bösere Erfahrung am Kronprinzen-Witz sollte der Minister von Klewitz machen. In anscheinend harmlosester Weise redete der Prinz ihn an:

„Rathen Sie mal Excellenz:

Mein Erstes frißt das Vieh,
Mein Zweites hatt' ich nie —
Das Ganze ist eine Landplage!"

— sprach's und ließ die verdutzte Excellenz stehen.

Als das Hep! Hep! auf die Juden aufkam, soll der Kronprinz einer der Ersten gewesen sein, der es hinter ihnen her rief. Darob große Aufregung unter den Mendelssohns, Beers und anderen der angesehensten Juden Berlins, die sogar in allem Ernst daran dachten, nach Paris auszuwandern. Der König hatte genug zu thun, die erregten Gemüther zu beruhigen. So sandte er den Grafen Brühl zu Madame Beer — in Berlin scherzhaft: die Königin Mutter genannt — und ließ ihr viel Angenehmes über die Kompositionen ihres Sohnes Giacomo und die Klytemnestra ihres Sohnes Michael sagen.

Der Kronprinz und seine Brüder haben uns Theaterdamen bei den Festen im Palais nie angeredet. Man sagte: Der Kronprinz aus Neigung — die Brüder aus Klugheit. Mit höflichen Gruß gingen sie an uns vorüber.

Dagegen versäumte die wunderschöne Kronprinzessin Elisabeth nie eine Gelegenheit, ein theilnehmendes Wörtchen an uns zu richten. Und wie herzig klang dabei ihr ausgeprägt bairischer Dialekt!

So kam sie auf uns zu, als wir nach Pius Alexander Wolffs Tode dessen Lustspiel: „Der Mann von fünfzig Jahren“ zum ersten Mal im Palais gespielt hatten und redete Amalie Wolff freundlich an:

„Hat es Ihr Herz nicht erquickt, in der Schöpfung des seligen Gatten, den wir Alle so bewunderten und achteten, sein Andenken hier geehrt zu sehen? — Das Stück hat mich sehr erfreut. Sie, liebe Wolff und Ludwig Devrient waren meisterhaft — und auch Fräulein Bauer charmant!“

Und als Amalie Wolff der gütigen Fürstin unter Thränen die Hand küßte, keines Wortes fähig, fuhr die Kronprinzessin noch weicher fort:

„So wie Sie ihre Kunst auffassen und ausüben, als echte, edle Kunst, und nicht als Handwerk, wird sie Ihnen auch ein Trost sein für das trauernde Herz!“

So hatte ich diese wunderbaren, großen, seelenvollen Augen — wohl die schönsten, die ich jemals erschaut — nun doch auch endlich ganz in der Nähe bewundern können. Schon als Kind hatte ich in Baden-Baden diese „Thurmaugen“ von fern angestaunt.

Amalie Wolff flüsterte mir, als die Kronprinzessin uns verlassen hatte, gerührt zu:

„Ja, ja, liebe Kleene, hier gibt's herrliche Vorbilder zu schauen und Menschenstudien für Fürstendarstellung zu machen! Es ist unmöglich, anmuthsvoller, einfacher — und dabei doch so majestätisch aufzutreten und zu sprechen, als diese Königstöchter!“

Die Kronprinzessin lebte mit ihrem lieben Fritz in glücklichster und harmonischer, echt bürgerlicher Ehe — nur war sie oft voll Thränen darüber, daß ihr der heißerflehte Kindersegen versagt blieb.

Ein reizender charakteristischer Zug wurde von der Kronprinzessin erzählt. Als der preußische Kronprinz auf die

Brautschau gekommen war, hatte die Prinzessin Elisabeth von Baiern geschwinde ihren einen hohen Schuh, den sie sonst ihres Hinkens wegen trug, ausgezogen: damit der Freier nicht über diesen körperlichen Mangel getäuscht werde! — Und er hatte seine Elise doch genommen — trotz des leichten Hinkens — und es auch nie bereut.

Den Kronprinzen, seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm und den Prinzen Friedrich der Niederlande hatte ich schon als zwölfjähriges Mädchen im Juli 1819 in Karlsruhe im Reisewagen gesehen. Sie trugen nach damaliger Mode schottische Staubmäntel, blau und grün karrirt und gefielen mir in ihrer blühenden Jugendfrische und Heiterkeit ganz ungemein. Abends erschienen sie im Theater, in Calderon's „Leben ein Traum" und fuhren dann nach Baden-Baden weiter, wo auch die töchterreichen bairischen und schwedischen Königsfamilien weilten, — man sagte: auf die Brautschau.

Auch jetzt in Berlin war der schöne ritterliche Prinz Wilhelm fortwährend als Bräutigam auf dem Tapet. Heute verlobte das Gerücht ihn mit einer Prinzessin von Württemberg — morgen mit der Prinzessin Marianne der Niederlande oder der Prinzessin Marie von Weimar — übermorgen mit der Prinzessin Cäcilie von Schweden, mit der ich als Kind einst so fröhlich getanzt hatte. Eine größere Freude hätte Prinz Wilhelm mir gar nicht machen können, als wenn er die holde Cäcilie heimgeführt hätte. Aber man sagte: Prinz Wilhelm wolle von allen diesen schönen Prinzessinnen nichts wissen — er wolle gar nicht heirathen — — wenn er nicht seine glühend geliebte Prinzessin Elisa Radziwill heimführen dürfe . . . Und das wollte die böse Politik und die leidige Hofetikette nicht erlauben!

War es diese heiße, hoffnungslose Herzensliebe, die ihn damals gegen alle Theaterschönheit vollständig unempfindlich machte? Kalt wie Eis ging Prinz Wilhelm an uns vorüber.

Und dennoch habe ich den Prinzen ein Mal — — hinter einem Windschirm gesprochen. Es war im Frühjahr 1828 während meines Gastspiels in Petersburg. Prinz Wilhelm weilte dort zum Besuche seiner Schwester, der Kaiserin Alexandra. Einige meinten: um die Kaiserin Mutter für seine Verlobung mit ihrer Enkelin, der Prinzessin Augusta von Weimar, zu gewinnen, die den Winter über mit ihren Eltern gleichfalls in Petersburg lebte! — andere: um für seine Verbindung mit Elisa Radziwill, der Kaiserin Alexandra stets geneigt gewesen, den letzten Versuch zu machen.

Gleichviel! Ich kam im März 1828 in Petersburg zum Gastspiel an. Für dessen Erfolg war es von höchster Wichtigkeit, daß ich zuerst im Winterpalais vor dem Hofe spiele. Das hatte aber seine großen Schwierigkeiten, da die Kaiserin Alexandra schon am dritten Tage nach meiner Ankunft zum Frühlingsaufenthalte nach der Krim abreisen wollte. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, eine Vorstellung bei Hofe und mein Auftreten zu ermöglichen. Freund Timm hatte mir einen Empfehlungsbrief an den Oberkammerherrn der Kaiserin mitgegeben, der auch sein Bestes zu thun versprach. Mit dem Direktor des deutschen Theaters, Helmersen, eilte ich, kaum dem Reisewagen entstiegen, zu den allmächtigen Theatergöttern: Fürst Wolkonski, — Fürst Cutaizow, Intendant der deutschen Bühne — und Fürst Dolgorucki, Intendant der französischen Bühne — und Alle sagten mir ihre Förderung meines Wunsches zu.

Als aber die Erfüllung desselben immer fraglicher wurde, rieth man mir, die Fürsprache des Prinzen Wilhelm bei seiner kaiserlichen Schwester zu erbitten. Ich eilte also wieder in's Winterpalais und ließ durch den mir bekannten prinzlichen Adjutanten um eine Audienz bei seiner Hoheit bitten. Die wurde mir sogleich gewährt. Der Prinz erschien

in dem Empfangszimmer, war aber gleich mir nicht wenig verlegen. Während ich meine Bitte vortrug, nahten sich Schritte . . . Ich — in meiner Fassungslosigkeit — trete hinter einen großen Windschirm . . . der Prinz folgt mir . . . verlegen stehen wir uns gegenüber — bis ich so viel Fassung gewinne, meine Bitte hervorzustottern . . . Der Prinz sagt mir zu, mit der Kaiserin zu sprechen . . . und die seltsame Schirmaudienz ist zu Ende . . .

Dank der Fürsprache des Prinzen Wilhelm konnte die Vorstellung bei Hofe wirklich stattfinden. Ich wählte das Lustspiel: „Der Mann im Feuer", in dem ich kurz vorher in Riga so großen Erfolg gehabt hatte — aber bei der übereilten Probe in Petersburg sank mir das Herz. Die Kollegen waren nicht mal des Wortlautes ihrer Rollen mächtig und zogen — ängstlich auf den Souffleur lauschend — das graziöse esprit- und temperamentvolle Lustspiel entsetzlich in die Länge. Auch paßten die Persönlichkeiten des dicken phlegmatischen Barlow und des nüchternen Wiebe durchaus nicht für den General und feurigen Liebhaber.

In ziemlich verzweifelter Stimmung vollendete ich am Abend auf der zierlichen Bühne des großen prächtigen Saales hinter einem — Schirm meine Toilette, denn Garderobezimmer waren nicht vorhanden. Ich trug weißen Atlas mit Blondenüberwurf, Perlenschmuck und eine Rose im Haar. Als ich fertig war, trat ich in den Saal, um mir dessen Ausschmückung genauer anzusehen und dadurch vielleicht auf andere Gedanken zu kommen. Plötzlich geht eine Seitenthür auf — und Prinz Wilhelm und Prinz von Oranien stehen vor mir und grüßen freundlich. Mit meiner schönsten — einst berühmten Verbeugung spreche ich meinen Dank für die gütige Empfehlung aus — aber auch meine Angst: bei diesem mangelhaften Ensemble mich zu blamiren . . .

Da sagte Prinz Wilhelm mit großer Güte:

„O, wer in Berlin so sehr gefällt, blamirt sich auch in Petersburg nicht. Ich habe Sie schon in dieser Rolle gesehen und — bewundert!“

Und — ich blamirte mich nicht. Die Kaiserin lachte herzlich und der Kaiser applaudirte mir lebhaft. Als ich nach Schluß des Stückes wieder hinter meinem Garderobeschirm stand und die Schminke abwischte, brachte mir Fürst Wolkonski ein schönes goldenes Stirnband mit einem Brillantstern — „de la part de l'impératrice!“

So oft Prinz Wilhelm später in Berlin im väterlichen Palais an mir grüßend vorüberschritt, überflog sein schönes männliches Gesicht stets ein rosiges Lächeln. Er dachte, gleich mir, an die Verlegenheitspausen bei der seltsamen Schirm-Audienz im Petersburger Winterpalais.

Als ich im Mai des nächsten Jahres Berlin verließ, um „in England anderen Sternen zu folgen“ — wie Varnhagen schreibt, rüstete sich die preußische Königsstadt zu den Vermälungsfesten des Prinzen Wilhelm von Preußen mit der schönen Prinzessin Augusta von Weimar.

Des Königs dritter Sohn, Prinz Karl, von dem Heine 1822 in seltsamer Schwärmerei schreibt: „jene schöne, jugendliche Gestalt mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen“ — war nicht so schüchtern, wie sein Bruder Wilhelm. Er war lebenslustig und trieb allerlei Sport mit Pferden, Hunden, Mohren . . . und man behauptete, die jungen Balletschönheiten seien ihm nicht ganz so gleichgiltig und fremd, wie es bei den Tänzen im Palais scheinen — sollte.

An Schlagfertigkeit und Keckheit des Witzes nahm der mobile Prinz es fast mit seinem Bruder, dem Kronprinzen auf. Eine köstliche Anekdote wird von ihm erzählt.

Einst besuchte der junge Prinz Karl München und auch den wunderlichen Künstlerkönig Ludwig I., den Schwager des preußischen Kronprinzen. König Ludwig

hatte damals die seltsame Laune, aller Welt Räthsel aufzugeben. So:

„Was würden Sie thun, wenn Sie Zahnarzt wären?"

Die Antwort darauf gab der König dann stets selber mit großen selbstgefälligen Gaudium:

„Ich würde den bösen Zahn der Zeit ausziehn!"

Ferner: „Was würden Sie thun, wenn Sie ein Taucher wären?"

Antwort: „Ich würde mich in's Meer der Vergangenheit stürzen!"

Auch Prinz Karl entging seinem Schicksal nicht. Aber er hatte zum Glück schon von dieser königlichen Räthsel-Sphinx gehört — und als König Ludwig ihn triumphirend fragte:

„Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?" — antwortete der Prinz mit großer Ernsthaftigkeit:

„Majestät, ich würde — — mich in's Meer der Vergangenheit stürzen!"

König Ludwig I. von Baiern hat nie wieder versucht, dem Prinzen Karl von Preußen — Räthsel aufzugeben.

Mit derselben glücklichen Keckheit durchhieb Prinz Karl im Frühjahr 1827 auch den gordischen Knoten, der seiner Hochzeit mit der schönen, und zärtlich geliebten Prinzessin Maria von Weimar, Hindernisse in den Weg legte. Die stolze Mutter der Prinzessin, Großfürstin Maria Paulovna, wollte die Hochzeit in Weimar gefeiert sehen. König Friedrich Wilhelm beanspruchte diese Ehre aber für Berlin. Kein Mensch wußte einen Ausweg aus diesen Etiketten-Wirrnissen — bis der ungeduldige Bräutigam den Ausschlag gab: „In Charlottenburg bin ich geboren, getauft und konfirmirt — ich habe mir stets das Wort gegeben, nur dort getraut zu werden!"

Und so geschah es, aber in ungewöhnlicher Stille, da die stolze Brautmutter von dem Ehrentage ihrer ältesten Tochter lieber ganz fortblieb, als daß sie der Kronprinzessin von Preußen den dieser gebührenden Vortritt eingeräumt hätte.

Auch der Einzug der Neuvermälten in Berlin ging ziemlich geräuschlos vorüber, da bei dem Einzuge der Kronprinzessin im Gedränge auf der Schloßbrücke so viele Menschen in der Spree ihren Tod gefunden hatten.

Die Prinzessin Karl von Preußen war eine reizende junge Frau, strahlend von Glück und Frohsinn. Bei der nächsten Vorstellung im Palais trat sie auf uns zu und brachte Amalie Wolff herzliche Grüße von ihrem alten Meister Goethe. Und noch oft hatte sie ein freundlich Wort für uns.

Des Königs jüngster Sohn, Prinz Albrecht, war sehr lang aufgeschossen und blond und noch so jung, daß von ihm wenig zu sagen war. Er hat bald nach meinem Scheiden aus Berlin die holde Prinzessin Marianne der Niederlande geheirathet. Eine Ehe — ohne Glück und Stern!

Die Fürstin Liegnitz mit stets derselben kühlen Marmorruhe auf dem blühenden Gesicht ist mir immer ein Räthsel geblieben. Nie hörte man sie herzlich lachen, nie sah man ihr Auge in Rührung aufleuchten. So erschien sie bei den Festen im Palais — so an des Königs Seite im Wagen oder in der Theaterloge. War dies Phlegma? War dies berechnete Klugheit — oder, wie man auch meinte, das Gegentheil? Fühlte die Fürstin sich in ihrer doch immerhin etwas schiefen Stellung behaglich — oder unbehaglich? — Ich weiß darauf keine Antwort. Gesprochen hat die Fürstin mit uns Komödianten nie.

Prinz Friedrich, der Sohn des verstorbenen Prinzen Louis und der Prinzessiin Friederike, Herzogin von Kumberland, hatte etwas Ideales, Liebenswürdiges und Gewinnendes

in seiner ganzen Erscheinung. Seine Gemalin, die unglückliche Prinzessin von Anhalt-Bernburg, mit dem zarten bleichen Gesicht und den großen melancholischen Augen — schon damals eine hinschmachtende Blume — erschien selten bei Hofe. Ahnte sie ihr grausiges Schicksal: in von der Mutter ererbter Geistesnacht, gleich ihrem unseligen Bruder, und in trostloser Einsamkeit des Schlosses Ellern bei Düsseldorf, fast all' diese glückliche, blühende, lebensprühende Jugend überleben zu müssen?

Die jüngsten Prinzen am Hofe Friedrich Wilhelms III waren die noch knabenhaften Söhne des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm: Adalbert, der spätere Gemal der Tänzerin Therese Elsler — und Waldemar, dessen schlanke poetische Jünglingsgestalt einer schönen Tochter Bettina's so gefährlich werden sollte — bis der Tod ihn aus ihren Armen so früh abrief.

Gradezu wie eine ideale Romanfigur — so berückend schön, mit dunklen brennenden Augen — tauchte hin und wieder am Berliner Hofe der Prinz von Lucca als Gast auf ... um schleunigst auf einige Zeit wieder zu verschwinden, wenn die großen Frühjahrsparaden anfingen. Man sagte, der schöne italienische Prinz habe eine unüberwindliche Scheu davor ein Pferd zu besteigen und in der Suite des Königs mitreiten zu müssen.

Auch der junge und schöne Herzog Wilhelm von Braunschweig war damals ein gern gesehener Gast Sr. Majestät und mit den Prinzen eng befreundet.

Er nahm an allen Festen bei Hofe, an lebenden Bildern, Karoussels und den beliebten Bohnenfesten lebhaft Antheil und zeigte schon damals eine große Liebhaberei für's Theater und dessen Schönheiten. Die Kunde, daß die Braunschweiger seinen Bruder, den tollen Herzog Karl, fortgejagt, erreichte ihn in Berlin. Der junge Prinz Wilhelm von Preußen

führte ihn als regierenden Herzog selber nach Braunschweig. Dort hatte ich später die Ehre, vor dem Herzog Wilhelm zu gastiren. Nach meiner Jungfrau von Orleans kam die regierende Hoheit auf die Bühne und sagte mir viel Schmeichelhaftes über meinen — — silbernen Brustharnisch. Das Immer-Geistreichsein-Müssen ist für diese hohen Herrschaften wirklich nicht so schwer, wie der Fernstehende gewöhnlich glaubt.

* * *

In dies fröhliche Hofleben, reich an blühender Jugend und heiteren Festen, die oft schon mit einem damals beliebten Dejeuner dansant bei einem der Prinzen begannen und mit einem kostümirten Ball im Conzertsaal des Schauspielhauses endeten, fiel am 14 Dezember 1826 wie ein Donnerschlag die Schreckensnachricht: Der König hat heute Morgen, als er aus den Gemächern der hochseligen Königin Luise die schmale eiserne Treppe in sein Arbeitszimmer hinabsteigen wollte, ausgleitend das rechte Bein dicht über dem Knöchel gebrochen . . .

Ganz Berlin gerieth in die höchste Aufregung und sammelte sich vor dem Palais des „alten Herrn", Näheres zu erfahren. Mutter Eunicke kam weinend zu uns gestürzt und theilte uns die Schreckenskunde mit. Man fürchtete bei den 57 Jahren des Königs das Schlimmste. Auch wir eilten zu Timm, uns zu erkundigen. Wir fanden den treuen Diener seines Herrn in Thränen, aber die frohe ärztliche Nachricht: daß der Beinbruch zwar langwierig, aber nicht gefährlich sei. Die Fürstin Liegnitz mußte auf Wunsch des Königs sogar noch denselben Vormittag ihre gewohnte Spazierfahrt durch möglichst viele Straßen machen, um den Berlinern zu zeigen, daß sie nichts zu fürchten hätten.

Das Unglück war auf derselben Treppe geschehen, welche der Kronprinzessin Luise, die vor Schreck über einen ihr ent-

gegen kommenden Fremden stürzte, ihre erste Mutterhoffnung gekostet hatte.

Im Palais waren Listen ausgelegt, in welche die rege Theilnahme ihre Namen eintrug. Der König hatte seine Freude und Unterhaltung durch diese Listen, und wurde nicht müde, sich dieselben mit den oft echt Berlinischen Bemerkungen treuster Anhänglichkeit vorlesen zu lassen. Am meisten litt Se. Majestät von der Langeweile, da die gewohnten Abendunterhaltungen im Theater ja fortfallen mußten. Die französischen Unterhaltungsstunden der Fürstin Liegnitz mit Mad. Desargus-Lemière fanden jetzt am Krankenbett statt.

Die Berliner aber ließen bei aller Theilnahme ihren Witz doch nicht einschlafen. Als bald darauf die Banquiers Gebrüder Benecke Banquerott machten, erzählte man sich:

Ein pensionirter Hauptmann trifft am Morgen des Beinbruchs einen Bekannten auf der Straße und redet ihn an: „Nun wie geht's"

„Schlecht mit Beenekens!" — mit Bezug auf des Königs Unfall.

Wie so? Sie werden doch nicht fallen?" — von Gebrüder Benecke denkend, bei denen der Hauptmann sein kleines Vermögen stehen hat.

„Wie, Sie wissen das nicht? — sind schon gefallen — ganz kaput!"

„O, dies Unglück!" — stöhnt der pensionirte Hauptmann — stürzt zu Banquier Benecke's und zieht sein Geld glücklich zurück — kurz vor dem Zusammenbruch des einst so glänzenden Hauses.

Als der Kronprinz in den Kondolenzlisten die Einzeichnung fand: „Meyer-Hirsch, Judenschlächter" soll er lachend gesagt haben: „Hep! Hep! der Mann, der sich das Verdienst erwirbt, Juden zu schlachten, muß einen Orden haben!"

Als der König im Februar zum ersten Mal wieder am Fenster seines Palais erschien, sammelten sich dort schnell eine Menge Straßenjungen und sangen aus voller Kehle:

Heil Dir im Siegerkranz —
König sin Been is janz . . .“

Sehr belustigt sandte der gute alte Herr ihnen Backwerk.

Alle Leierkasten Berlins kamen auf den Hof des Palais, dem Könige ein Jubelständchen zu bringen. Jeder durfte ein Stück spielen und erhielt dafür acht Jute (Groschen).

Wie freuten wir uns, als es hieß: morgen soll zum ersten Mal wieder vor Sr. Majestät im Palais gespielt werden! Und als der König dann im Rollstuhl während der Probe unter uns in alter Leutseligkeit erschien — da küßten wir ihm unter Freudenthränen die Hände.

Und mit welchem Jubel wnrde der König bei seinen Ausfahrten und bei seinem ersten Besuch im Theater empfangen.

Am 21. März fand im Konzertsaal des Schauspielhauses ein glänzendes Hoffest statt, zu Ehren der zum Besuche ihrer Tochter, der Kronprinzessin, in Berlin anwesenden Königin von Baiern. Es machte keinen geringen Lärm, daß außer dem Hofe gar keine Zuschauer zugelassen waren, als einige Begünstigte vom Theater, auf Befehl des Königs von Papa Timm eingeladen. Und so saßen wir denn im schönsten Putz auf der Tribüne, von der königlichen Loge nur durch eine reiche Sammet-Portiere getrennt: Mad. Angelika Catalani und ihr Sohn, Henriette Sontag, Mad. Milder-Hauptmann, Mad. Lemière-Desargus, Mad. Hoguet-Vestris, Balletmeister Hoguet, der dem Hofe die Quadrillen einstudirt hatte, meine Mutter und ich.

Die Catalani war auf ihrer letzten großen Konzerttour durch Europa vor Kurzem in Berlin eingetroffen, doch hatte sie noch nicht öffentlich gesungen. Durch einen seltsamen

Zufall hatte ich schon ihre Bekanntschaft gemacht — im Warteſalon einer eleganten Badeanſtalt. Sie trug einen reizenden kleinen ſchwarzen Pudel auf dem Arm — ich mein geliebtes zierliches Wachtelhündchen Liſinka. Auf den erſten Blick erkannte ich in der ſchlanken majeſtätiſchen Dame mit den echt italieniſch ſchönen Zügen die berühmte Sängerin, die ich ſchon als kleines Mädchen in Karlsruhe angeſtaunt hatte. Die gegenſeitige Bewunderung unſerer Lieblinge führte ſchnell ein beiderſeitiges Vorſtellen und eine animirte Unterhaltung herbei.

Da trat ein ſtattlicher Herr, mit einem bejahrten Mütterchen am Arm, in den Salon: Fürſt Pückler-Muskau — und bald war er in unſerem Hunde-Bunde der dritte. Er zog aus dem Pelz über der Bruſt das niedlichſte rehfarbene Windſpiel hervor, das ich jemals geſehen habe. Es war nicht größer als ein Eichhörnchen und die ſchwarzen Aeuglein funkelten wie Diamanten. Natürlich brachen die Catalani und ich in das lauteſte franzöſiſche Entzücken aus. Wir wurden der Fürſtin vorgeſtellt und unſere Hündchen machten auf dem Sopha Bekanntſchaft.

Und nun ſaß ich bei dem herrlichen Hoffeſte neben der berühmteſten Sängerin ihrer Zeit. Sie ſtellte mir ihren Sohn vor, Mr. de Valabrègue, einen jungen, eleganten Franzoſen. Deſſen Vater, einen ſchönen Huſaren-Offizier im Gefolge des General Lannes, hatte ſie 1806 in Liſſabon geheirathet — gegen den Wunſch ihrer Familie und den Rath ihrer Freunde und auf alle Einreden nur die eine Antwort gehabt: „Ma che bell' ufiziale!“ — In Berlin hörte ich Angelika Catalani, als von Künſtlerehen die Rede war, einmal ganz offenherzig in ihrem italieniſchen Franzöſiſch ſagen:

„Viele haben mich angebetet und geſchworen, daß ſie mich ewig lieben würden! Viele haben mir en passant ihre Herzen

zu Füßen gelegt — aber sehr Wenige haben mir ihre Hand angeboten. So habe ich denn den gewählt, der mir neben seinem Herzen auch seine Hand und seinen ehrenhaften Namen gab!"

Wie wahr! Künstlerloos! Wohl der Bühnenschönheit, die nach vielen bunten Herzenserfahrungen und wilden Herzensstürmen endlich an der Seite eines ehrenhaften Mannes in den Hafen einer friedlichen Ehe einlaufen darf. Mir war dies Glück nicht beschieden.

Die Catalani sprach mit lieblich weicher flötenartiger Stimme, sehr leise, wie die meisten passirten Sängerinnen. Daher ist es auch so wenigen gelungen, nach dem Verlust ihrer Gesangstimmen, große dramatische Künstlerinnen zu werden. Der ausgesungenen Kehle fehlt es zum Sprechen an Kraft und Mark. Das wußte auch Wilhelmine Schröder-Devrient, als sie den Rath ihrer Freunde zurückwies: die Phädra und Medea zu spielen.

Wie ein Kind — hierin ganz Italienerin — ergötzte sich die Catalani an dem glänzenden bunten Bilde, das sich vor unseren Augen unten im Saale entwickelte und ich mußte ihr alle mitwirkenden hohen Persönlichkeiten nennen.

Da nahten unter schmetternden Fanfaren und Vortritt prunkender Herolde im farbenprächtigen Zuge von der einen Seite des Saales:

Franz I., König von Frankreich ... Prinz Wilhelm, Sohn Sr. Majestät, eine hohe, kraft- und prachtvolle Erscheinung in der Vollblüte jugendfrischer Männlichkeit — mit seiner Gemalin Klaudia, der in Schönheit und demantnen Lilien strahlenden Kronprinzessin Elisabeth.

Heinrich d'Albret, König von Navarra, wurde von dem Kronprinzen in einem sehr kleidsamen Kostüm von weißem und blauen Atlas elegant und charakteristisch repräsentirt. Die sehr mobile Hoheit führte ihre Tante, die Prinzeß

Wilhelm — Renata von Frankreich, Herzogin von Ferrara.

Herzog von Alencon ... Der junge schlanke Prinz Albrecht.

Admiral Bonnivet ... Herzog Karl von Mecklenburg, der geistreiche Erfinder und Arrangeur des Festes, dessen glänzende erste Aufführung bereits im Februar in Schloß Monbijou, wo der Herzog residirte, stattgefunden hatte.

Herzog von Lothringen ... Kurprinz von Hessen ... und ein brillantes Gefolge von französischen Großen und Hofschönheiten, von der Blüte des preußischen Adels dargestellt. Ganz Berlin hatte dazu seine Brillanten beigesteuert.

Nachdem der französische Hof auf erhöhten Sitzen Platz genommen hatte, betrat von der andern Seite der nicht weniger glänzende englische Hof den Saal:

König Heinrich VIII. von England ... Prinz Karl, führend die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz als seine Gemalin Katharina von Aragonien.

Königin-Mutter Elisabeth ... Fürstin Blücher.

Herzog und Herzogin von Suffolk ... Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, und die Fürstin Liegnitz ... Da hörte ich neben mir murmeln: „Ah! Comme elle est fraiche!" — Ich sah hin — Mad. Desarus-Lemière saß da und nagte vor Eifersucht an der Unterlippe. Ja, sie war alles Andere eher — als frisch und blühend.

Unser Intendant, Graf Brühl, stellte den Großkammerherrn Grafen Salisbury mit vieler Würde dar. Einige vierzig Herren und Damen machten den glänzenden Schluß.

Als der Hof von Frankreich den englischen Besuch in der Mitte des Saales begrüßt und beide Höfe sich gegenüber Platz genommen hatten, betrat eine Quadrille von sechzehn Herren und Damen des hohen Adels in reichen polnischen Kostümen den Saal und führte Nationaltänze auf. — Es folgten eine basquische Quadrille und eine Quadrille im Kostüm des französischen Hofes, in der Herzog

Wilhelm von Braunschweig und Fürst Radziwill mittanzten ... auch die schöne Hofdame der Kronprinzessin, Fräulein von Brockhausen, von der man erzählte: daß Prinz Wilhelm sie morganatisch heirathen werde, wenn Politik und Etikette ihm die Hand seiner geliebten Prinzessin Elisa Radziwill für immer verweigerten.

Während des folgenden Balles überreichte Herzog Karl von Mecklenburg als „fremder Ritter" der Kronprinzessin, der Königin von Baiern und dem Könige Huldigungsgedichte.

Des Königs vier blühende Söhne machten als Wirthe in bezaubernder Weise die Honeurs. Der Kronprinz war in übermüthigster Laune. Bald sah man ihn auf dieser Seite des Saales scherzen, lachen und Alles in sprudelnder Heiterkeit mit sich fortreißend — bald auf der andern Seite trotz seiner Wohlbeleibtheit kühne Entrechats mit Glück riskirend ... Plötzlich fiel sein Auge auf unsere Loge ... und gleich darauf hob sich hinter uns die rothe Sammet-Portière und Se. königliche Hoheit stand da mit freundlichstem Lächeln: Ah, Madame Catalani — vous ici? Quel plaisir!" — und so ging es lustig plätschernd weiter ... Sogar Madame Desargus bekam ein freundlich Wort zu hören — das erste aus diesem Munde während ihrer zehnjährigen Anwesenheit — ein Kompliment über die reizenden Charakterkostüme, die sie durch ihren Bruder aus Paris besorgt hatte.

Balletmeister Hoguet beging die Taktlosigkeit, den Kronprinzen — der, mit der erhobenen Portiere in der Hand, immer noch auf der Schwelle stand — durch eine ehrfurchtsvolle Patouime aufzufordern, doch näher zu treten ... und sogleich war alle bezaubernde Liebenswürdigkeit von dem runden Gesicht unseres Besuchers wie fortgeblasen. Se. königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen stand stolz und kühl dem ungern geduldeten Komödianten-Lieblingen seines

Vaters gegenüber und in scharfer Ironie kam es über seine gekräuselte Lippe: „très bénin, Mr. Hoguet, — très obligé!“ — neigte leicht den Kopf und war verschwunden.

Nur mit dem geistreichen Pius Alexander Wolff habe ich den Kronprinzen zuweilen ein traulich-witziges Wort wechseln hören.

Als ich zwei Jahre später im Odeon-Theater zu Paris die prachtvolle Aufführung des Duc de Guise mit ansah, erinnerten die Kostüme und dargestellten Persönlichkeiten mich lebhaft an diesen fröhlichen Festabend ... und die Gräfin Montgomery verging schier vor Sehnsucht nach dem verlornen Glück der kleinen Schauspielerin Karoline Bauer ...

Wie anders, Gretchen, war Dir's
Als Du noch voll Unschuld ...

Nachdem die Catalani bei Hofe beim Könige — und im Thiergarten bei der „Königin Mutter“ (Madame Beer) gesungen hatte, trat sie im Opernhause bei doppelten Preisen und in der Garnisonkirche als Conzertsängerin auf. Bei ihrem ersten Conzert im Opernhause am 6. April war ich anwesend. Rauschend wurde sie empfangen. Ihre Erscheinung imponirte. Von weißem schweren Seidenstoff umwallt, auf dem glänzend schwarzen Haar ein strahlendes Diadem, Brillanten um Hals und Arme, ja am Gürtel, das Notenblatt in der Hand, trat sie in stolzer Haltung vor — wie eine sieggewohnte Herrscherin ...

Sie sang — — und das dichtgefüllte Haus ras'te vor Entzücken ...

Und doch war die achtundvierzigjährige Catalani als Sängerin schon eine Ruine — wenn auch eine interessante, großartige. Ihr Ton war noch mächtig, aber es war entsetzlich anzusehen, wie ihr Unterkiefer arbeitete und besonders bei den Trillern hin und her wackelte, um die Töne heraufzuschleudern. Sie sang lateinisch, italienisch und englisch — selbst Händel'sche Arien englisch.

Hören wir über diesen Gesang zwei competente Kritiker jener Tage. Ludwig Rellstab ließ sich in der „Vossischen Zeitung“ so vernehmen:

. . . „Welchen Maßstab sollen wir anlegen, womit vergleichen? Sie steht in ihrer einzigen Größe so wunderbar da, daß es die leichteste Aufgabe für den Willen, die schwerste für die Ausführung ist, sie zu preisen . . . Sie wurde fort und fort immer größer, königlicher und bewunderungswürdiger. Sie mußte Alles mit sich dahinreißen und es ist uns eine wahre Freude, mit Aufrichtigkeit betheuern zu können, daß seit ihrer letzten Anwesenheit in Berlin noch niemals etwas einen solchen Enthusiasmus und Jubel des Beifalls erregen konnte als ihre wunderwürdige Erscheinung. Wie eine geborene Herrscherin trat die Sängerin ins Proscenium. Das Orchester hob die gewaltige Melodie (des God save the King) an und nachdem sie noch einmal durchgespielt war, begann auch die Sängerin ihre Strophe, mit einer Würde, mit einer Hoheit, ja mit einer Majestät, der wir nichts zu vergleichen wissen. Die Begeisterung der Künstlerin ging in alle Herzen über. Der Chor trat feierlich mit ein und jeder fühlte sich von der Gewalt der Kunst, wie von vaterländischen Gefühlen gleich hingerissen. Immer größer und mächtiger erhob sich die Stimme der Sängerin; jede Bewegung ihrer majestätischen Gestalt verwuchs mit dem Gesange zu einem Ganzen, aus jedem ihrer Blicke leuchtete die Glut hervor, von der sie selbst erfüllt war, mit der sie jede Brust durchdrang. Zuletzt erhob sie den Orgelton ihres Gesanges noch ein Mal über den ganzen Chor und hoch wie ein Adler über dem Gebirge schwebte ihre Stimme über dem strömenden, brausenden Meer der Töne. — Ueber solche Leistungen schweigt das Urtheil; nur die Stimme der Begeisterung kann sich vernehmen lassen. . .“

Dagegen schreibt der alte ehrliche Musikmeister Zelter gleichzeitig an seinen Freund Goethe:

„Es ist doch Schade! Welch eine Stimme! Ein goldenes Becken mit gemeinen Pilzen. Und wir — man könnte sich selbst verfluchen! — zu bewundern was verächtlich ist. Kein Mensch kann's glauben. Ein unvernünftiges Thier würde trauern. Es ist aber unmöglich. Eine italienische Pute kommt nach Deutschland, wo Academieen sind, hohe Schulen, alte Studenten, junge Professoren sitzen — und singt des deutschen Händels Arien englisch — schreibe englisch. Welche Schande, wenn's eine Ehre sein soll — mitten in Deutschland!"

Mich empörte am meisten, wie die Italienerin das „God save the King" in Berlin sang. Sie trat wie eine Verzückte vor, erhob ihre Arme gegen des Königs kleine Prosceniumsloge und sang Se. Majestät direct an — daß der hohe Herr erschrocken hinter den Vorhängen verschwand und sich auch nicht wieder blicken ließ. . .

Der Kronprinz und die Prinzen und Prinzessinnen hatten sich gleich beim Beginn des Liedes erhoben und das ganze Publikum war ihnen gefolgt — — und nun sang und schrie und brüllte Alles das „Heil Dir im Siegerkranz" im wüsten Durcheinander mit der Catalani, deren mächtige Töne hin und wieder das Begeisterungs-Chaos durchdrangen. . .

Ich aber mußte denken: wie viel gekrönte Häupter die Italienerin wohl schon mit demselben God save the King! und mit derselben Begeisterungs-Extase so angesungen hat? Kürzlich erst den liderlichen König Georg IV. von England. . .

Und ich mußte auch daran denken, daß sie dies God save the King bei doppelten Preisen sang und daß sie an diesem Abende Tausende einnahm und vom Hofe mit reichen

Geſchenken überſchüttet wurde — — während Sophie Schröder vor Kurzem auf derſelben Stelle ihre Sappho und Phädra und Medea und Iſabella und Iphigenie ſpielte, pro Rolle fünfzig Thaler — und vom Hofe kaum beachtet.

O Menſchheit! O Schattenſpiel der Welt!

4. Herzog Mephisto.

Einzig aber als Mephistophel!
Geflügeltes Wort aus dem alten Berlin.

Der interessanteste Mann am preußischen Königshofe war für mich — Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der jüngste Bruder der Königin Luise.

Ich weiß sehr gut: dies offene und vielleicht sogar — unvorsichtige Bekenntniß wird auf manch' ungläubiges, spöttisches und wohl gar verdächtigendes Lächeln stoßen. Ich weiß auch, daß Herzog Karl der unpopulärste Mann Berlin's war. Man behauptete, daß er, als Haupt der „Mecklenburgischen Partei" am preußischen Hofe, im Bunde mit seinem Bruder, dem regierenden Herzog Georg, und dem Fürsten Wittgenstein, dem vertrauten täglichen Gesellschafter des Königs, von unheilvollstem — ja geradezu mephistophelischem Einflusse auf den gutmüthigen, schwachen Friedrich Wilhelm III. und seine Regierung sei! — Man glaubte zu wissen: daß er als Präsident des Staatsrathes diesen Einfluß gegen alle freiere Geistesrichtung in Preußen arbeiten lasse, daß er der grimmigste Verfolger aller Andersdenkender, der sogenannten Demagogen: Arndt, Jahn, Schleiermacher, Reimer, de Wette und der unglücklichen jungen Studenten sei, die von einem konstitutionellen Preußen und einem einigen Deutschland träumten ... Daß Gedanken- und Preßfreiheit ihm ein Greuel seien und sogar die armen deutschen — Röcke ihm ihre strenge Verbannung aus Preußen verdankten! . . . Daß für ihn nur eine absolute Monarchie

denkbar und daß er am liebsten die kaiserlich russische absolute Knute auch in Preußen einführen würde . . . Daß er als Oberkommandirender des Gardekorps den Adel vor den bürgerlichen Offizieren in krassester Weise bevorzuge und daß bei ihm der Mensch überhaupt erst beim Hofmann oder Gardelieutenant anfange . . .

Man erzählte sich, daß er anständigen Berliner Bürgern, die zufällig den vorüberfahrenden König nicht grüßten, eigenhändig die Hüte vom Kopfe geschlagen — und auf die murrende Menge seine Soldaten gehetzt habe . . .

Man wollte ganz genau wissen, daß Herzog Karl von Mecklenburg dem Verhöre meiner Kollegin Auguste Stich, deren Anbeter, Garde-Husaren-Lieutenant Graf Gebhard Blücher, ihren Gatten Abends auf der Treppe niedergestochen, nur deßwegen von Anfang bis zu Ende beiwohnte, um dem in Arrest befindlichen Enkel des Feldmarschalls die Aussagen seiner Mitschuldigen sofort mitzutheilen . . . Thatsache ist, daß die Protokolle von Beiden merkwürdig übereinstimmten und Graf Blücher mit einer sehr gelinden Festungsstrafe und seiner Versetzung in's Leib-Husaren-Regiment davon kam. — Er heirathete übrigens später eine reiche österreichische Gräfin Larisch.

Seit Herzog Karl im Palais Radziwill Goethe's Mephisto so brillant gespielt, nannte man ihn gern „Herzog Mephisto" und erfand auf ihn das böse Witzwort:

„Als Fürst — als Staatsmann — Mensch nur schofel —
Einzig aber als Mephistopheł!"

Dennoch muß ich sagen: daß Herzog Karl von Mecklenburg mir stets das liebenswürdigste, uneigennützigste Wohlwollen bewiesen hat — ohne jede Kourmacherei — und daß ich ihn sehr angenehm fand.

Schon bei meinem Auftreten im Königstädter Theater wurde mir wiedererzählt: daß Herzog Karl, der größt

Enthusiast für dramatische Kunst, aber auch der strengste, skeptischste Richter, dessen unerbittlicher kritischer Geistesschärfe kein falscher Hauch, keine schiefe Nuance entgehe, sich freundlich über meine Leistungen geäußert habe.

Dann — nach der ersten Vorstellung im Palais des Königs — stand ich dem Herzog-Mephisto zum ersten Mal gegenüber. Er sprach zuerst mit meiner Nachbarin, Henriette Sontag, und so hatte ich Muße, den ungewöhnlichen Fürsten in der Nähe zu beobachten.

Herzog Karl war erst vierzig Jahre alt, aber bei seinem weißen Haar sah er älter aus. Er war durchaus nicht imposant, nicht schön und sein rundes Gesicht erinnerte in keinem Zuge an eine Aehnlichkeit mit den reinen Schönheitslinien und dem hohen Adel des Ausdrucks auf den Bildern seiner königlichen Schwester Luise. Aber welche wunderbaren, dämonisch anziehenden Augen hatte der Herzog! Augen so groß und tief, von buschigen Brauen überschattet, wie ich sie nie wieder gesehen habe! Was Alles lag in diesen Spiegeln der Seele! Klugheit, Geist, Poesie — — Skepticismus, Ironie und das stolze Bewußtsein: wie erhaben stehst Du da über all' diesen Menschlein mit ihrem Hetzen und Jagen nach dem, was sie Glück nennen, und das morgen in Scherben vor ihren Füßen liegt — Du schaust tief in ihre Herzen hinab und lächelst über ihre Thorheiten — Du, der leidenschaftlose, sich selbst und Andere beherrschende Mann! Du, der wahre Philosoph! Aber auch — Du, der hochstehende Fürst!

Und wie reizend verstand dieser kleine schöne Mund mit dem feinen geistreichen Lächeln zu plaudern — und zu sprechen! Das waren keine alltäglichen abgeleierten Redensarten, kein: „Wie himmlisch — göttlich haben Sie gesungen! Wie entzückend steht Ihnen diese Toilette — diese Frisur!" — wie wir es wohl vom Prinzen August zu hören bekamen.

— Nein, der Herzog sprach mit wohlklingender Stimme über der Sontag Gesang, ihre Rollen in geistvoller Weise analysirend. Dann wieder bat er um Belehrung: warum sie diese oder jene Stelle gerade so und nicht anders genommen! — und er stimmte ihrer Auffassung bei oder widerlegte sie unumstößlich, oft durch ein Wort. — Man fühlte, daß der Fürst nicht blos aus Langeweile, die Zeit todtzuschlagen, im Theater saß. Er war dem ganzen Kunstgebilde mit Liebe und Ernst gefolgt — und die leiseste Nuance in dem Gesange der süßen Nachtigall war ihm nicht entgangen.

Dann wendete der Herzog sich auch an mich und sagte: „Ich habe Sie während Ihrer ganzen Berliner — Studienzeit auf der Bühne fleißig beobachtet und ich freue mich, Zeuge Ihres ernsten Fleißes und rüstigen Fortschreitens zu sein. Ihre Isabella in den „Quälgeistern" ist eine sehr liebenswürdige Leistung — und als Preciosa haben Sie mich wahrhaft überrascht und erfreut. Aber, wenn Sie diese Szene mit Don Alonso noch etwas feiner pointirten — jene mit dem Zigeunerhauptmann etwas sorgfältiger modellirten . . ." Und die Analyse war im besten Gange.

Ich hätte mich sterblich in diesen gar nicht schönen, weißköpfigen, aber bezaubernd liebenswürdigen und geistreichen Herzog verlieben können — aber man sagte: sein Herz trage einen undurchdringlichen Panzer gegen alles Weibliche. Ich habe auch nie von einer Liebe oder — Liebschaft Herzog-Mephisto's gehört.

Mit Genugthuung bemerkte ich, daß Se. Hoheit kein Wort, keinen Blick für die sich sehr bemerkbar machenden Tänzerinen, die schöne Hoguet und die petillante Lemière-Desargus hatte. —

Bei allen Hoffesten war Herzog-Mephisto das belebende Prinzip — der unerschöpflich schaffende Geist. Es ist wirklich erstaunlich, wie viel Festspiele, heitere und ernste,

dieſer geborne Maitre de plaisir mehr als drei Decennien hindurch für den preußiſchen Hof erſonnen und ausgeführt hat. Bald waren es glänzende, ſinnvolle Maskenzüge, bald phantaſtiſche Allegorien, reizende lebende Bilder — dann wieder tolle Polterabendſcherze und burleske Ueberraſchungen. Die Bohnenfeſte ſind bei Hofe wohl nie ſo luſtig und witzig gefeiert, wie zur Zeit des Herzogs Karl und des jugendmoſtigen Kronprinzen. Die Verſe, mit denen Herzog-Mephiſto dieſe Schöpfungen begleitete, ſind nun zwar keine klaſſiſchen, aber ſie füllten vollkommen ihre Stelle aus.

Zu den prachtvollſten Feſtſpielen, die Herzog Karl's Phantaſie für den Berliner Hof geſchaffen, gehören Lalla Rukh, das Roſenfeſt zu Kaſchmir, das im weißen Saal des Schloſſes aufgeführt wurde, — das Hoflager Kaiſer Otto's in Quedlinburg, ein Feſt, das ich im Februar 1828 im Konzertſaal des Schauſpielhauſes mit anſchauen durfte, — und der Zauber der weißen Roſe, bald nach meiner Abreiſe von Berlin, zur Feier des Geburtstags der Kaiſerin Alexandra im Juli 1829 in Potsdam dargeſtellt.

Herzog Karl iſt auch der Erfinder des Ballets: „Thea, die Blumenfee", das in der Neubearbeitung Taglioni's noch heute gegeben wird.

Mit der romantiſchen Frau Karoline von Fouqué zuſammen dichtete Herzog-Mephiſto einen Roman in Briefen, der beſonders dadurch originell iſt: daß er die Briefe der Heldin — ſie die des Helden ſchrieb.

Von einem Luſtſpiel, das der Herzog unter dem Titel „die Iſolirten" dichtete und mit Anſpielung auf ſein weißes Haar unter dem Namen „Weißhaupt" auf die Bühne brachte, wird gerühmt: die Feinheit des Dialogs und die ſichere Kenntniß und Würdigung geſelliger Lebensverhältniſſe! Auf den Brettern vermochte es ſich nicht zu behaupten, aus Mangel an dramatiſcher Lebenskraft.

Das größte Verdienst hat Herzog-Mephisto sich um die erste Aufführung von Goethe's Faust erworben — den der Dichter selber für unaufführbar hielt.

Schon 1816 hatte Fürst Radziwill mehrere größere Scenen des Faust componirt — und zu dieser Musik wurde das Stück in Scene gesetzt. Herzog Karl und der leicht begeisterte Kronprinz waren die Seele des ganzen Unternehmens. Die Aufführung fand im Palais Radziwill statt. Mein Kollege Lemm gab den Faust, Auguste Düring-Stich das Gretchen, Herzog Karl von Mecklenburg den Mephisto, Zelter den Schauspieldirector.

Zelter berichtete darüber an Goethe:

„Unsere königlichen Prinzen haben den heroischen Entschluß gefaßt, Deinen Faust unter sich aufzuführen, wie er leibt und lebt ... Der Kronprinz lebt und webt im Faust, der ihn, wie ich ihn kenne, wohl anziehen kann. Mephistopheles wird vom Herzog Karl von Mecklenburg gegeben ... Er lies't diesen Charakter so, daß wenig zu wünschen übrig bleibt. Stimme, Ton, Takt, Figur und Gestalt passen gar sehr, bis auf den Pferdefuß ... Der Artist (Lemm) ging neben ihm her, wie ein Esel neben einem Pferde ..."

Aber erst im Mai 1819 fand die erste größere Aufführung des Faust im Schlosse zu Monbijou statt, zur Geburtstagsfeier der Fürstin Luise Radziwill. Und welch eine Aufführung! Graf Brühl hatte das Stück in Scene gesetzt, nachdem er fleißig mit dem Dichter darüber correspondirt. Pius Alexander Wolff, Goethes Schüler, spielte den Faust, Herzog Karl den Mephisto — „den Teufel, wie ein Gott!" — wie Rauch schreibt. Und der gleichfalls anwesende Ludwig Tieck sagte später noch oft: „Solch ein Spiel habe er nie gesehen!" — Auguste Düring-Stich gab das Gretchen, Graf Voß den Wagner, von Wildenbruch, ein natürlicher Sohn des Prinzen Louis Ferdinand und der schönen Berliner Hutmacherstochter

Henriette Fromm, den Schüler. Die Gesänge wurden von Zelters Singacademie ausgeführt ... und im nächsten Jahre konnten wieder einige Scenen hinzugefügt werden.

Ueber diese Aufführung schreibt Zelter am 25. Mai 1820 an Goethe:

„Gestern, am Geburtstage der Fürstin Radziwill ist endlich unser Faust glatt und rund von Stapel gelaufen. Der König war so zufrieden mit uns, daß ich sein Lob aus seinem Munde honigsüß vernommen habe und hinterher wohl sagen mag, daß ich selber zufrieden war ... Dein Vivat bei Tische war aus Einem Munde und es bestand aus einem hundertstimmigen dreimaligem Accorde. Wenn Radziwill's Komposition auch gar kein eigenes Verdienst hätte, so würde man ihm doch das große zugestehen müssen: dieses bisher im tiefen Schatten verborgen gewesene Gedicht an's Licht zu bringen, was jeder, wenn er es gelesen und durchempfunden, glaubte seinem Nachbar vorenthalten zu müssen. — Denkst Du Dir nun den Kreis dazu, indem dies Alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsern ersten Schauspieler als Faust, unsere erste Schauspielerin als Gretchen, einen Fürsten als Komponisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Kapelle der ersten Art, wie man sie selten findet, und endlich einen Singchor von unseren besten Stimmen, die aus ehrbaren Frauen, mehrentheils schönen Mädchen und Männern von Rang, worunter ein Konsistorialrath, ein Prediger, eine Konsistorialrathstochter, Staats- und Justizräthen besteht, und dies Alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz, in einem königlichen Schlosse: so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben!"

So hat denn Herzog Karl die Rolle des Mephisto geschaffen, wie sie noch heute auf allen Brettern lebt ...

Und diesem Herzog-Mephisto ist es hauptsächlich zu danken: daß Faust überhaupt die deutsche Bühne betreten hat.

Auch ich sollte den Herzog als geistvollen Dramaturgen und gewiegten Regisseur näher kennen lernen. Es war Anfang 1828, kurz bevor ich meine erste Gastspieltour nach Petersburg antrat. Mit Amalie Wolff und Ludwig Devrient hatte ich im Palais im „Mann von fünfzig Jahren" gespielt. Als Frau Wolff und ich nach dem Souper ehrfurchtsvoll am Eingange des Tanzsaales standen — (Devrient wurde nie zum Dableiben eingeladen) — kam Herzog-Mephisto lebhaft auf uns zu und richtete an meine Nachbarin die Worte:

„Dank, liebe Wolff, tausend Dank für dies herrliche humoristische Spiel. Das war ja ein wahres Feuerwerk von Witz und Humor in Ihren Scenen mit Meister Ludwig! Wenn doch Ihr lieber Mann erst wieder genesen wäre, um sich an dem glänzenden Erfolge seines Lustspiels sonnen zu können. Grüßen Sie ihn herzlich von mir!"

Dann bekam auch ich ein freundlich Wörtchen:

„Auch Ihre Lucie war recht brav, einfach und natürlich . . . Werden Sie die Rollen auch in Petersburg spielen? Nein? Schade! Welche Rollen haben Sie in Ihr Gastspiel-Repertoire aufgenommen?"

„Preziosa — Käthchen von Heilbronn — Margaretha in den „Hagestolzen" — Strudelköpfchen — Mann im Feuer — Romeo und Julia . . .

„Ah! Fräulein Lustspiel will sich also auch in der Tragödie versuchen. Recht so. Erst auf dem Schlachtfeld erkennt man den glücklichen Sieger . . ."

„Leider auch den Geschlagenen. Ach, Hoheit, wenn ich mich als Julie blamirte — ausgezischt — ausgelacht würde . . ."

„Was da blamiren — auszischen — auslachen? —

Erschrecklich! Lieb' das nicht!" — sagte der König heiter, der unbemerkt näher getreten war.

„Unser blondes Lustspiel hier will den Petersburgern als tragische Julia Capulet die Köpfe verdrehen!" — erklärte der Herzog. — „Armer Romeo!"

„Erschrecklich mit all' den Trauerspielen!" — fiel Se. Majestät ein. — „Alle Welt sich den Kothurn anschnallen — Beine brechen — hübsch auf lustiger Erde bleiben, Kind — gar nicht tragisch denken!"

„Ja, Ew. Majestät, bei Gastspielen muß ich ein möglichst mannigfaltiges Repertoir mitbringen, um auch das gern trauernde Publikum in's Haus zu locken. Und in der Balkon-Scene hoffe ich der liebeglühenden Julie auch keine Schande zu machen — aber freilich vor dem Vergiften und Erstechen bangt mir etwas . . ."

„Da haben wir's! Auch ich nicht dies fröhliche Gesicht von Dolch und Tod verzerrt denken kann! Leid thun, wenn durchfallen!"

„Könnte ich Sie nur einmal die Julie sprechen hören" — sagte Herzog Karl — „ich würde Ihnen dann ehrlich meine Meinung aussprechen, ob Sie die Julie in Ihr Repertoire aufnehmen dürfen oder nicht."

Amalie Wolff winkte mir lebhaft mit den Augen zu und ich stammelte:

„Hoheit würden mich sehr beglücken . . ."

„So werde ich zu Ihnen kommen — in den nächsten Tagen!"

„Recht so — Probe abhalten — streng kritisiren — mir dann Bericht abstatten . . ." Und freundlich nickend ging der König mit seinem Schwager weiter.

Die Mutter und ich glaubten nicht recht an das Kommen des Herzogs und seine dramaturgische Stunde. Aber schon am nächsten Morgen langte ein sehr freundliches eigen-

händiges Schreiben Sr. Hoheit an, das mit den Worten schloß:

„Der getreue Romeo wird heute Nachmittag drei Uhr zur Probe eintreffen. Er würde sich freuen, die holde Julia womöglich im Kostüm ihrer Rolle zu sehen . . .“

Ich war entzückt über diese Güte und hohe Ehre — aber ich ängstigte mich doch auch nicht wenig, am hellen Tage und in unserem engen bürgerlichen Zimmer die Julia vor einem solchen Kenner und gestrengen Kritiker spielen zu müssen.

Ich machte eine sehr sorgfältige Julia-Toilette und studirte meine Rolle auf Tod und Leben . . . Zwischendurch schaute ich immer wieder aus dem Fenster, die Mohrenstraße hinauf und lauschte auf jeden heranrasselnden Wagen . . .

Da, Punkt drei Uhr rollte in voller Gala eine vierspännige Hofequipage mit Vorreiter und zwei Dienern hinten auf dem Trittbrett heran und hielt vor unserem bescheidenen Hause, Mohrenstraße 48. Ihr entstieg der Herzog Karl in blitzender Generalsuniform, gefolgt von einem Adjutanten. Die ganze Straße gerieth in Bewegung. Die Equipage fuhr langsam auf und ab.

Die Mutter und ich empfingen unsern hohen Besuch an der Treppe — mit Herzklopfen. Der Herzog begrüßte uns in artigster Weise und sagte der Mutter Freundliches über mein Talent.

Im Salon gestand ich dem hohen Kritiker meine Beklommenheit ein: unter so ungewohnten Verhältnissen Komödie spielen zu sollen . . .

Der Herzog lächelte: „Der beste Prüfstein für das wahre Talent!“ — nahm dann, ohne sich zu setzen, das Buch und mit Sicherheit, gleich einem gewiegten Regisseur, die Position, mir das Stichwort zu geben, erst als Amme:

„He, Lämmchen, zartes Täubchen!
Daß Gott! wo ist das Kind? He, Juliette!“

Mit Virtuosität ging der Herzog in den Ton und die Stimme der Gräfin über. Mutter Eunicke und Frau Krickeberg sprachen beide Rollen auf der Bühne nicht charakterischer. Und dann, wie süß — wie zärtlich wußte er den Romeo zu säuseln:

„Entweihet meine Hand verwegen Dich,
O Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen.
Zwei Pilger, neigen meine Lippen sich,
Den herben Druck im Kusse zu versüßen . . ."

Aber er küßte mich nicht — er markirte den Kuß nur. Mehr und mehr schwand meine Beklommenheit — und in der Balkon-Szene war die ganze seltsame Umgebung vergessen — und ich ganz die liebeglühende Julia Kapulet:

„O Romeo! warum denn Romeo?
Verleugne Deinen Vater, Deinen Namen!
Willst Du das nicht! Schwör Dich zu meinem Liebsten
— Und ich bin länger keine Kapulet!"

Und nach den Worten:

„Nun gute Nacht! So süß ist Trennungswehe,
Ich rief wohl gute Nacht, bis ich den Morgen sähe!"

— da lohnte der Herzog-Romeo mir mit einem frohmüthigen: „Bravo! Bravo! Die Scene könnten Sie getrost hier in Berlin wagen — trotz der Julia-Erinnerungen an Mad. Stich und Sophie Müller."

Auch die Gartenscene mit der Amme ging glücklich vorüber. Aber in der großen Scene, wo Julia den Geliebten zur Brautnacht erwartet und dann von der Amme erfährt, daß Romeo den Tybalt erschlagen — fühlte ich selber, daß die Kraft meiner Stimme nicht ganz Schritt hielt — mit den leidenschaftlichen Worten, die dem gefolterten Herzen Julia's entströmen. In der duftigen Liebesscene:

„Willst Du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt Dein banges Ohr durchdrang;

Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir: es war die Nachtigall!"

— war ich ganz wieder in meinem Element — und mein Romeo nickte wiederholt beifällig. Auch in der Szene, wo Julia den Schlaftrunk nimmt, genügte ich mir und meinem Kritikus. Aber das Erstechen und Sterben auf Romeo's Leiche glaubte ich mir selber nicht recht . . .

Des Herzogs Urtheil lautete:

„Im Ganzen, liebes Fräulein, haben Sie meine Erwartungen übertroffen. Die süßen Liebesscenen gelangen Ihnen vortrefflich, obgleich ihre blonde Julia mehr eine liebende Deutsche, als eine verliebte Italienerin ist. Aber für die tragischen, leidenschaftlichen Scenen schaut ihr rundes Gesicht zu frohmüthig drein — klingt ihre Stimme zu süß, zu sanft. Mit einem Wort: Ihre Julia ist noch nicht gleichmäßig im echt tragischen Feuer geläutert und gehärtet. Dennoch bin ich der Meinung: daß Sie es getrost wagen dürfen, die Julia auf Ihr Gastspiel-Repertoire zu setzen. Hier in Berlin würde Ihnen allerdings die Erinnerung an Mad. Stich und Sophie Müller im Wege stehen. Für Berlin beschränken Sie sich besser auf weniger leidenschaftliche Rollen . . ."

Diesen Rath habe ich beherzigt und die Julia nie in Berlin gespielt, selbst nicht bei meinem Gastspiel 1834, obgleich die Rolle in Petersburg, Dresden und auf allen meinen Gastreisen Glück gemacht hat.

Herzog-Mephisto ist mir während meines ganzen Berliner Engagements ein freundlicher Gönner geblieben. Romeo und Julia haben wir nie wieder mit einander probirt. Ich habe dem Herzog Karl von Mecklenburg stets ein dankbares Andenken bewahrt und kann noch heute nicht an seinen vielangefeindeten Mephistopheles-Charakter glauben. Wie ein Engel steht Herzog Karl von Mecklenburg in meinen Erinnerungen neben seinem Vetter — — dem Prinzen August von Preußen.

5. Prinz Don Juan.

Du sprichst ja wie Hans Liberlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für sich
Und dünket ihm, es wär' keine Ehr'
Und Gunst, die nicht zu pflücken wär'
— Geht aber doch nicht immer an.

Mephistopheles.

Schon von der Königstädter Bühne aus war mir in der königlichen Loge ein vornehmer Herr in Generals-Uniform aufgefallen: eine schöne imposante Gestalt mit markirten interessanten Zügen, einem schwarzen Lockenkopf und schwarzen glänzenden Augen, die nicht von mir wichen, so wie ich auf der Scene erschien, und mich glühend anschauten, als wollten sie mich verschlingen . . .

„Wer ist dieser kecke Anglotzer?" — fragte ich meine Kollegin, Fräulein Weidner.

„Ei, den kennen Sie noch nicht? Das ist ja Prinz August, auch Prinz Don Juan genannt, wegen seiner vielen galanten Abenteuer. Er ist der gefährlichste Mann Berlin's. Hüte Dich fein's Blümelein!"

„Aber er hat ja nicht die geringste Aehnlichkeit mit den schönen blonden Prinzen unseres Königshauses. Er sieht eher wie ein Franzose aus . . ."

So oft Prinz August im Theater war: dasselbe kecke Anstarren der brennenden Augen — vor denen ich instinktartig die meinen niederschlagen mußte. Und der Ausdruck seines ursprünglich schönen Gesichts erschien mir jedes Mal faunartiger — widerwärtiger.

Und dann, nach der ersten Theater-Vorstellung im Palais, kam er auf uns zu — mit seinem Faunlächeln — wie ein siegbewußter Pascha, der seine Sklavinnen mustert: welcher er sein Taschentuch zuwerfen soll!

Er redete mich allein von allen Künstlerinnen an — und seine Worte trieben mir das Blut glühend heiß in's Gesicht. Er lobte mich — meine schöne Figur — meine blühende Frische — mein blondes Haar ... aber wie der Sportman ein schönes Pferd lobt. Seine Augen brannten verzehrend auf mir und sein Athem berührte mich heiß. Ich war kaum im Stande, einige kühle Redensarten zu antworten. Die Thränen drohten mir auszubrechen ... Da ging der Prinz mit einem seltsamen Lächeln weiter.

„Kleene, Kleene, nehmen Sie sich in Acht!" — sagte Amalie Wolff zu mir. — „Der hat's auf Sie abgesehen — und Prinz Don Juan ist nicht gewohnt, auf halbem Wege umzukehren!"

Ich lachte, aber das Herz war mir beklommen. Die Tänzerinnen steckten die Köpfe zusammen und kicherten und sahen mich spöttisch an.

Bald war es in ganz Berlin bekannt, daß Prinz August mich seiner Aufmerksamkeit gewürdigt habe, und von allen Seiten wurden wir vor diesem schlimmsten aller Roué's gewarnt. So hörte ich denn auch mehr über Prinz Don Juan.

Sein Vater, Prinz Ferdinand, war der jüngste und unbedeutendste Bruder des großen Friedrich. Seine Mutter, die Prinzessin Ferdinand, Louise, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, zeichnete sich in ihrer Jugend durch Schönheit und zahlreiche Galanterien aus — in ihrem Alter durch Stolz. Ihrem italienischen Gesanglehrer hatte sie eine so glühende Leidenschaft eingeflößt, daß dieser sich am Vesuv eine Hütte baute, um ganz der Erinnerung an sie zu leben. Der erklärte Günstling ihres

Herzens war ein Graf Schmettau. Der alte Fritz nannte ihre Kinder gern: „die abscheuliche Schmettau'sche Race," für die sein einfältiger Bruder Schätze sammle.

Der älteste Sohn, Friedrich, war als blühender Jüngling gestorben. Der zweite war der geniale unglückliche Prinz Louis Ferdinand, der von seiner Mutter das heiße Blut geerbt hatte. Sein wildes junges Leben war eine Kette von Liebschaften und — Schulden. Sein Oheim, der in Rheinsberg gestorbene Prinz Heinrich, hatte den schönen liebenswürdigen Louis Ferdinand zum Universalerben seines großen Vermögens eingesetzt, aber der leichtsinnige, gutmüthige junge Prinz — von seiner Familie überredet — zu Gunsten seines Vaters darauf verzichtet, um später mit seinem jüngeren Bruder August theilen zu können. So kam es, daß — als Preußens todesmuthiger Achilleus 1806 bei Saalfeld fiel — er viel weinende Frauenherzen und viel trauernde Gläubiger hinterließ. Seine Million Schulden ist nie bezahlt worden.

Prinz Ferdinand starb 1813 — die stolze Prinzessin Ferdinand 1820. Ihr prunkvolles ceremonieuses Leichenbegängniß hatte sie in ihrem Testamente bis in die kleinsten Details angeordnet, — aber nicht die lustigen Tänze, welche das Volk und die Soldaten mit ihren Fackeln dabei aufführten.

Ihr Sohn, Prinz August, war der reichste Prinz am preußischen Königshofe. Er besaß zehn Millionen und das schöne Schloß Bellevue im Thiergarten.

In den Freiheitskriegen soll er sich durch Muth und Klugheit ausgezeichnet haben. Mit siebenundzwanzig Jahren kämpfte er bei Jena — und ritt auf dem Rückzuge das edle englische Pferd, das seinen Bruder Louis bei Saalfeld in den Tod getragen und dessen Sattel noch von dem Blute des Bruders bespritzt war. In den Sümpfen zwischen Prenzlau und Pasewalk gerieth Prinz August mit seinem

Adjutanten von Klausewitz in französische Gefangenschaft und beide wurden erst in Nancy, dann in Soissons internirt.

Im Herbst des nächsten Jahres durfte Prinz August Frankreich verlassen. Vorher machte er noch jenen verhängnißvollen Besuch in Coppet, der ihn mit der schönen Madame Recamier bekannt machte. Klausewitz schreibt von Coppet aus am 16. August 1807:

„Wir sind hier täglich in der Gesellschaft der Frau von Staël. ... Sie spricht viel und sehr interessant, so daß man wirklich nicht müde wird, sie zu hören. Mit erlernten Floskeln über Kunst und Literatur kommt man da nicht weit, davon sehe ich ein lebendiges Beispiel (Prinz August), und deswegen gefalle ich mir in meinem Stillschweigen um so mehr, denn ich fühle, daß ich damit noch nicht die schlechteste Rolle spiele. Die bekannte Madame Recamier ist von der Gesellschaft — eine sehr gewöhnliche Kokette."

Mit dieser „sehr gewöhnlichen Kokette", die aber für die schönste Frau ihrer Zeit galt, knüpfte der stets verliebte Prinz August schnell das zärtlichste Liebesverhältniß an. Es kam sogar zur Verlobung und zum Ringewechseln, obgleich Madame Recamier's Gatte noch in Paris lebte. Frau von Staël mit ihrem liebereichen Herzen segnete diesen Bund.

Ganz naiv bittet die schöne Julie ihren Gatten brieflich um seine Einwilligung in die Scheidung, damit sie den schönen Prinzen August — morganatisch heirathen könne. Herr Recamier gibt seine Einwilligung, erinnert Julie aber daran, daß sie katholisch — der Prinz evangelisch sei, daß der Prinz sie ohne Einwilligung des Königs von Preußen nicht heirathen dürfe — und welche schiefe Stellung sie am stolzen Königshofe in Berlin einnehmen werde! Und wer ihr garantire, daß der Prinz — bekannt wegen seiner vielen Liebschaften — ihr treu bleiben werde?

So blieb es denn zunächst bei der Verlobung und der zärtlichsten Liebe. Mad. Recamier hat oft betheuert, daß der schöne Prinz August von Preußen ihre einzige leidenschaftliche Liebe gewesen. Im Oktober 1807 mußten die Liebenden sich nach fast dreimonatlichem Beisammensein in Koppet trennen. Der Prinz kehrte an den preußischen Hof nach Königsberg — Mad. Recamier zu ihrem Gatten nach Paris zurück: um sich für den geliebten Prinzen von dem berühmten Gerard im — — Badekostüm, das kaum noch ein Kostüm war, malen zu lassen!

In einem glühenden Briefe vom 24. April 1808 antwortete der Prinz aus Königsberg:

„Wie kann ich der Wonne Ausdruck geben, die mich durchrieselte, als ich Ihren Brief las und dann Ihr süßes Bild betrachtete! Ganze Stunden stehe ich vor diesem entzückenden Bilde und male mir ein Glück aus, das Alles übertrifft, was die Einbildungskraft Köstliches zu ersinnen vermag. Welch menschliches Glück ist dem Hochgefühl zu vergleichen, von einem Wesen, wie Sie, geliebt zu werden! Sie wissen durch meinen vorigen Brief, mit welcher Ungeduld ich Ihre Antwort erwarte, die über meine Abreise nach Aachen entscheiden wird . . .“

Dies Wiedersehen in Aachen fand zunächst nicht statt, ebensowenig in Karlsbad oder Teplitz, wohin der verliebte Prinz seine schöne Julie so oft stürmisch einladet. Zu einem verabredeten Rendezvous in Schaffhausen kommt der Prinz — findet aber die Geliebte nicht vor, die auf Befehl Napoleons Frankreich nicht verlassen darf. Erst bei dem Siegesaufenthalt des Prinzen 1814 und 1815 in Paris sehen die Liebenden sich wieder — und dann 1818 während des Kongresses in Aachen, wohin Julie auf Bitten des Geliebten gekommen ist. Da sieht man in stiller Nacht des

Prinzen Equipage und zwei berittene Fackelträger stundenlang vor der Wohnung Mad. Recamiers halten.

Damit hatte wohl dies Liebesverhältniß ein Ende. Prinz August hatte sich längst anderen Göttinnen zugewendet. —

Jenes Bild der schönen, dem Bade entstiegenen Julie habe ich in Berlin gesehen. Der Prinz hatte es zu einer öffentlichen Gemäldeausstellung gesandt, wo es natürlich sehr den moquanten Witz der Berliner herausforderte.

Mad. Recamier bezog von dem Prinzen August eine Pension. Sein Bild schmückte bis zu ihrem Tode ihren Schreibtisch in der Abbaye aux Bois bei Paris.

Zu meiner Zeit gab es in Berlin unter den hundert Liebschaften des Prinzen August zwei anerkannte Sultaninnen.

Die eine war die Schwester der berühmten beiden Bildhauer Wichmann, deren Porträtbüsten besonders geschätzt wurden. Der jüngere Bruder hat auch die schönste Büste von Henriette Sontag geschaffen.

Auf Betrieb des Prinzen August wurde die schöne Mlle. Wichmann vom Könige zur Gräfin Waldenburg erhoben. Ihre Töchter, die als sehr excentrisch bekannten Komtessen Waldenburg erhielten sogar Zutritt zu den vom Könige im Palais gegebenen Bällen, wo sie durch ihre übergroße Lebhaftigkeit auffielen. Von der Komtesse Evelina Waldenburg hieß es später einmal: sie habe in einer Art Liebesraserei in Potsdam den Versuch gemacht, sich zu — erhängen.

Im September 1825 erhob der König des Prinzen August zweite Maitresse, eine wunderschöne Jüdin aus Rheinsberg, Mlle. Arens, mit prachtvollen großen dunklen Augen und glänzend schwarzem Haar, und ihre Kinder unter dem Namen v. Prillwitz in den Adelstand. Den Namen führten sie von dem schönen Gute Prillwitz in der Neumark, das der Prinz der Geliebten geschenkt. In Berlin bewohnte

Frau v. Prillwitz ein schönes eigenes Haus am Potsdamer Thor und wenn sie im Theater erschien, strahlte sie von Diamanten.

Es war eigentlich unbegreiflich, daß der tugendhafte, sonst so sittenstrenge König Friedrich Wilhelm III. diese Liebesverhältnisse des Prinzen August durch seine öffentliche Anerkennung gradezu sanktionirte.

Timm gab mir die Erklärung: Nach den Hausgesetzen der preußischen Königsfamilie dürften nur die dem Throne nächststehenden Prinzen bis zu einem gewissen Grade legitim heirathen, — denn wo es sonst enden solle mit all' den königlichen Prinzen und Prinzessinnen, die vom Throne Rechte und vom Lande Apanagen beanspruchen könnten? Und Prinz August sei schon ein zu entfernter Vetter des Monarchen, daß seinen legitimen Kindern solche Ansprüche zu gestatten wären! — Ich habe solche — Staatsweisheit auf Kosten der öffentlichen Moral nie recht begreifen können.

Und nun sollte ich zur dritten anerkannten Sultanin des Prinzen August erhoben werden.

Nachdem der Prinz mich bei allen Theatervorstellungen im Palais schon durch seine Zudringlichkeiten belästigt hatte, kam er eines Abends mit seinem Adjutanten sogar zu Fuß in unsere Wohnung . . . Welche Marter haben die Mutter und ich in jener Stunde ausgestanden! Welche Demüthigung — welche Schmach! Und doch durften wir dem lüsternen Anbeter nicht geradezu die Thür weisen — weil er ein königlicher Prinz und Vetter Sr. Majestät war — und ich eine königliche Schauspielerin! In jener Stunde habe ich wohl am bittersten das Erniedrigende und Gefährliche meiner Stellung als öffentliche Schauspielerin empfunden!

Als der Prinz endlich ging, hörte unser braver Wirth, wie er auf der Treppe zu seinem Adjutanten sagte: „Und

dennoch muß dies junge spröde Ding mein werden — und sollte es mich hundert Tausend Thaler kosten!"

In welcher Aufregung — in welcher Verzweiflung die Mutter und ich zurückblieben!

Am andern Morgen brachte ein Bote uns wundervolle Blumen in Töpfen mit großen weißen glänzenden Glockenblüthen, die einen eigenthümlich süßen betäubenden Duft ausströmten.

„Von wem?" — fragte die Mutter den Ueberbringer.

Der zeigte eine Karte vor ohne Namen, mit den Worten: „Der glühendste Verehrer der Schönheit möchte nicht genannt — aber errathen sein!"

Der alte Oberst Zechelin, der treuste von der alten Theatergarde, der grade bei uns war, flüsterte uns zu: „Grade solche Blumen habe ich in den prächtigen Treibhäusern des Prinzen August in Bellevue gesehen!"

„Nehmen Sie die Blumen zurück — wir empfangen nur Geschenke von bekannten Freunden!" — sagte die Mutter — und fort waren Bote und Blumen und Duft.

Als ich bald darauf E. T. A. Hoffmann's seltsame Novelle: „Datura" las, in der eine alte Professorin von ihrem jungen, von einer anderen Liebe verführten Gatten durch den Duft der weißen vergifteten Daturablüten beseitigt werden soll, — mußte ich lebhaft an die Blumenhuldigung des Prinzen August denken.

Bei Clauren (Hofrath Heun) hatten wir eine höchst elegante, recht musikalische „Dame" kennen gelernt, die sich in schmeichelndster Weise der Mutter und mir näherte und bat, uns besuchen zu dürfen. Sie hieß „Madame Cracau" — weiter wußten wir nichts von ihr.

Sie kam und überhäufte uns mit Artigkeiten, Wir spielten zuweilen vierhändig mit einander.

Eines Tags brachte Madame Kracau einen ganzen Korb

voll prachtvoller Schmuckſachen mit und forderte mich auf: nach Gefallen daraus zu wählen. Ich würde einen hohen Verehrer dadurch ſehr glücklich machen . . .

„Prinz Auguſt!“ — rief ich unwillkürlich aus.

Madame Kracau lächelte vielſagend und zerfloß ſchier in Lob über den ſchönen, ritterlichen, großmüthigen Prinzen . . .

„Wir können von dieſen Koſtbarkeiten keinen Gebrauch machen und bitten Sie dringend, uns in Zukunft mit ſolchen Geſchenken zu verſchonen!“ — ſagte die Mutter ſehr beſtimmt.

Als Madame alle ſchmeichelnden Ueberredungskünſte vergebens verſucht hatte, bat ſie: die Schmuckſachen wenigſtens vorläufig bei uns laſſen zu dürfen, da ſie einen nothwendigen Beſuch machen müſſe und den ſchweren Korb dahin nicht mitnehmen könne . . .

Wir waren gutmüthig und nicht weltklug genug, dies Anſinnen zurück zu weiſen. Die Mutter räumte einen Kommodenkaſten ein, verſchloß in demſelben den koſtbaren Korb und gab Madame Kracau den Schlüſſel — die ihn erſt nach langem Sträuben annahm.

Wer aber nicht wiederkam — war Madame Kracau.

Inzwiſchen waren Briefe auf Briefe vom Prinzen Auguſt angelangt, in denen Se. königliche Hoheit immer deutlicher und geſchäftsmäßiger wurde. Er bot für meinen Beſitz 100,000 — zuletzt gar 200,000 Thaler, ein eingerichtetes Haus in Berlin und einen Titel als Baronin. Der König würde ſeine Einwilligung geben und ich mit der Mutter in hohen Ehren in Berlin leben. Meine Kinder würden anerkannt werden . . .

Die Mutter antwortete auf Alles nur immer wieder mit der dringenden Bitte: unſere Ruhe nicht zu ſtören . . . Aber zuletzt drohte ſie: den Schutz des Königs anzurufen!

Da hörten die brieflichen Liebesanträge des Prinzen auf. Aber nicht ſeine Nachſtellungen.

Wiederholt schrieben wir an Mad. Kracau: sie möge die Schmucksachen abholen! — Sie antwortete nicht. Da treffe ich die elelegante „Dame“ eines Morgens, als ich aus der Probe im Opernhause komme, unter den Linden. Ich muß heute annehmen, daß sie mich erwartet hatte.

Sie kam mir in alter Weise zutraulich entgegen und bat sehr um Entschuldigung, daß sie immer noch nicht die Schmucksachen wieder abgeholt habe. Sie fürchte sich vor der strengen Miene meiner Mutter, bei der sie nun mal durch übergroße Gutmüthigkeit gegen einen hohen, und doch immerhin sehr liebenswürdigen Herrn in ein schiefes Licht gekommen sei . . Wenn ich aber die große Freundlichkeit haben wolle, die wenigen Schritte bis zu ihrer Wohnung mit ihr zu gehen, so werde sie mir den Schlüssel zu der Kommode mitgeben und mich bitten, ihr die Sachen zuzuschicken . . .

Madame Kracau wußte so unschuldsvoll zu plaudern, so anmuthig die Reuige zu spielen, daß sie meine Bedenken bald eingeschläfert hatte. Unbesonnen, wie ich von jeher war, stets der Eingebung des Augenblicks gehorchend, folgte ich arglos dem schmeichelnden Locken der gewiegten Vogelstellerin in's Garn. Sie führte mich in die Neue Wilhelmstraße in ihre sehr elegante Parterre-Wohnung, in der ich jene fremdländischen Blumen mit den großen weißen glänzenden Kelchen und dem betäubenden Duft wiedersah, die uns schon ein Mal so alterirt hatten. Madame behauptete, sie seien aus Bouché's Blumengarten. Umsonst drängte ich zum Gehen. Die liebenswürdige Frau hatte mir so viel Schmeichelhaftes über meine letzte Rolle zu sagen — so viel Interessantes von ihren Reisen zu erzählen — so viel reizende Kupferstiche und Nippes zu zeigen . . . daß ich mich immer wieder fesseln ließ . . .

Dann fuhr ein Wagen vor. Madame stand auf, öffnete einen kostbaren Wiener Flügel und bat mich, ihr neues

Instrument doch einmal zu versuchen, bis sie den Schlüssel gebracht habe. Sie verschwand im Nebenzimmer. Dort sah ich beim Oeffnen der Thür mit einem schnellen Blick, einen reich servirten kleinen Frühstückstisch mit Champagnerkelchen und silbernem Eiskübel . . . Dann hatte die Thür sich wieder geschlossen.

Mit mir heute selber unerklärlichem Leichtmuth folgte ich dem Locken des herrlichen Flügels — schlug erst im Stehen einige Akkorde an — setzte mich dann und vertiefte mich ganz in melodische Phantasien, bis ich die Thür zum Nebenzimmer sich leise öffnen hörte . . . Ein Blick dahin — und die Finger glitten mir wie gelähmt mit einer schrillen Dissonanz von den Tasten . . .

Aus der Thür trat Prinz August und näherte sich mit siegessicherem Faunlächeln . . . Zugleich hörte ich, daß die Thür, durch die ich dies Zimmer vom Flur betreten hatte, von außen leise verschlossen wurde . . . Noch zwei Schritt — — und Prinz Don Juan hätte mich in seinen Armen gehalten . . .

Da kam über mich, die sonst so leicht eingeschüchterte, eine seltene Kourage — der höchsten Angst. Mit lautem Hilfeschrei sprang ich auf, warf dem Prinzen den schweren Klavierstuhl vor die Füße — stürzte an's Fenster, riß die Töpfe mit den verführerischen weißen Blumen herab und den Fensterflügel auf — und sprang schreiend auf die Straße . . . noch ehe der verdutzte Verfolger mich am Gewande erhaschen konnte . . .

Dies Alles war die That eines Augenblicks — Dank den jungenhaften Voltigirübungen meiner Kinderzeit und den Kletterpartien des übermüthigen Pagen Paul von Husch und anderer Hosenrollen . . .

In höchster Aufregung — ohne Hut, ohne Shawl und unter dem Zusammenlaufen der fragenden, rufenden, drängen-

den Nachbarn und Passanten eilte ich in fliegender Hast und fast sinnlos aus der Neuen Wilhelmstraße den Linden zu — und rannte dort zum Glück unsern bewährten Freund, den Justizrath Ludolf fast über den Haufen, der ganz erstarrt war, mich in dieser Verfassung zu finden . . .

Mit zwei Worten hatte ich ihm das Nöthigste mitgetheilt — dann erst stürzten mir die Thränen aus den Augen. Ludolf rief eine Droschke heran, um mich aus der immer neugieriger anstürmenden Menge zu befreien. Wir stiegen ein. Ludolf rief dem Kutscher zu: „Königs Palais!“ — und wir fuhren davon.

Unterwegs mußte ich dem Freunde Alles möglichst genau erzählen. Er rieth mir, direct zu Timm zu gehen und den König um eine Audienz und um Schutz gegen den Prinzen August zu bitten. Er, Ludolf, wolle sogleich beim Gericht die Anzeige gegen die gefährliche Mad. Kracau erheben . . .

Timm suchte mich anfangs zu beruhigen: ich möge doch Rücksicht nehmen auf den König, der stets so gütig gegen mich gewesen sei — die ganze königliche Familie würde durch diesen Skandalprozeß mit kompromittirt . . .

Ich aber war außer mir und nicht zu beruhigen, so daß Timm zum Könige hinein gehen und berichten mußte. In großer Erregung kam der Monarch in's Audienzzimmer — und ich mußte Alles wieder auf's Genaueste erzählen.

Wiederholt rief der König indignirt dazwischen:

„Infam — erschrecklich — mauvais sujet — Schande machen — ruhig sein, Kind — Genugthuung haben — Gerechtigkeit ihren Lauf lassen — aber bitten, Prinzen schonen — um meinetwillen . . .

Dankbar küßte ich Friedrich Wilhelm dem Gerechten die Hand und eilte zur Mutter, die noch ganz ahnungslos war.

Bei ruhiger Ueberlegung hätten wir gerne auf den Skandal-Prozeß verzichtet — wenn das noch möglich gewesen

wäre. Wie ein Lauffeuer ging die Geschichte — natürlich mit großen Uebertreibungen — schon durch die ganze Stadt. Mein Hilferuf und Fensterſprung hatte zu viel Zeugen gehabt. Ludolf hatte schon bei Gericht und Polizei die Anzeige gemacht — und so riethen alle Freunde, der richterlichen Entscheidung und Rehabilitirung meines Rufs nichts in den Weg zu legen.

So ging denn der Prozeß seinen häßlichen, aufregenden Gang. Madame Kracau wurde verhaftet. Die Mutter und ich wurden wiederholt als Zeugen gegen sie vernommen. Wir hatten viel Verdruß und Kummer davon.

Die Kracau benahm sich sehr klug. Sie suchte Alles als Scherz und unglücklichen Zufall darzustellen und den Prinzen vollständig rein zu brennen. Im Uebrigen nahm sie geduldig und im Hinblick auf die prinzlichen Schmerzensgelder Alles auf ihre eigene Kappe und rechnete darauf, daß der Prinz sie zu schützen wissen werde.

Doch kamen recht fatale Enthüllungen an den Tag. Madame Kracau war in ihrer Jugend die Geliebte des Prinzen August gewesen — und wurde später seine gefällige Vertraute. Das Haus, das sie bewohnte, gehörte dem Prinzen. Die beiden Bildhauer Wichmann, die Brüder der Gräfin Waldenburg, hatten in dem Hause ihr Atelier.

Auf unsere Bitte wurde die Kommode mit den Schmucksachen von einem Polizei-Kommissar geöffnet und der unberührte kostbare Korb dem Gerichte eingehändigt.

Madame Kracau kam mit einer verhältnißmäßig gelinden Gefängnißstrafe davon.

Prinz August besah vom Könige eine kleine moralische Vorlesung — und machte dann als General der Artillerie eine Inspektionsreise, von der er mit seiner neusten Maitresse, einer kleinen Actrice vom Königstädter Theater, in Rheinsberg ausruhte.

Als er nach Berlin zurückkehrte, sagte der König ihm, wie Timm mir erzählte, die milden Worte:

„Bauer in Ruhe lassen — anständiges Mädchen — lieb' das nicht — keinen Skandal — so schon genug Gerede unter den Leuten — fatal!"

Prinz August — von dessen neuestem Verhältniß mit der schönen Ballerina Fourcisi bald ganz Berlin sprach — hat mich auch hinfort in Ruhe gelassen mit seiner Liebe — dafür aber um so grausamer mit seinem Haß verfolgt. Er suchte systematisch meinen Ruf als Künstlerin und als Weib zu untergraben. Er war unerschöpflich, immer neue böse Gerüchte über mich zu verbreiten.

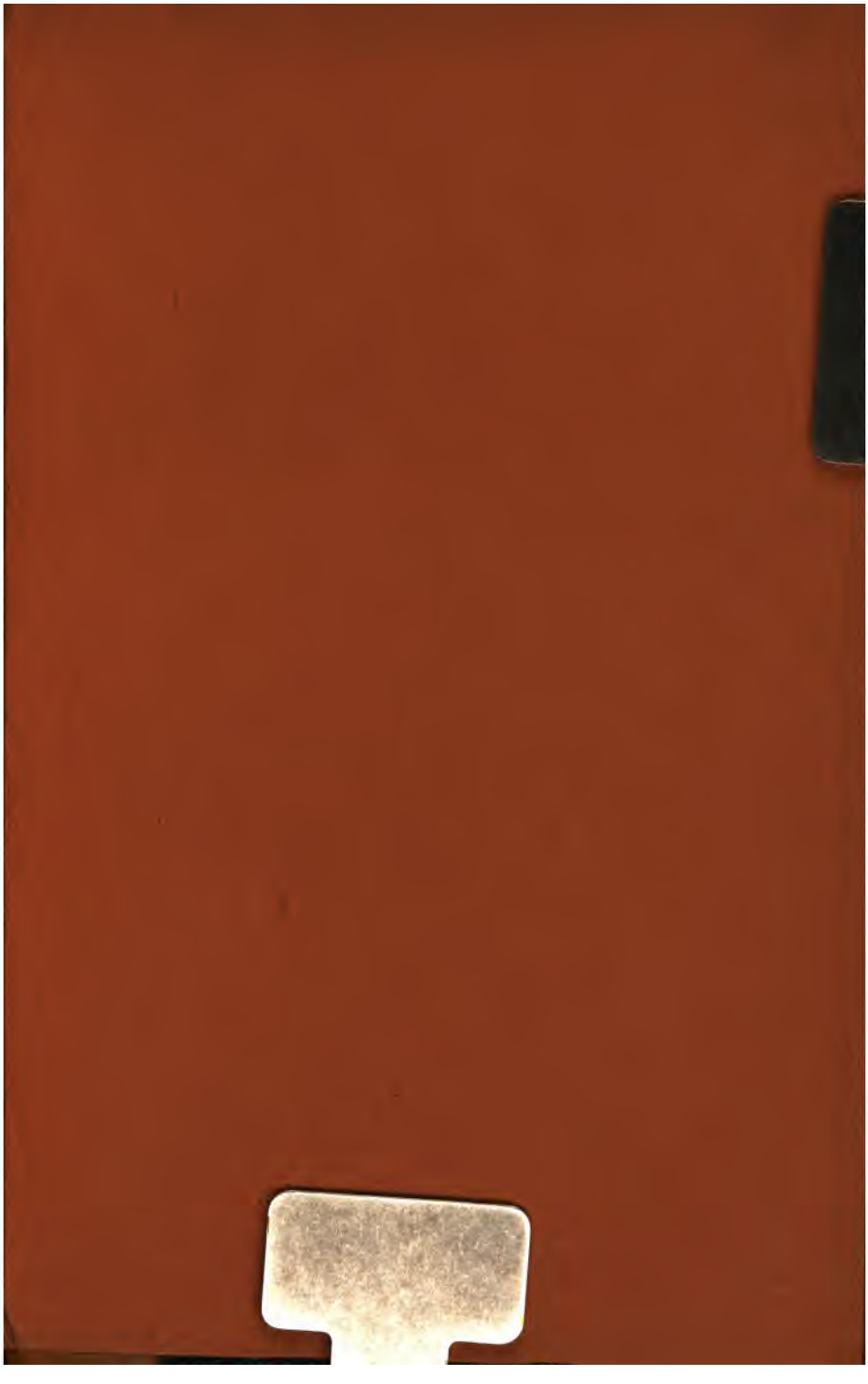
Als ich das Unglück hatte, den „falschen Grafen Samoilow" für einen echten zu halten, wie es damals halb Berlin that — da triumphirte Prinz Don Juan mit lautem Jubel und überschüttete „Madame la comtesse de Samoilow" mit Hohn und Spott.

Prinz August ist es hauptsächlich, der mich durch seinen Haß und seine Rache aus Berlin vertrieb — einem neuen Unglück in die Arme . . .

Dies neue Unglück hieß: Prinz Leopold von Koburg, — den ich zum ersten Mal auch während einer Theatervorstellung bei Hofe sah.

Aber noch war ich diesem neuen „Glück" — wie man es damals nannte und ich es so gern erhoffte — nicht nach England gefolgt: so waren beim Prinzen Leopold schon die schlimmsten Verleumdungen über mich aus Berlin eingelaufen — — vom Prinzen August von Preußen!

Davon später! —

Ende des ersten Bandes.

Druck Gebrüder Grunert, Berlin.